This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

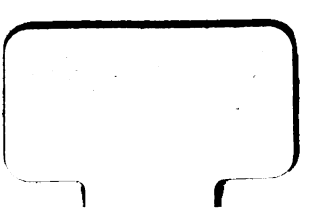
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



ESMUSEUM
AMSTERDAM.

Medicinischer

A R G O S.

STK
R51
M42

Herausgegeben

von

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAY 2 199

Dr. ***Hacker.***

Vierter Band, erstes Heft.

☞ **Der Argos erscheint in Heften, deren drei einen Band bilden. Preis eines Bandes 2 Rthlr., wofür derselbe in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Der Verleger.

Leipzig, 1842.
Verlag von Otto Wigand.

Inhalt.

I. Originalabhandlungen.

Ideen zu einer Reform des Baderwesens in Baiern, von Dr. Eisenmann auf der Festung Oberhaus bei Passau. ..... S. 3 — 10

Ueber das Selbstdispensiren der Aerzte und das Curiren der Apotheker, von Dr. Meurer in Dresden. ..... - 10 — 16

Die Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart aus der Vogelperspective betrachtet, von Dr. Hirschel in Dresden. ..... - 16 — 30

Ueber etwas Irriges in der Lehre der Syphilis, von Dr. Thierfelder in Meissen. ..... - 31 — 37

Historisch-kritische Darstellung der Ansichten und Resultate über die einfache Behandlung der Syphilis, vom Herausgeber. ..... - 37 — 88

II. Kritiken.

Zur Revision der gewöhnlichen Anwendung der kalten und warmen Fomentationen, von Dr. Th. Reinbold in Hannover. ..... - 89 — 97

Einige Bemerkungen zu dem in der neuern Nervenphysik aufgestellten Gesetze der „excentrischen Erscheinung für die Action sensibler Nerven," (Romberg, Müller.) von Demselben. ..... - 97 — 104

III. Antikritiken.

Entgegnung gegen den Herrn Dr. Salomon in Leipzig, von Dr. Salomon in Hamburg. ..... - 105 — 109

Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Dr. Rosenbaum in Halle, von Dr. J. F. H. Albers in Bonn. ..... - 109 — 114

Ueber eine Kritik des Herrn Dr. A. W. Volkmann in Dorpat, betreffend die „Untersuchungen über Spinal-Irritation etc.", von Dr. Stilling in Cassel. ..... - 114 — 131

Dr. Eisenmann an Hrn. Prof. Dr. H. E. Richter. ... - 132 — 136

Warum soll es ungeeignet seyn, bei Abfassung von Krankengeschichten die Religion der Kranken zu benennen? von Dr. Braun in Fürth. ..... - 136 — 138

Erwiderung gegen Dr. Steinheim, von Dr. Hauff in Kirchheim unter Teck. ..... - 139 — 141

IV. Miscellen.

Vorschlag zur Einführung einer polizeilichen Vorsichtsmaassregel in Betreff der Arsenikvergiftungen, von Dr. M. Schreber in Leipzig. ..... - 141 — 143

Kleine Bemerkungen. ..... - 143 — 144

Medicinischer

ARGOS.

Herausgegeben

von

Dr. *Hacker.*

Vierter Band.

Leipzig:
Verlag von Otto Wigand.

1849.

I. Originalabhandlungen.

Ideen zu einer Reform des Baderwesens in Baiern.

Von

Dr. *Eisenmann*,

auf der Festung Oberhaus bei Passau.

Die Klagen über das Baderwesen oder Unwesen namentlich in Baiern sind so bekannt und anerkannt, dass ich einer Wiederholung und Begründung derselben wohl überhoben bin; auch dürfte sich in Baiern ausser dem Herrn Medicinal-Referenten im Ministerium kaum ein Arzt finden, welcher diesem Institut der privilegirten Ignoranz und Suffisance das Wort spräche. Allein bei alle dem hat eigentlich noch keine öffentliche Stimme ein Mittel bezeichnet und vorgeschlagen, durch welches den beklagten Uebelständen abgeholfen werden könnte. Die früher beliebte Theilung der Arbeit zwischen dem Arzt und dem Bader, wenn ich mich so ausdrücken darf, hat so schlechte Resultate geliefert, dass die Regierung davon zurückkam, dem Bader die Behandlung leichter Krankheitsfälle zuzugestehen, denn sie sah endlich wohl ein, dass dem Bader jeder Krankheitsfall ein leichter sein könne. Dagegen hat sie den Badern andere höchst auffallende Zugeständnisse gemacht, und jene Befugnisse, die sie dem Bader nicht einräumen konnte, die nimmt sich dieser nun selbst; so sieht man die Bader nicht nur die gefährlichsten Krankheiten selbstständig behandeln, sondern auch nach Art der Homöopathen die Arzneien aus der Tasche reichen.

Nachdem alle Versuche, die man in Baiern mit landärztlichen, chirurgischen und Bader-Schulen und den daraus hervorgegangenen Pseudo-Aerzten angestellt hat, misslungen sind, dürfte es

endlich einmal an der Zeit sein, die Sache von einem andern Gesichtspunkte aufzufassen; und dieses thue ich denn, indem ich die Frage stelle, ob man denn überhaupt in Baiern neben den approbirten Aerzten noch eigene Wundärzte brauche? Die Beantwortung dieser Frage wird zu einem unerwarteten Resultate führen.

Ich will nicht auf den historischen Ursprung und die frühere Nothwendigkeit der barbierenden Chirurgen zurückgehen, denn ich habe es mit der Gegenwart zu thun, ich habe zu untersuchen, welches jetzt die Verrichtungen der Chirurgen und Bader sind, und ob diese Verrichtungen nicht etwa bésser durch andere Personen versehen werden können. Der Chirurg dient dem Staate als Gerichtswundarzt; er behandelt ferner in der Privatpraxis die ihm vorkommenden chirurgischen und geburtshülflichen Fälle; er unterstützt drittens den Arzt durch die sogenannten kleinen chirurgischen Verrichtungen, als da sind: Aderlassen, Blutegel setzen, Klystieren, Verband anlegen u. d. g.; endlich hält er sich Gesellen zum Barbieren, oder thut dieses selbst. Gehen wir nun diese vier Kategorien wundärztlicher Verrichtungen durch.

1. Die Stelle eines Gerichtswundarztes ist unentbehrlich, allein ob sie durch Individuen versehen werden müsse, welche den Namen eines Chirurgen nur dann verdienen, wenn Chirurg auf teutsch Handlanger heisst, das ist eine andere Frage. Wäre es nicht in jeder Beziehung zweckmässiger, die Gerichtswundarzt-Stelle für den ersten Grad des ärztlichen Staatsdienstes zu erklären und dazu promovirte und approbirte Aerzte zu wählen, sowie man auch die Iuristen ihre Laufbahn als Protokollisten beginnen lässt? Es wird wohl Niemand widersprechen, wenn ich behaupte, dass ein promovirter und approbirter Arzt zu den Verrichtungen eines Gerichtswundarztes mehr befähigt sei, als der sogenannte Chirurg, und eben so gewiss ist es, dass der approbirte Arzt neben seiner höheren Befähigung auch einen grösseren Diensteifer mit ins Amt bringe; denn wenn der Staat die Gerichtswundarzt-Stelle zur ersten Stufe des ärztlichen Staatsdienstes macht, so wird er natürlich die Gerichtswundärzte je nach ihrer Qualification früher oder später zu Gerichtsärzten befördern, der Doctor als Gerichtsarzt hat sohin durch die Aussicht auf lohnende Beförderung eine Anregung, welche nicht auf den Chirurgen als Gerichtsarzt wirken kann; denn dieser weiss, dass er keinen Anspruch

auf Beförderung hat, er muss sohin seine volle Thätigkeit der Privatpraxis zuwenden und hinsichtlich seiner amtlichen Verrichtungen wird er sich in der Regel begnügen, seine unabweisbare Pflicht gethan zu haben. Es würde sich demnach nur noch fragen, ob die jungen Aerzte gesonnen seien, ihre Laufbahn als Gerichtswundärzte zu beginnen und ob sich eine hinreichende Anzahl von Aerzten zur Besetzung der Gerichtswundarzt-Stellen vorfindet. Wie sich diese Frage in andern teutschen Staaten beantwortet, kann ich nicht wissen, in Baiern aber bejaht sie sich auf das zuverlässigste. Wir haben in Baiern nicht nur eine unzählige Menge von praktischen Aerzten auf dem Lande, welche recht gern die bezeichnete Stelle annehmen würden, sondern wir haben auch noch eine grosse Anzahl junger absolvirter Aerzte, welche bei dem in Baiern auch auf die Aerzte ausgedehnten Princip des Zunftwesens, die Erlaubniss zum Prakticiren noch nicht erlangen können, und denen in der Welt nichts willkommener wäre, als ein solcher Eintritt ins praktische Leben. Ueberdies wird es sich gar nicht darum handeln, ob die jungen Aerzte gern oder ungern als Gerichtswundärzte functioniren wollen, denn sowie es einmal bestimmt ist, dass nur Gerichtswundärzte zu Gerichtsärzten befördert werden, so wird die Stelle des Gerichtswundarztes jedenfalls von den jungen Aerzten angelegentlich gesucht werden. Was aber die Anzahl der Aerzte betrifft, die zur Besetzung der genannten Stellen disponibel wäre, so ist diese so gross, dass sie nicht nur ausreichen würde, die allmälig aussterbenden Amtschirurgen zu ersetzen, sondern dass sie sogar zu einer plötzlichen und gleichzeitigen Besetzung aller Gerichtswundarzt-Stellen genügen würde. Es steht demnach fest, dass wir keine sogenannten Chirurgen für die Gerichtswundarzt-Stellen brauchen, sondern dass diese Stellen zweckmässiger und besser durch absolvirte Aerzte besetzt werden können, ohne dass ein solcher Fortschritt dem Staate das geringste Opfer kostete.

2. Der Chirurg behandelt in der Privatpraxis die ihm vorkommenden chirurgischen und geburtshülflichen Fälle. Auch in dieser Verrichtung wird er durch die auf dem Lande prakticirenden Aerzte mehr als ersetzt. Wir haben jetzt schon so viel Aerzte auf dem Lande, dass wohl Niemand im Ernste von einem Mangel an ärztlicher Hülfe auf dem Lande sprechen wird, um so weniger,

wenn auch noch die Gerichtswundarzt-Stellen durch absolvirte Aerzte besetzt werden. Denn jedes Landgericht, welches in Baiern im Durchschnitt nicht 12000 Seelen zählt, hat dann jedenfalls in den Personen des Gerichtsarztes und des Gerichtswundarztes zwei approbirte Aerzte, und hiezu kommen noch die nicht beamteten praktischen Aerzte, die sich in jedem Marktflecken und sogar in Dörfern finden. Es mag allerdings einzelne wenige Gegenden geben, welche wegen ihrer Unfreundlichkeit und wegen der Armuth ihrer Bewohner von den praktischen Aerzten gemieden werden, und wo sohin nur beamtete Aerzte und neben diesen die Chirurgen die Praxis ausüben. Allein eben diese Chirurgen sind oft mehr schuld als die Dürftigkeit der Einwohner, dass sich keine praktischen Aerzte in solchen Gegenden halten können, denn je ärmer die Gegend, desto grösser in der Regel die Unwissenheit, und die Unwissenden werden immer dem Barbier vor dem Arzte den Vorzug geben, sei es auch nur in dem Wahn, dass sie dem Barbier weniger zu zahlen brauchen. Sowie daher die Chirurgen in solchen Gegenden wegfallen, so werden sich die praktischen Aerzte dort einfinden. Dieses liegt schon in der Natur der Sache, in Baiern aber, wo, wie gesagt, noch so viele junge Aerzte der Licenz zur Praxis sehnend entgegen sehen, würden viele derselben es vorziehen, einige Jahre in einer unfreundlichen und armen Gegend zu prakticiren und dort ihr Einrücken in die Reihe der praktischen Aerzte in der Stadt abzuwarten, als diese Zeit in praktischer Unthätigkeit hinzubringen. Wenn die Regierung einen praktischen Arzt an diesem oder jenem Ort zu haben wünscht, so braucht sie ihren Wunsch nur auszusprechen, und damit das Versprechen zu verbinden, dass die Praxis an diesem Orte nach einigen Jahren Anspruch auf die freiwerdende Stelle eines praktischen Arztes in der Stadt gebe, und es werden sich genug Concurrenten finden. Die Bewohner der Marktflecken und Dörfer können sohin für ihre Chirurgen approbirte Aerzte bekommen, und werden bei diesem Tausche gewiss nicht verlieren, und der ärztliche Stand wird bei einer solchen Gestaltung der Dinge jedenfalls gewinnen. Denn so lange die Regierung durch die That ausspricht, dass nöthigenfalls der Arzt durch einen Barbier vertreten werden könne, so lange wird auch das Volk den Arzt nicht höher achten als den Barbier, ja einen Unterschied zwischen

beiden wird es eher zu Gunsten des Barbiers als zu Gunsten des Arztes machen; denn der Barbier steht dem gemeinen Manne in geistiger und socialer Bildung viel näher, als der Arzt, und eben deshalb kann sich der gemeine Mann eher ein Urtheil über den Barbier als über den Arzt bilden. Das Wissen des letzteren weiss er nicht zu schätzen; er glaubt daher, dass sich derselbe vom Barbier nur durch Vornehmthun und durch grössere Honorar-Ansprüche unterscheide. Ueberdies giebt es noch so manche unangenehme Verhältnisse, welche es sehr wünschenswerth machen, dass jede Concurrenz zwischen Aerzten und Barbieren wegfalle, und dieses wird durch obigen Vorschlag erreicht.

3. Der Chirurg unterstützt den Arzt durch die sogenannten kleinen chirurgischen Verrichtungen. Um beurtheilen zu können, ob der Chirurg in dieser Beziehung zu entbehren sei, wollen wir die Praxis auf dem Lande und jene in der Stadt unterscheiden. Auf dem Lande nehmen die Aerzte keinen Anstand, das Aderlassen und das Anlegen von Verbänden selbst vorzunehmen, was aber das langweilige Ansetzen von Blutegeln, das Klystieren und dergleichen betrifft, so kann man dazu die Hebammen abrichten und gebrauchen. Nachdem in allen unseren Civilhospitälern zu denselben Verrichtungen durchaus weibliche Personen, die Krankenwärterinnen, verwendet werden, so wird man hoffentlich gegen obigen Vorschlag nicht den Einwurf der Unanständigkeit machen, auch wird man den Hebammen nicht die Fähigkeit absprechen, sich die nöthige Kenntniss und Uebung für diese Verrichtungen zu verschaffen. Es fragt sich sohin nur noch, ob die Hebammen auf dem Lande sich zu solchen Diensten gebrauchen lassen wollen; allein wer daran zweifeln wollte, der würde dadurch nur beurkunden, dass er mit der Lage und den Persönlichkeiten der Landhebammen nicht bekannt ist. Diese Personen würden mit Vergnügen diese Gelegenheit benutzen, ihr Einkommen etwas zu verbessern. Ueberdies kann ja jeder Gerichtsarzt in seinem Bezirke noch einige weibliche Personen im Krankenwärter-Dienst und in den oben genannten Verrichtungen belehren. In den Städten gestaltet sich die Sache noch leichter, denn wir haben hier nicht nur erfahrene Krankenwärterinnen, sondern hier finden sich auch viele Neodoctoren, welche zwei Jahre unter der Aufsicht eines andern Arztes prakticiren müssen, und die sich recht gern einem

praktischen Arzt als Famulus oder Ammuensis beigesellen und die Verrichtungen der niedern Chirurgie für ihn übernehmen. Einen gegliederten Entwurf über diese Anordnung brauche ich wohl nicht vorzulegen, da die Staatsregierungen, wenn sie mit dem Princip einverstanden sein sollten, zur praktischen und zweckmässigen Durchführung derselben meines legislatorischen Talents gewiss nicht bedürfen. Jedenfalls aber behaupte ich, dass der Chirurg auch für die kleinen chirurgischen Verrichtungen auf dem Lande wie in den Städten entbehrlich sei.

4. Endlich lässt der Chirurg durch seine Gesellen barbieren. Dieses Geschäft ist zwar unter dem Ministerium Wallerstein in Baiern ebenfalls den Aerzten übertragen worden, vorausgesetzt, dass dieselben Geld und Neigung haben, sich ein Bader-Recht zu kaufen, und es mag diese Thatsache gewiss den Bauer rechtfertigen, wenn er den Arzt für nichts anderes als einen vornehmen Barbier hält; ich aber möchte gerade diese Verrichtung benützen, um einen andern wichtigen Zweck zu fördern. Die Regierungen haben längst erkannt, von welcher Wichtigkeit für den Wohlstand der Landleute und sohin auch für den Staat die Thierheilkunde ist, und sie haben nicht unterlassen, diese Wissenschaft auf eine zweckmässige Art zu cultiviren. Bei alle dem blüht die Thierheilkunde in Teutschland und namentlich in Baiern zur Zeit nur in den Schulen und in den Büchern, ins Leben ist sie noch wenig gedrungen. Es fehlt zwar nicht an absolvirten Veterinär-Aerzten, aber es fehlt diesen Veterinär-Aerzten an Vertrauen und Beschäftigung. Der Bauer und die auf gleicher Verstandesbildung mit dem Bauer stehenden Mitglieder der höheren Stände wenden sich nicht an den Veterinärarzt, wenn ihnen ein Hausthier erkrankt, sie gehen zum Hirten oder zum Abdecker. Wer mir nicht glaubt, der halte einmal bei den Thierärzten Nachfrage über das Maass von Vertrauen, welches sie bei den Landleuten und bei so manchen angesehenen Bewohnern der Städte geniessen, und er wird erfahren, dass sie, die vorkommenden amtlichen Dienstleistungen abgerechnet, wenig oder gar nicht beschäftigt sind. Will aber der Staat das Institut der Thierheilkunde heben, so muss er für die Existenz der Thierärzte sorgen, und dazu bietet ihm das Bader- oder Barbier-Geschäft theilweise die Mittel. Die Regierung ertheile das Barbier-Recht fortan nur den

absolvirten Thierärzten, und da es leider in Baiern gar viele reale Bader-Rechte giebt, die der Besitzer verkaufen kann, so bestimme die Regierung, dass diese Rechte nur von Thierärzten gekauft, resp. ausgeübt werden können, und sie wird dadurch einen doppelten Zweck erreichen: sie wird dem Veterinärarzt eine Erwerbsquelle zuwenden und wird ihn zugleich beim Landvolk einführen. Den Thierarzt kennt der Bauer nicht, er weiss nicht, was er aus demselben machen soll, sowie aber der Thierarzt zugleich als Barbier auftritt, dann ist auch der Bauer sogleich mit ihm vertraut. Der Bauer weiss nicht anders, als dass der Dorfbarbier alles verstehen und alles wissen müsse; es wird ihm also gar nicht auffallen, wenn derselbe auch kranke Hausthiere heilt, er vertraut ihm daher auch diese Thiere an, wenn sie erkranken; der Hirt und der Abdecker mögen zwar viel bei ihm gelten, der Barbier aber ist ihm eine Autorität, und der Scheerbeutel enthält für ihn mehr Garantien als die Diplome aller Facultäten. Ich denke nicht daran, die Thierheilkunde für immer an den Scheerbeutel zu fesseln, allein wenn die Wundarzneikunde sich solange auf das Barbiermesser stützen musste, bis sie sich endlich von demselben lossagen und zu einer ehrenvollen Selbstständigkeit erheben konnte, so mag es klug sein, auch die Thierheilkunde auf demselben Weg ins Leben zu führen und es dann ihr zu überlasen, sich über kurz oder lang eben so zu emancipiren.

Man könnte vielleicht einwenden, durch den barbierenden Veterinär-Arzt sei eigentlich nichts gewonnen, denn der Pfuscher habe dann nur den Namen gewechselt; allein dem ist nicht so: denn so schwer es hielt, den Wirkungskreis des Chirurgen zu begrenzen, so leicht ist es, den des Thierarztes zu bestimmen, derselbe ist schon durch seinen Namen angedeutet: er ist Arzt für Thiere und hat sich jeder ärztlichen Hülfe bei Menschen zu enthalten. Deshalb wollte ich auch manche kleine chirurgische Verrichtung lieber den Hebammen und sonstigen Krankenwärterinnen als dem Thierarzte übertragen wissen, weil die kleine Chirurgie in der Hand des Thierarztes eben so zur Pfuscherei den Weg bahnen würde, wie sie es jetzt in der Hand des Baders thut. Anderseits dürfte gar mancher Mann aus den niederen und höheren Ständen, der jetzt den Bader bevorzugt, Anstand nehmen, seinen Körper einem Thierarzte anzuvertrauen; denn ich glaube

beobachtet zu haben, dass die Menschen einen körperlichen Vergleich mit den Thieren um so heftiger zurückweisen, je näher sie diesen in geistiger Beziehung stehen.

Durch Vorstehendes glaube ich gezeigt zu haben, dass wir in Baiern der Pseudo-Chirurgen ganz entbehren können, ja dass der Staat und die Staatsbürger dabei gewinnen, wenn die Verrichtungen der Chirurgen theils den Aerzten, theils den Hebammen und Krankenwärterinnen, theils den Thierärzten übertragen werden, und ich brauche kaum darauf aufmerksam zu machen, dass bei der Durchführung meines Vorschlags die Baderschulen überflüssig werden, und dass der Staat die dort ersparten Ausgaben zum wahren Gedeihen der Wissenschaft den Universitäten zuwenden kann.

Ich habe diese kleine Abhandlung *sine ira et studio* geschrieben; ich hatte bei Abfassung derselben blos das physische Wohl meiner Mitbürger und die Würde des ärztlichen Standes im Auge, ich bin daher auch wohl bereit, begründete Widersprüche, die sich gegen diesen Vorschlag erheben sollten, in dieser Zeitschrift zu bekämpfen, denn wer einen Gedanken anregt, der muss auch soviel Enthusiasmus für denselben mitbringen, um ihn mit Ausdauer zu verfechten. Uebrigens habe ich nur ein Institut und nicht Personen angegriffen, und ich gestehe gern, dass es unter den Wundärzten Männer giebt, die ihrem Stande Ehre machen. Endlich bitte ich mir deshalb keinen Vorwurf zu machen, weil ich nicht zwischen Chirurgen zweiter, Chirurgen dritter Classe und Badern unterschieden habe, denn ich will Aerzte und nichts als Aerzte.

Ueber das Selbstdispensiren der Aerzte und das Curiren der Apotheker.

Von Dr. *Meurer* in Dresden.

Die von den Apothekern des platten Landes so häufig eingehenden Klagen über das Dispensiren der Aerzte, und die um-

gekehrt, doch weit seltner vorkommende Beschwerde der Aerzte über unbefugtes Curiren der Apotheker, sind den Aerzten grösserer Städte ganz fremd, und die obersten Medicinalbehörden kennen dieselben nur aus den darüber eingehenden Bitten um Abhülfe. Eine ähnliche auch hierher gehörende Beschwerde der Apotheker ist die, dass die Aerzte Alles, was sie für zahlende Kranke verordnen, auf ihre Rechnung nehmen; vom Apotheker, im Fall sie dieselben bezahlen, einen grossen Rabbat verlangen, dem Kranken aber die Medicamente höher berechnen, als was dieselben in der Apotheke kosten, und nur für Zahlungs-Unfähige die Recepte den Kranken zur Bezahlung an den Apotheker überlassen. Auch dieser letzte Uebelstand kommt in grossen Orten seltener vor*), denn Niemand wird einzelne Fälle, wo der Krankheit wegen der Patient die Verschweigung seines Namens wünschen muss, und der Arzt hier die Verordnungen auf seinen Namen liegen lässt, hierher rechnen, aber an kleinen Orten gereichen sie dem Apotheker nicht selten zum grössten Nachtheil, und nicht weniger dem Publicum.

Dass der Behörde selbst daran liegen muss, dass das Verordnen und das Zubereiten und Ausgeben der Medicamente von verschiedenen Personen betrieben werde, dass die Trennung genau statt finde, ist gewiss; denn wie wäre sie sonst im Stande, die nöthige Controle auszuführen? Aber nicht allein diese staatsrechtliche Aufsicht, sondern auch der wissenschaftliche Umfang einer jeder dieser Disciplinen macht es nothwendig, dass dieselben getrennt erscheinen, weil nicht mehr die Kräfte eines einzelnen Menschen ausreichen, um beiden gleich kräftig vorstehen, noch weniger aber den Fortschritten beider im gleichen Grade folgen zu können.

Niemand wird die beiden hier angegebenen Trennungsgründe ableugnen, und doch kann die strenge Trennung des Verordnens und Dispensirens von Medicamenten nicht durchgeführt werden, und es liegen Urtheile der neuesten Zeit über diesen Gegenstand von Behörden vor, worin dem Arzte immer Vorschub geleistet

*) Doch lassen sich auch von den grössten Städten noch Beispiele von Aerzten beibringen, die durch das Medicinnehmen auf ihre Rechnung grossen Gewinn ziehen.

wird. Dies muss allerdings einen Grund haben, und ich m
ihn nicht allein darin suchen, dass Aerzte die Gesetze ausarbei
sondern es liegt wohl darin, dass das Wohl des Publicums,
Heftigkeit der Krankheit, das sofortige Reichen von Medicamen
zuweilen nöthig macht. Diese Fälle sind durchaus nicht ab
leugnen, und es wäre gewiss ein Unrecht gegen das erkra
Publicum, wenn ein absolutes Verbot, Medicamente auszuge
von den Behörden an die Aerzte ausginge. Aber recht und höch
nöthig wäre es, dass auf wirkliche Nothfälle das Dispe
siren beschränkt und nur von diesem Gesichtspunkte aus die Z
der Mittel, die der Arzt in seiner Noth- und Reise-Apothe
führen dürfte, angegeben würde.

Nicht also gegen die Noth- und Reise-Apotheken d
Aerzte kann dem ruhigen Beobachter, ja selbst nicht dem Apo
theker es einfallen, sich aufzulehnen, sondern nur gegen die so
genannten Hausapotheken, auf deren nothwendiges Vorhan
densein gewöhnlich nur Halbärzte dringen, die aber doch noc
auch bei uns in grosser Anzahl zum Nachtheil des Publicums un
des Apothekers existiren. Diese Herren stützen gewöhnlich da
nothwendige Bedürfniss einer Hausapotheke auf die Gefahr, wel
che dem Publicum daraus erwächst, wenn nicht schnell genu
die Medicin bei der Hand wäre. Die Behörden können eigentlic
dies schon nicht in allen Fällen zugeben, denn der Krankheiten
wo schnelle Hülfe nöthig ist, sind nicht viele, um für diese ein
Hausapotheke als nothwendig vorauszusetzen. Noch weniger abe
würden sie es zugeben, wenn sie wüssten, dass diese Halbärzte
mit denen das Land überschwemmt ist, nicht blos an ihrem
Wohnort Medicin ausgeben, sondern, dass die Kranken auch Stun
den, und zuweilen mehrere Stunden weit, die Medicin bei ihnen
holen müssen, ja dass der Kranke deshalb, weil der Arzt zuvor
seine übrigen Patienten besucht, erst Abends, oder den andern
Tag seine Medicin erhält, weil der Arzt nicht früher nach Hause
kommt; da er sie, wenn er ein Recept bekommen hätte, schon
nach einigen Stunden aus der nächsten Apotheke haben könnte.
Es kommen sogar Fälle vor, dass diese Herrn ihre Medicamente
in Orte, wo gute Apotheken sind, in der Tasche hintragen, oder
die Patienten, welche sie an solchen Orten behandeln, erst späte
auf das Dorf bestellen, um die Medicin abzuholen.

Da also nicht die Heftigkeit der Krankheiten es immer nöthig macht, dass die Medicin sofort zugegen sei, da es unmöglich ist, dies in der Tasche zu haben, und da der Geschäftsbetrieb der Landärzte es nicht zulässt, die Kranken sogleich mit Medicin zu versehen, ja da es auf diese Weise oft noch langsamer geschieht, wenn der Kranke sich dieselbe aus der Apotheke holt, so muss wohl noch ein anderer Grund vorhanden sein, der diese menschenfreundlichen Aerzte veranlasst, dass sie sich die Last des Dispensirens auflegen. Wir glauben denselben mit einem Worte und ganz wahr zu bezeichnen, wenn wir diesen Grund „Gewinnsucht" nennen. Nur diese ist es, welche den Arzt dazu veranlasst, der Schaden aber, der aus den Hausapotheken der Landärzte entsteht, ist ein dreifacher:

1. Das Publicum erhält schlechtere Medicin,
2. es muss dieselbe theurer bezahlen,
3. es entbehrt deshalb der wissenschaftlich gebildeten Aerzte, die da einsehen, dass sie nicht Arzt und Apotheker gleichzeitig sein können.

Ad 1. Das Publicum erhält schlechtere Medicin, was sich a priori und a posteriori beweisen lässt. Der Arzt kann nicht gleichzeitig Apotheker sein, wie kann er mit derselben Kenntniss und Sorgfalt die rohen und zusammengesetzten Stoffe, die er oft genug nur von Droguisten kauft*), beurtheilen und verarbeiten? Dies hat ein Apotheker Mühe und Noth genug, bei grosser Erfahrung, allen Hülfsmitteln und Reagentien, um immer mit guten Stoffen versehen zu sein, wieviel weniger ist dies bei einem selbstdispensirenden Arzt möglich, der, ermüdet vom tagelangen Herumlaufen, nach Hause kommt, um mit Hülfe der Frau und Magd die Medicinflaschen für die wartenden und bestellten Kranken zusammenzubrauen. Man sehe nur solche Flaschen, wie sie von Mann, Frau und Magd zusammengesetzt werden, wo es hauptsächlich darauf ankommt, dass sie gross, schwarz gefärbt und consistent sind; man sehe, wie hier die Pulver gemischt und

*) Unbegreiflich ist es, dass von Behörden häufig das Dispensiren der Aerzte als absolut nothwendig vorausgesetzt wird, dass sie gar nicht diese Frage stellen, sondern nur zu bestimmen suchen, ob ein solcher Arzt seine Stoffe von dem Apotheker oder Droguisten entnehmen soll. Dies beweist ein absolutes Verkennen des Standes und Wissens der Aerzte, Apotheker und Droguisten.

mit der Messerspitze vertheilt werden. Ich gestehe, man begreift nicht, wie solche Medicamente Etwas nützen können; und wohl nur der Alles überwindenden Naturkraft und dem kindlichen Glauben der Kranken ist es zuzuschreiben, dass Jemand beim Gebrauch solcher Mittel genesen kann. Jeder, der das Treiben der selbstdispensirenden Landärzte in der Nähe gesehen, wird die Farben nicht zu stark aufgetragen finden.

Ad 2. Theurer muss das Publicum die Medicamente gewiss bezahlen, denn wie könnte der Arzt sie billiger liefern, wenn er dieselben gut liefert, als der Apotheker? Oft liefert er Medicamente, die er von Droguisten kauft, von geringer Qualität; ein schlechtes Medicament hat aber gar keinen Werth. Zuweilen schlägt er einen Theil oder ganz seine Bemühung mit darauf, um als Arzt uneigennützig und billig zu erscheinen, und dadurch macht er es

3. dem wissenschaftlich gebildeten Arzte unmöglich auf dem Lande zu existiren; und entzieht so sich der Aufsicht derselben und dem Publicum in bedenklichen Fällen den Rath der Aerzte erster Classe. Hieraus folgt nun auch wiederum, wie durch das betrügliche Treiben solcher Halbwisser, der tüchtige Arzt leidet, wie es ihm unmöglich gemacht wird, der Wissenschaft zu leben, und noch unmöglicher, sie zu fördern. Wenn nun aus wissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Gründen eine mögliche Trennung des Verordnens und Dispensirens der Medicamente zu wünschen, wenn ferner zugegeben werden muss, dass durch eine freie Erlaubniss des Dispensirens, welche dem Arzte gegeben wird, dem Publicum nur Schaden erwächst, so muss dasselbe doch möglichst und nur für Nothfälle beschränkt werden. Solche Nothfälle lassen sich auf sehr wenige beschränken; und nach meiner Ueberzeugung mit 6 — 10 Mitteln und einem chirurgischen Etui in der Tasche kann der auf dem Lande prakticirende Arzt auskommen. — Giebt es aber doch noch Orte im Lande, die zu entfernt von Apotheken liegen, nicht aber bewohnt genug sind, um selbstständige Apotheken zu ernähren, so lässt sich diesen gewiss durch Errichtung von Filialapotheken zu Hülfe kommen, deren Werth mit den jetzt bestehenden Hausapotheken der Aerzte nicht zu vergleichen ist.

Das an kleinen Orten oft, aber zuweilen auch noch in grossen Orten, vorkommende Verfahren der Aerzte, die Medicin für Kranke auf ihre Rechnung zu nehmen (von dem wir oben schon die Ausnahme angegeben), die sie sich dann bisweilen sehr theuer bezahlen lassen, und oft vom Apotheker noch Rabbat verlangen, ist ein grosser Nachtheil für das Publicum, für die Collegen derselben und für den Apotheker. Abzuhelfen wäre dem dadurch, dass jedem Arzte zur Pflicht gemacht würde, in solchen Fällen, wo er dem Kranken die Medicin selbst giebt, demselben auch das aus der Apotheke mit dem Preise versehene Recept in die Hände zu geben.

Umgekehrt findet nun auch der Fall statt, dass von Aerzten den Apothekern der Vorwurf, dass sie Kranke behandelten, gemacht wird; was die Behörde aber aus den Anfangs angegebenen doppelten Gründen nicht dulden kann. Eben so wenig, und wir müssen sogar sagen noch weniger, als der Arzt eine gute und billigere Medicin, als der Apotheker darzustellen vermag, vermag der Apotheker einen Kranken zu behandeln. Es kommen aber auch Klagen dieser Art seltner vor, als die obigen, was auch wohl mit daran liegt, dass es jetzt einen solchen Ueberfluss an Aerzten giebt. Ausnahmen von der Regel, d. h. dass ein Apotheker Etwas verordnen muss, können aber doch vorkommen, wenn z. B. bei Vergiftungen, Schlagflüssen u. s. w. ein Arzt nicht schnell genug anzutreffen ist. Aber überall darf es sich nur auf den höchsten Nothfall erstrecken, im ersten Fall blos auf die chemisch wirkenden Mittel, im letzten wohl nur auf Hautreize.

Ein anderer Fall des Dispensirens von Medicamenten, ohne besondere ärztliche Verordnung verdient aber besonders die Beachtung der Behörde. Hier verordnet der Apotheker keineswegs, um Geld zu verdienen, sondern wohl nur aus Mitleid, es wird derselbe aber oft von den Aerzten deshalb verkannt, wohl auch verklagt. Es betrifft diese Praxis die ganz Armen, die eines Abführmittels bedürfen, was ihrer Constitution angemessen ist, wo nicht eine Drachme Sennesblätter ausreicht, sondern einige Gran Jalapenharz oder Aloë erfordert werden; die für 6 Pf. ein Mittel gegen Husten, gegen Krämpfe, Durchfall oder Verstopfung der Kinder, die für 6 Pf. Etwas haben wollen, um einem Sterbenden die letzten Augenblicke zu erleichtern. Dass hier nicht Gewinnsucht, sondern Mitleid den Apotheker bestimmt, Etwas zu ver-

ordnen, wenn ich es so nennen darf, liegt wohl auf der Hand, und doch ist es nach dem Gesetz unrecht, und will auch ich es nicht recht heissen, doch weiss ich kein Mittel gegen diese Art des Curirens, als dass vom Staate bestimmte Formeln für solche allgemeine Fälle mit Anmerkungen über deren Anwendung in die Pharmakopöe aufgenommen würden, an welche sich dann der Apotheker streng halten müsste. So würde dem ärmsten Theil des Publicums genützt, dem nicht durch die Armenanstalten abgeholfen werden kann, und dem Apotheker sein Kreis bestimmt angewiesen.

Die Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart aus der Vogelperspective betrachtet.

Von Dr. *Hirschel* in Dresden.

Es ist für den Wanderer förderlich und nützlich, wenn er zuweilen auf dem Wege, den er wallet, den Blick umlenkt, um sich mit dem Terrain, auf dem er Fuss gefasst, bekannt zu machen, das Bewusstsein seiner Wanderung aufrecht zu erhalten, und sich an dem zurückgelegten Wege Muth und Zuversicht zu holen für die kommende Strecke. Also sollen auch wir, die wir als Aerzte dem grossen Ziel der Vollendung unserer Wissenschaft entgegen gehen, nicht träumerisch unsere Laufbahn machen, sondern mit der Erkenntniss Dessen, was schon vollendet, der Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart uns bewusst werden, um mitten in der Zeit zu stehen, und an ihrem Wirken und Vorbereiten der Zukunft mitzuarbeiten. Haben wir dieses Streben nach Vollendung erkannt und aus der Kenntniss der Geschichte der Medicin das ewig Feststehende im Wechsel auch in der Gegenwart wiedergefunden, dann stehen wir nicht nur mitten, sondern über der Zeit. Auf diesen Standpunkt, von dem aus allein eine richtige Ansicht der Dinge gewonnen werden kann, stellt uns die Geschichte, die uns den wahren Maassstab der Beurtheilung der Ereignisse und den wahren Ariadnefaden für das Labyrinth der Meinungen in die Hände giebt. Und diesen Standpunkt wollen

auch wir wählen, um eine Einsicht in das Treiben und Treiben der Gegenwart zu erlangen, die uns in dieser Vogelperspective allerdings in mancher Beziehung verkleinert, aber dennoch in scharfen Umrissen hervortreten wird. Diese Umrisse sind es allein, nicht die Einzelheiten, die wir mit starken Kreidestrichen zu zeichnen uns vorgenommen haben, da ein vollständiges Conterfei an andern Orten zu entwerfen übrig bleibt.

Was zuerst den allgemeinen Charakter unserer Zeit anbelangt, so dürfte es schwer sein, ein pathognomonisches Kennzeichen, welches den Zustand im Allgemeinen ausdrückt, aufzufinden. Wir finden so viele sich widersprechende Züge, dass es besser ist, dergleichen allgemeine Floskeln zu lassen, und sich an das Specielle zu halten. Zwar sprechen geistreiche Männer genug von Reformen, und bringen dies in Einklang mit der reformatorischen, ja revolutionären Richtung des Jahrhunderts überhaupt, — zwar deuten Andere prophetisch auf eine besondere Entwickelungsperiode, klagen Viele über Verwirrung, Kampf, Geburtswehen, — und wir geben ihnen gern Recht, — aber wir können diese Erscheinungen nicht für etwas Besonderes, blos unserer Zeit Eigenthümliches halten, sondern sind der, durch die Geschichte Bewährten, Meinung, dass die Medicin von jeher Reformen entgegen ging, und in steter Entwickelung begriffen ist, die nie ohne Widersprüche, Kampf und Geburtswehen vor sich gehen kann. Oder waren die Zeiten des Hippokrates, Galen, Paracelsus u. Anderer nicht auch Zeiten der Reformen, hat Stahl's, Brown's, Broussais's Theorie nicht auch Entwickelungen herbeigeführt? Darum lassen wir dieses stolze Epitheton unserer Zeit fallen, aber halten uns aufrecht an dem beruhigenden Gedanken, dass nach jeglichen Wirren segensreiche Früchte entsprangen. Wollen wir aber aus einzelnen Zügen das Bild unserer Zeit zusammensetzen, müssen wir zu den einzelnen Doctrinen und Zweigen unserer Wissenschaft fliehen, deren besondere Auffassungen und Bearbeitungen allerdings Eigenthümliches genug gewähren, um unserer Zeit eine besondere Stellung in der Geschichte der Medicin anzuweisen.

Die äusserste Grenze unserer Skizze, welche sich mit den äusseren Verhältnissen der Aerzte beschäftigt, liefert leider! dunkle Schattenpartien. Da ist nichts als Klagen und Jammern und Trübsal und Wehruf, — aber da ist nichts von Reformen

und Bessermachen, und die Kläger selbst sind oft die schlimmsten Missethäter. Die Achtung vor dem ärztlichen Stande ist dahin, es ist daraus Achtung vor ärztlichen Individuen geworden, welche durch ihre Person das wieder gut machen müssen, was der Stand gesündigt hat. Unglückselige wissenschaftliche Spannungen und Ueberfüllung oder Concurrenz sind die leidigen Ursachen dieses Uebelstandes. Gegenseitige Anfeindungen und Streben, den Andern zu überflügeln, das nicht immer zu ehrenwerthen Mitteln führte, haben dem sprichwörtlich gewordenen Hass der Aerzte eherne Monumente gesetzt. Allo- und Homöopathie heissen die feindlichen Losungsworte, und Uncollegialität ist die Hyder, die kein Herkules tödtet. Spott und Hohn, Prahlerei und Uebertreibung sind die Schwerter, welche sich gegen die Kämpfer selbst umgedreht haben. Die Aerzte haben sich an das Publicum verkauft, um von ihm protegirt, gelobt zu werden, — aber haben dafür nur Schmach geerntet. Oeffentliche Danksagungen, Ausposaunen in politischen Zeitungen, Auskramen wissenschaftlicher Gegenstände in populären Schriften, laute Anpreisungen von Heilmitteln und Heilmethoden, Charlatanerien anderer Art, Verklatschungen und Verdächtigungen wirken fort und fort, um den giftigen Samen zur Reife zu bringen, der bereits üppig wuchert. Nur grosse Autoritäten und würdige Individualitäten sind im Stande, die immer mehr hereinbrechende Schmach, da selbst die Mysterien der Heilkunde nicht geschont werden, abzuhalten, und es bedarf einer besondern moralischen und geistigen Bildung, einer Auszeichnung durch allgemeine, besonders philosophische, naturgeschichtliche und ästhetische Kenntnisse, um nicht mit dem grossen Tross der Aerzte, die als Materialisten, Gewerbtreibende und Künstler betrachtet werden, eine Stellung einzunehmen, die dem Höherstrebenden keineswegs genügen kann. Aber die Grundübel der Concurrenz, welche eben ein so unseliges gewerbliches Treiben herbeiführt, und dem verderblichen Brodneid Thor und Riegel öffnet, dauern fort, und der Staat macht keine Anstalt, dem einreissenden Unrecht Einhalt zu thun. Eltern bestimmen die Söhne zu Aerzten, in der Hoffnung des *dat Galenus opes*, Gymnasien, Universitäten und Akademien erziehen Befähigte und Unbefähigte ohne Unterschied, die Professoren streichen ihr Geld für die leichten Examina ein, und promoviren

Dutzend- und Schockweise. Dann kommen die Gescheidten und Dummen promiscue auf die Dörfer, in die Städte, wo schon mancher am Hungertuche nagt, und suchen ihnen auch das noch zu entziehen. Der Staat bestimmt keine Zahl, er bekümmert sich nicht um das ungesetzliche Prakticiren der Chirurgen, Bader, Schäfer, Quacksalber, denn seine Gesetze sind unpraktisch, und werden nicht angewendet; in manchen Ländern, z. B. in Sachsen, giebt es sogar nicht einmal eine ärztliche Taxe, — müssen da nicht Ungerechtigkeiten und theils unanständige, theils handwerkmässige Mittel hervorgesucht werden, um zu Ruf, Ehre — und Geld zu gelangen? Wenn in dem Uebel nicht das Mittel zugleich selbst liegt, dass nämlich der gewerbliche Untergang so vieler Aerzte eine Verminderung der Anzahl derselben und dadurch ein ruhigeres Nebeneinanderbestehen derselben herbeiführt, so sehen wir in der nächsten Zeit keine Abhülfe dieser künstlichen Steigerung und — Depression.

Gleich unbefriedigend ist das literarische Treiben, welches eigentlich dem gewerblichen gegenüberstehen sollte, da aber dies oft der einzige Weg der Nahrung geworden ist, selbst zum gewerblichen herabsinkt. Aus so vielen blos des Gewinnstes halber verfertigten Artikeln (man muss hier wie ein Schnitthändler von Waaren sprechen) ist eine grosse Verflachung der ärztlichen Wissenschaft hervorgegangen. So schwer es ist, ein gutes Buch zu schreiben, so ist es noch ungleich schwerer unter der Masse erdrückender Brodbücher ein wahres frisches Lebensbuch der Wissenschaft bemerklich zu machen. Nichts als Handbücher und Bequemlichkeitsbücher, und Zusammentragungslexica und Compilationen, welche direct einer andern Richtung, die wir später angeben werden, der Zersplitterungs- und Detaillirungssucht gegenüberstehen. Bei solcher Ueberschüttung an Speculationsartikeln, (die nur für Schwach- und Flachköpfe berechnet sind), worin besonders Berlin ein grosses Lager hält, da die Zahl schreibender Doctoren (nicht lesender) Legion ist, ist es nicht zu verwundern, wenn der nach Besserem strebende, fleissige Arzt von Ekel überwallt, der Lectüre ein langes Valet sagt. — Ist das Schriftenverzeichniss mehr extensiv als intensiv gross, so ist es eben so die Journalistik, welche, anstatt Neues und Gediegenes zu bringen, alten Kohl immer wieder aufwärmt, und aus einem Jour-

male in das andere übertragt, so dass es eine leichte Mühe ist, den unbedeutendsten Aufsatz, z. B. über Kartoffelbrei als Kataplasma, 6 — 7 mal wiederzufinden, damit nur ja die Unsterblichkeit gesichert sei. Anstatt die Zeit im Ganzen aufzufassen, und sie durch einzelnes im Geiste der Zeit Gearbeitetes zu fördern, füllen sie meist ihre Spalten mit Krankengeschichten, unfruchtbaren Versuchen, so dass Einem die Lust vergeht, etwas Besseres hinein zu liefern. Und die Kritik, welche das eigentliche Richteramt über all dies Treiben üben sollte, welche ein abwehrender Genius vor dem Tempel der Wissenschaft stehen sollte, um blos dem Geweihten Eingang zu verschaffen, ist meist entweder in schwachen oder gekauften Händen. Dort zu willenlos und unfähig, um einen kräftigen Tadel aufzubringen, nimmt sie hier zu viel Rücksicht auf Verwandtschaft, Autorität, Stellung, und wie die Rücksichten alle heissen, wodurch sich kindische Seelen blenden lassen. — Finden sich auch edle Ausnahmen überall, so bedenke man, dass vom Standpunkte unserer Betrachtung aus, diese zerstreuten Lichtpunkte unsichtbar werden, und ein dunkler Anstrich, wie wir ihn eben aufgetragen, wirklich das ganze Gemälde überzieht.

Wer Trost und Beruhigung finden will in diesen misslichen äusseren Verhältnissen, der fliehe zur Wissenschaft, die ihn mit ihrem regen Fortschritt und trotz ihrer schwankenden Basis über das niedere Treiben erheben wird. So wollen auch wir uns in die inneren Gemächer der Medicin zurückziehen, um da manchen rüstigen Arbeiter zu erblicken, und an dem Anblick fleissigen Schaffens und Wirkens uns zu erfreuen. Wir betreten zuerst die Vorhalle der Medicin, die Naturwissenschaften.

Es ist ein Verdienst der neuern Zeit, die Naturwissenschaften besser gewürdigt und allgemeiner verbreitet zu haben. Dieses Verdienst hat sich durch unendliche Bereicherungen technischer und wissenschaftlicher Art, die zum Theil eine ganze sociale Reform hervorbringen können, selbst belohnt. Wie hätte da die Medicin, deren enge Verwandtschaft mit den Naturwissenschaften schon die erste Entwickelung derselben als Theorie unter den ionischen, eleatischen, pythagoräischen Philosophen nachweist, zurückbleiben können? Sie hat daher nicht blos in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht von ihnen gelernt, und for-

weil die Methodik, welche in der Naturgeschichte herrscht, aufgenommen, wie real viele Erfahrungen derselben zur wahren Bereicherung der Doctrinen verwendet. Namentlich ist hier die Chemie zu nennen, deren organischer Theil als Zoochemie auf Physiologie und Pathologie, im Besondern auch auf Semiotik und Diagnostik (wir erinnern nur an die Eiterprobe, an die Bright'sche Krankheit) grossen Einfluss gehabt hat.

Die Anatomie hat, nachdem der Kreislauf entdeckt, und das Reich der grossen Entdeckungen überhaupt geschlossen ist, sich an das Kleinere gewagt, und das bereits Erforschte bis in seine Uranfänge zu verfolgen gestrebt. In wiefern sich in derartiger Richtung der Geist der Zeit wiederspiegelt, der mit seiner unendbaren Forschbegierde Nichts ununtersucht lassen will, lassen wir dahingestellt sein, natürlich aber ist es, dass Leute vom Fach überhaupt nicht bei dem Erlernten stehen bleiben wollen. Das Messer aber ist ein sehr unbeholfenes, zu mechanisches Mittel, und daher nahm man seine Zuflucht zu dem Mikroskop, welches in der feinern ätherischen Beihülfe des Auges auch dem Geiste und seinen Speculationen Raum lässt. So hat man Vieles gefunden, und zu finden geglaubt, was uns dem Urquell des Wissens näher bringen könne, man hat mit einer Ehrenberg'schen Manie die Urkeime der Substanz nachzuweisen gesucht, und aus Kugeln und Strängen und Schnüren und Tropfen ein kühnes Gebäude errichtet, in dem sich die Entdecker leicht selbst verlieren können. Denn fragen wir nach dem Nutzen solcher extensiven Erfindungen, so tröstet uns nicht einmal die Zukunft, die uns eine intensivere Belehrung, als wir jetzt besitzen, keineswegs verspricht. Immer werden wir an eine Grenze unserer Forschungen von der Natur hingewiesen, und nur Das, was innerhalb dieser liegt, bringt wahres Gedeihen. Keineswegs Anhänger jenes unglücklichen Haller'schen Spruches, der eine Firma der Faulen geworden ist, wollen wir doch auch nicht jene Grübeleien, die uns verflachen, anstatt vertiefen, und die nur das Maass, nicht das Wie der Kenntnisse vermehren. Sammeln, wenn selbst das Ziel nicht vor Augen liegt, ist gut, aber so lang noch anderes Material vorliegt, was noch nicht geordnet ist, verschiebe man jenes, bis dieses geschehen ist. — Auf der andern Seite aber hat die Anatomie durch engere Verknüpfung mit der Physiologie unendlich gewonnen.

Man hat das todte Substrat durch lebendige Beziehung zu vergeistigen verstanden. Wir erinnern uns mit dem grössten Danke der Vorlesungen des trefflichen E. H. Weber, der in die Cadaver durch seelenvollen Vortrag und stete Hindeutung auf physiologische Vorgänge wahrhaft Leben einhauchte, und z. B. die Lunge als athmendes Organ, die Muskeln als bewegend plastisch darstellte. Wir erwähnen ferner als Beleg die Lehre von den Gelenken, die unter seinen Auspicien von seinem jüngern Bruder angebaut wurde. — Vergleichende Anatomie hat Vieles zur Bereicherung der menschlichen Anatomie beigetragen, und in dieser ist das Capitel der allgemeinen Anatomie vorzüglich bearbeitet worden.

Die jetzige Zeit hat aber mit besonderem Nachdruck ihre Kräfte der Physiologie gewidmet, und die Erkenntniss früherer Jahrhunderte, dass diese die Basis der ganzen Medicin sei, praktisch benutzt. Unablässig ist das Bemühen tüchtiger Physiologen, einzelne Vorgänge des menschlichen Organismus in besseres Licht zu setzen, und die allgemeinen bekannten Lehren der Physik und Chemie helfen thätig mit. Die Lehre von den Sinnesorganen ist besonders durch Optik und Akustik gefördert worden. Die Gesetze der Resorption, Endosmose, Exosmose, Verdauung, Absonderung haben einzelne wichtige Data von dort her erhalten. Man hat den richtigen Weg eingeschlagen, die Pathologie mit zu Hülfe zu nehmen, um nicht blos von einer Seite das Leben kennen zu lernen. Johannes Müller geht hier den Deutschen mit gutem Beispiele voran. Andererseits haben auch die Pathologen nicht versäumt, auf den Ursprung der Erscheinungen, qua physiologische, hinzudeuten, und die sogenannte naturhistorische Schule hat hier besondere Verdienste. — Der unermüdliche Magendie hat viele Vorgänge, z. B. die Sprache, sorgfältig untersucht, wenn auch seine Vivisectionen nicht immer sichre Bürgen sind. — Einen grossen Zuwachs wichtiger Erläuterungen hat die Entwicklungsgeschichte erhalten, von wo aus manches Licht auf früher dunkelbekannte Beziehungen geworfen wird. Auch hier hat Weber, wie um die Sinne, besonders das Gefühl, Verdienste, mehr noch Valentin. Die Zeugung hat durch Seiler's u. A. Untersuchungen gewonnen. Merkwürdig genug, weil es mit dem Krankheitscharakter der Zeit in Einklang steht, ist die jetzt vorherrschende Richtung der Physiologen, Untersuchungen über Ner-

venphysiologie anzustellen. Der vorherrschend nervöse Charakter der Krankheiten, die jetzige Menge von Nervenübeln machen eine solche Hinlenkung erklärlich, wenn auch das Dunkel, welches diese Principien aller Vorgänge bisher umschwebte, und daher die ganze Physiologie umhüllte, nicht schon dergleichen Forschungen nothwendig machen würde. Wie viel für Physiologie und Pathologie durch die Resultate dieser Forschungen bereits jetzt gewonnen worden ist, lehren die Schriften von Marshall Hall, Joh. Müller, Valentin, Volkmann, Romberg, Remak u. A., welche sich vorzugsweise mit diesem Abschnitte beschäftigen. Selbstständig sammelnd und vergleichend, schaffend und ordnend sind Burdach, Rudolphi, Berthold, Arnold, Rud. Wagner, Bischoff u. A. ehrenvoll zu nennen. — Die andre Seite des menschlichen Lebens, die geistige, wird leider! immer noch zu wenig von den Aerzten berücksichtigt, daher dem grössten Theil derselben der Vorwurf des Materialismus mit Recht gemacht werden kann.

In der Theorie der Medicin hat die Jetztzeit, wie in der Philosophie, den Eklekticismus einem einseitigen Anhängen an Systeme vorgezogen, ja es mögen wohl Einzelne sein, welche überhaupt das Durchführen und Voranstellen eines Systems für unnöthig halten, und einen gewissen Indifferentismus dagegen darlegen. Wenn wir daher in Bezugnahme auf frühere Schulen der Medicin Dogmatismus und Empirie annahmen, so möchte die Gegenwart mehr zu letzterer hinneigen. Daher kommt es, dass in der allgemeinen Pathologie, welche doch die abstracte Quintessenz der speciellen ist, ausser von Hartmann, Conradi, Gmelin, Starke, so wenig geliefert worden ist, dass frühere Systeme dieses Jahrhunderts, der Brownianismus, Erregungstheorie, Contrastimulismus, Broussaisismus nur noch in Anklängen fortleben, dass die Homöopathie weniger als System, denn als zur rationalen Empirie hinlenkende Methode besteht, dass neuere Versuche, wie die von Hamburger, Klencke u. s. w. so schwer, Wurzel fassen, ja kaum gelesen werden, dass endlich die pathologischen Untersuchungen sich wenigen um die verborgenen nächsten Ursachen der Krankheiten drehen (denn selbst die zu weit verbreiteten Reflexionen der Naturhistoriker, über die Natur der Krankheiten, betrachten mehr das Quale als das Cur) und mehr auf realem Wege den Sitz, den Verlauf und das Wesen der Krankheiten zu ermitteln

suchen. Ein gleicher Eklekticismus bewährt sich in den beiden uralten Richtungen der Medicin, der Humoral- und Solidarpathologie, welche jetzt friedlich neben einander bestehen. Und die Geschichte der Medicin scheint auch durch das immer wiederkehrende polare Schwanken beider Ansichten darauf hinzudeuten, dass weder die eine, noch die andre für sich allein consequent durchzuführen ist, gerade wie im Organismus Festes und Flüssiges, Blut und Nerve nicht allein das Leben ausmachen, sondern sich gegenseitig bedingen. Im Anfange des Jahrhunderts trugen allerdings die Lehren Cullen's, Darwin's, Girtanner's, Brown's, Röschlaub's, Rasori's dazu bei, die Nervenpathologie in die Höhe zu bringen, aber die darauf folgende Reaction hat das einseitige Ueberwiegen derselben niedergedrückt, und in neuerer Zeit haben in Frankreich z. B. Piorry's und Delaroque's, in Deutschland vorzüglich Eisenmann's, Steinheim's, Rösch's Lehren gezeigt, dass die Zeit der Humoralpathologie nicht untreu geworden ist. Die pathologische Anatomie giebt durch Nachweis örtlicher Veränderungen im Körper und durch das Bestreben, die Krankheiten zu localisiren, den festen Theilen den Vorzug; die vorherrschenden nervösen Krankheiten, die Menge von Nervenübeln überhaupt, welche in der Ueberreizung unserer geselligen Verhältnisse liegen, sowie die physiologischen Forschungen lassen der Nervenpathologie das Uebergewicht, aber die Pathologen der naturhistorischen Schule wissen beiderlei Ansichten, Humoral- und Solidarpathologie geschickt zu vereinigen. Henle und Stilling haben in ihren pathologischen Untersuchungen mehr neuropathologische Ansichten geliefert. Die Therapie, welche ebenfalls einen Massstab für die Beurtheilung beider Richtungen geben kann, zeugt nicht minder für ein Nebeneinanderbestehen. Während nämlich die Homöopathen mehr auf dynamischem Wege zu wirken suchen, das Bestreben der Aerzte aller Schulen aber auf specifische Mittel, welche den Localitätsansichten in der Pathologie entsprechen, gerichtet ist, sprechen die häufigen Purgircuren, die vorwaltende Neigung zu Mineralbädern und — Brunnen, so wie endlich die mehr und mehr in Schwung kommenden Wassercuren für die gleichzeitige Annahme von Humoralkrankheiten.

Was nun die einzelnen Zweige der Pathologie betrifft, so hat sich die pathologische Anatomie der vorzüglichsten Gunst

zu erfreuen, und wacker und rüstig wird in diesem Gebiete, besonders von Frankreich aus, gearbeitet. Verdanken wir nun auch diesem geförderten Zweige höchst interessante Resultate über das Wesen, den Sitz, den Verlauf, die Ausgänge der Krankheit, hat uns die pathologische Anatomie ganz neue Gruppen und Verwandtschaften gelehrt, die Diagnostik befördert, und neue Gesetze des kranken Lebens entdeckt, so sollte man doch in dem anatomischen Zerlegen eines Sectionsbefundes nicht zu weit gehen, nicht zu kühne Folgerungen ziehen, überhaupt die pathologische Anatomie nicht als Hauptaufgabe des Artzes betrachten. Dann kann es leicht dahin kommen, dass, wie von Frankreichs Hospitalärzten berichtet wird, der Kranke nur ein Mittel scheint, die Kenntniss dieses Zweiges zu vermehren. Leider! vergessen es Viele, dass sie nur ein todtes Resultat vor sich haben, das von dem Krankheitsleben, dessen Residuum nur vorliegt, belebt sein will; nur Krankengeschichte und Sectionsbefund können durch Analogie mehrerer Fälle Gewissheit geben; keineswegs aber sollte man jeden Befund sogleich zum Gesetz erheben, und sich in der Auffindung der kleinen Details verlieren. Daher jene unzähligen Curiosa und Monstra und Einzelnheiten, das Zersplittern in unscheinbare Partikeln, und mikroskopische Kleinigkeiten, über welche Söltenyi mit Recht klagt, und das Zerfallen des Ganzen in zahllose Specialitäten. Wir können nicht umhin, so dankenswerth die Bemühungen eines Andral, Bouillaud, Louis, Chomel u. A. sind, vor dem Detaillirungsgeiste der Franzosen zu warnen, der gerade mit dem anatomischen Messer am leichtesten im Zertheilen das Ganze verliert. Von Frankreich aus ging auch jene Methode, welche so fruchtbar für die Sicherstellung pathologischer Erfahrungen ist, und die wir daher klinischen Lehrern insbesondre nicht genug empfehlen können. Es ist die klinische Casuistik, die von Andral besonders so trefflich bearbeitet worden ist. In Uebereinstimmung mit dem im Speciellen besonders reichen Forschungsgeiste der Gegenwart werden ohne System, ohne nosologische Eintheilung ähnliche Fälle, theils mit, theils ohne Sectionsresultat aneinandergereiht, und durch die gewissenhafteste Aufzählung aller Symptome und des Verlaufes eine gute Basis für künftige Gesetzmässigkeit in der Medicin geliefert, als deren Vorläufer die vergleichenden Resumés dienen. Möchten doch die vielen in unsern

Journalen aufgeschichteten Krankengeschichten, welche selbst in ihrer Lockerheit und Unzuverlässigkeit eine Krankengeschichte der Journale liefern, sich ein Muster an diesen ächten Probiersteinen der Beobachtung nehmen, welche das reale Element unserer Medicin immer mehr verbreiten. Louis hat zu besserer Vergleichung und Normirung allgemeiner Wahrheiten die numerisch-analytische Methode hinzugefügt, die eine Statistik der Krankheiten vorbereitet, welche auf mathematischem Wege die Erfahrungen bestätigen soll. Freilich geht man auch hier wieder zu weit, indem bei der Vergleichung das Substrat nicht immer gehörig gesondert, die bedingenden Umstände nicht scharf getrennt und berücksichtigt werden, und es oft mehr um die Quantität als Qualität sich handelt. Während so in Frankreich meist auf analytischem Wege verfahren wird, dem wir eine Menge interessanter specieller Daten verdanken, wenn sie auch in der Auffindung von Novitäten, die unsern guten Altvordern unter anderem Namen auch bekannt waren, allzu freigebig sind, haben die Deutschen mehr den synthetischen Weg eingeschlagen, und in der naturhistorischen Schule eine ganz neue Nosologie begründet, deren genialer Gründer Schoenlein ist. Schematisiren war von jeher unsere Aufgabe, und es ist gut, wenn die Natur, nicht künstlicher Zwang das Schema darbietet. Mit Hülfe der Physiologie und Pathologie, besonders der pathologischen Anatomie und einer scharfen Diagnostik, sind aus den Krankheitsindividuen, Gattungen, Familien und Classen erwachsen, deren einzelne Glieder durch innere Verwandtschaft zusammenhängen, die die Natur angegeben. Wie nützlich für die Erkenntniss des Wesens der Krankheiten (denn ohne diese ist eine solche Nosologie unhaltbar), wie bedeutsam für Diagnose und Therapie, wie folgenreich auf die ganze Anschauung der Krankheiten u. s. w., das hat die schnelle Verbreitung dieser Schule gezeigt, aus der immer mehr Gediegenes hervorgeht. Mögen nur die Anhänger dieser Schule immer auf Physiologie gestützt, die Erfahrung am Krankenbette und Sectionstisch zur Seite nicht das Wesen ihrer Aufgabe in Formirung neuer Namen, Gruppen, Familien u. s. w. suchen, nicht in spitzfindigen Diagnosen, nicht in der Erforschung unbedeutender Nebendinge, wie der treffliche Söltenyi die geographische Verbreitung der Krankheiten als solche bezeichnet, nicht in der Zersplitterung (Fuchs's Hand-

buch der Hautkrankheiten giebt einen Beleg dafür), sondern mehr in der Vereinigung. Synthese durch Analyse sei ihr Losungswort und sie wird die Aufgabe erreichen, die ihr wollen Werth sichert. Solchen gewähren die Beobachtungen über einzelne Krankheiten wie Fieber, Hautkrankheiten, Brustkrankheiten, Herzkrankheiten, Typhus, Neurophlogosen, die in neuerer Zeit ausgezeichnet bearbeitet worden sind, wenn auch noch Manches zu sichten übrig bleibt. Wie viel Gewicht aber vorherrschend auf Diagnose gelegt wird, wie es den Aerzten fast mehr um die Erkenntniss der Krankheiten, als um ihre Heilung zu thun zu sein scheint (denn sie betreiben jene nicht für diese), das hat auch die bis ins Komische getriebene Stetheskopie und Percussion gelehrt, welche die Physik in die Medicin verpflanzten, und uns beinahe Krankheitsbilder in Noten gegeben hätten, wenn nicht der bedächtige Sinn der Deutschen, anfangs fortgerissen von französischem Geschrei, allmälig die richtigen Grenzen aufzufinden anfinge, wofür Menapius's witziges: „Heida! mein Prinz, da ist Musik" zu bürgen scheint.

So feiert die Pathologie in ihren sämmtlichen Zweigen, denn auch Semiotik und Prognostik haben ihr gutes Theil an diesen realen Bereicherungen, Triumphe über Triumphe, während die arme Therapie in lauten Stossseufzern Anstrengungen über Anstrengungen macht, um die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die lang vernachlässigte Tochter hinzuweisen, die wahrhaft stiefmütterlich behandelt worden ist. Denn was hat die allgemeine Therapie, an der zwar nicht vie zu verbessern ist, gewonnen, was haben der Materia medica, die doch die Mittel zum Zwecke giebt, alle die Vogts und Mitscherlichs, Grabaus, Sobernheims u. s. w. genützt? Haben sie auch nur ein Körnchen realen Gewinns, d. h. Bereicherung gebracht, haben sie auch nur einen Grad Consistenz, Festigkeit, Gesetzmässigkeit gegeben? Und doch verlangt die Welt und die Zeit mehr Sicherheit und Grund. Daher entstand die Homöopathie und die Hydriatrik, und daher noch täglich das Jagen nach neuen Mitteln Seitens der Aerzte, weil sie die alten nicht kennen, und Seitens der Laien, weil die Aerzte nichts wissen. Doch auch hier ist die Zeit der Erlösung gekommen. Die Arzneiprüfungen an Gesunden müssen die wahre, ungetrübte Wirkung der Heilmittel herausstellen, die einfache An-

wendung muss ihren wahren Nutzen oder Schaden in Krankheiten bewähren, und beide Experimente werden eine Gewissheit über die Anwendbarkeit der Mittel verschaffen, die wir mit dem Namen Specificität belegen. Nach specifischen Mitteln strebten die Aerzte aller Zeiten, und hierin begegnen sich Homöopathen und Allöopathen. Möge man die Homöopathie als consequente Methode verdammen, früher oder später, nein, schon jetzt hat man angefangen, muss man die Erfahrungen benutzen, die sie über die reine Wirkung der Arzneien gewissenhaft gemacht hat. Nach specifischen Mitteln trachten auch jetzt vorzüglich die Allöopathen, und wir sehen mitten aus dem grossen Gewühl der Heilmittel gerade jetzt die heftig wirkenden, Jod, Chlor, Belladonna, Nux vomica, Blausäure, Rhus, Mercur u. s. w. mit besonderer Vorliebe gewählt, weil diese am leichtesten den Charakter der Specificität zur Schau tragen. Mittlerweile hat auch für eingewurzelte vegetative Leiden besonders die Wassercur eine Bereicherung geliefert, die nicht zu verachten ist, und gegen die sich die Aerzte freundlicher benehmen sollten, um sie um so leichter in die Grenzen der Wissenschaftlichkeit zurückzuführen. Wir erkennen es mit Dank, dass die jüngere Welt der Aerzte besonders durch Einfachheit der Verordnungen und durch diätetische Berücksichtigungen sich auszuzeichnen sucht, und sehen in dem mehr verbreiteten expectativen Verfahren eine Rückkehr zu hippokratischer Medicin. Die einst von Brown so hart verdrängte Naturheilkraft macht in der Gegenwart ihr schönes Walten deutlicher kund, weil wir mehr Auge für sie haben, und wird sich in der ruhigen, einfachen, sturmlosen Verfahrungsart der besseren Aerzte mit immer hellerem Glanze offenbaren. Dann muss auch die reine Anschauung der Krankheiten, ungetrübt von den falschen Beimischungen der verordneten Arzneien, um so gewisser und lichter hervortreten.

Mit freudigem Blicke sehen wir die einzelnen Fächer der Medicin in diesen Strom der Bewegung mit hineingezogen, und können getrost behaupten, dass in der Gegenwart Nichts stehen geblieben ist. Die Chirurgie ist nicht mehr blos Behandlung äusserer Krankheiten, denn sie hat den innern Zusammenhang aller Erscheinungen eingesehen und die Basis der Physiologie anerkannt, wie früher Rust's Heilkologie, neuerdings erst v. Ammon's bildliche Darstellung der chirurgischen Pathologie beweist; sie

geht nicht blos auf Operationen aus, sondern hat die Zahl dieser zu beschränken, die Anwendung des operativen Verfahrens seltener, und wo es nöthig geworden ist, einfacher zu machen gewusst, sie sucht mehr zu bilden und zu erhalten als zu zerstören. Dafür spricht besonders die Ausbildung eines Zweiges derselben, der plastischen Chirurgie, deren vorzüglichster Beförderer Dieffenbach ist, wenn ihn auch ein gewisser genialer Sanguinismus zu übertriebenen Hoffnungen führt, die wirklich in Verbindung mit orthopädischen Mitteln Vortreffliches zu leisten im Stande ist. — Giebt es auch noch Chirurgen, deren schönstes Ziel erreicht zu sein scheint, wenn sie ein neues Häkchen erfunden, so ist doch der Band- und Instrumentenapparat, und die Application äusserer Mittel sehr vereinfacht. In gleicher Weise hat die Augenheilkunde ungemein gewonnen, extensiv und intensiv; extensiv durch reichere und genauere Beobachtungen, in pathologischer (besonders anatomischer) Hinsicht, wie in therapeutischer; intensiv dadurch, dass man die Augenkrankheiten mehr als Reflexe innerer Leiden zu behandeln versteht, und nach physiologischen Grundsätzen eintheilt. Den wichtigen Unterschied, ob eine Augenkrankheit eine innere oder äussere ist, hält besonders scharf und sinnig fest der treffliche Ritterich in Leipzig, den wir um weitere Verbreitung seiner Ansichten dringend bitten möchten. Wie viel Beer, Rosas, Jaeger, Jüngken, v. Ammon, Beck auf diesem Gebiete geleistet, ist hinlänglich bekannt. — Auch die Geburtshülfe hat durch die physiologische Anschauungsweise viel gewonnen und wenn Busch, Siebold u. A. hier mit Ehren genannt werden, kann des braven Jörg's Name nicht verschwiegen werden, der in seinem strengen Purismus, in seiner geläuterten Anschauung der Schwangerschaft und des Wochenbettes und in seinen auf die wahre Natur und Bedeutung aller Erscheinungen derselben begründeten praktischen Lehren, die vielleicht in ihrer allzugrossen Einfachheit nur dem Spitalarzte überall möglich sein dürften, ein Reformator der Geburtshülfe genannt werden kann. Gleichzeitig mit dieser hat auch die Lehre von den Weiber- und Kinderkrankheiten Fortschritte gemacht, die beträchtlich zu nennen sind. — So mögen wir hoffen, dass, wenn erst der Sinn für Psychiatrik allgemein geworden sein wird, wenn eine mehr philosophisch-psychologische Bildung die grossen Massen der Aerzte ziert, und

der Materialismus, der einst einen „*l'homme machine*“ schuf, nicht mehr überwiegen wird, dass auch die Verdienste eines Esquirol, Heinroth, Bird, Friedreich, die jetzt noch Vielen unbekannt sind, allgemeiner verbreitet, und ihre Lehren weiter ausgebildet, auch diese Doctrin als im Fortschritt begriffen bewähren werden. Langsam, aber vorsichtig sicher, wird auch die gerichtliche Medicin, die in ihren unsichern Entscheidungen ein trauriges Bild ärztlicher Ungewissheit bietet, aus den realen Bereicherungen ihren Vortheil für grössere Sicherheit ihrer Behauptungen ziehen.

Gern schliessen wir unsere Betrachtungen der Gegenwart, welche der Zukunft galten, damit, von wo sie ausgingen, wir meinen mit der Vergangenheit, der Geschichte, und runden so das ganze leichte Gemälde. Wir schliessen gern damit, weil in dem Studium der Geschichte die Bürgschaft für den Weg der Wahrheit und Sicherheit und die Warnung vor dem Irrthum liegt, wir schliessen um so lieber damit, weil wir noch zum Schluss die freudige Anerkennung aussprechen können, dass unsere Zeit ihre Aufgabe erkennt, indem sie aus der Vergangenheit die Bestimmung der Zukunft construirt. Eine rege Theilnahme, eine philosophisch-vergeistigte Auffassung, einen warmen Sinn für die Wissenschaft bewähren, wenn auch mehr oder weniger vom Ziele entfernt die Historiker Hecker, Kieser, Friedländer, Lessing, Isensee, Haeser u. A. Mögen sie fortfahren, unberührt von den Leidenschaften der Parteiungen, ein treues Gemälde vergangener Zeiten zu geben!

Auch wir verweilten gern noch länger bei dem und jenem Punkte, der aus der Tiefe heraufragt, und führten manche Gestaltung heller herauf, zeichneten Schatten und Licht genauer, und malten in grösserer Fülle und Ausbreitung, aber der Rahmen ist eng, der uns zu Theil geworden, und darum steigen wir herab aus der Vogelperspective, um uns aus dem stillen Reiche der Betrachtung in den Strom bewegter Handlung zu stürzen, die nur im gemeinsamen Wirken Aller die Aufgabe zu lösen im Stande ist, welche der Gegenwart zu Theil wurde.

Ueber etwas Irriges in der Lehre der Syphilis.

Von Dr. *Thierfelder* in Meissen.

Die Syphilis wird noch ziemlich allgemein als eine Krankheit betrachtet, deren Hauptsitz und Grundwesen zunächst im Lymphsystem und in der gesammten Ernährung zu suchen sei. Selbst ausgezeichnete Aerzte, wie Richter (Specielle Therapie. Bd. 5. Berlin 1817. 8. S. 231.), Hufeland (Ueber die Scrophelkrankheit. Berlin, 1819. 8. S. 21.), Wendt (Die Lustseuche. Breslau, 1819. 8. S. 14.), Haase (Erkenntniss und Cur der chronischen Krankheiten. Wien und Leipzig 1820. 8. Bd. 3. Abth. 2. S. 467.), Puchelt (Ueber die individuelle Constitution. Leipzig 1823. 8. S. 55.), Hohnbaum (Ueber das Fortschreiten des Krankheitsprocesses. Hildburghausen, 1826. 8. §§. 36 und 79.), Bischoff (Grundsätze zur Erkenntniss und Behandlung der chronischen Krankheiten. Wien, 1830, 8. S. 287.) und erst neuerlich Droste (in der Nachschrift zu dessen Uebersetzung der Alexander Bottex'schen Schrift über das Wesen und die Behandlung der syphilitischen Krankheiten. Osnabrück, 1838. 8. S. 64.), deren Schriften im Uebrigen ganz das Gepräge einer genauen und unbefangenen Beobachtung und Prüfung an sich tragen, halten diese Meinung für unumstössliche Wahrheit, und stützen sich dabei auf die allgemein anerkannte Thatsache, dass krankhafte Zustände der Absonderung und Ernährung durch die Syphilis hervorgebracht werden. Allein mit Ausnahme einer einzigen nicht eben häufigen Form dieser Krankheit, der syphilitischen Drüsenentzündung, lässt sich zuvörderst weder in der primären, noch secundären Lustseuche ein wesentliches Leiden des Lymphsystems erkennen. Nur im Augenblicke der syphilitischen Ansteckung muss, eben so wie bei jeder anderen mit einer wirklichen Stoffaufnahme verbundenen Ansteckung, z. B. bei der miasmatischen Wasserscheu, das Lymphsystem allein, oder in Verbindung mit dem Venensystem als wirksam gedacht werden. Hieraus folgt aber nicht, dass die Syphilis selbst in einem Leiden des Lymphsystems begründet sei, so wenig wie die miasmatische Wasserscheu in ihm ihren Herd und ihren Sitz hat. Denn es ist auf

dem Gebiete der Pathologie eine sehr gewöhnliche Erscheinung, welche auch der Syphilis gemein ist, dass das aufnehmende Organ nicht immer zugleich das vorzugsweise leidende sei, dass vielmehr das Leiden sich meisten auf entfernte Organe und Systeme erstrecke, und in ihnen seinen Herd und Sitz habe. Was nun insbesondere die primären Formen der Syphilis betrifft, so erweist sich weder im Tripper, noch Schanker ein Leiden des lymphatischen Gefässsystems, und selbst die syphilitische Drüsenentzündung, obgleich sie auf dasselbe bezogen werden muss, beweist kein Gesammtleiden des Lymphsystems, sondern blos derjenigen Partie desselben, welche in unmittelbarer Beziehung und anatomischer Verbindung mit der primär afficirten Stelle steht. So entwickelt sich vermittelst eines Lymphgefässes zwischen der Einwirkungsstelle des syphilitischen Giftes und den betheiligten Drüsen — durch consensuelle Reizung oder Aufsaugung der Lymphe — der Bubo in der Inguinalgegend bei primärem Schanker an den Genitalien, in der Achselhöhle bei an den Fingern — durch Verwundung — entstandenem Schanker, und am Halse, wenn die Aufnahme des Contagiums im Munde erfolgte. Aber auch, wo eine solche Verbindung nicht nachgewiesen werden kann, wie in denjenigen seltenen Fällen von Schanker an den Geschlechtstheilen, bei welchen die Inguinaldrüsen frei bleiben, und die Achseldrüsen, oder Halsdrüsen befallen werden, ist die Annahme, dass der syphilitische Krankheitsprocess im Lymphsystem hafte, völlig unzulässig. Denn immerhin setzt jene Krankheitsform eine besondere Krankheitsanlage in diesem System voraus, und die Erfahrung lehrt auch, dass sie nur bei Individuen vorkommt, welche an Scropheln leiden, oder wenigstens die Anlage zu denselben besitzen, so dass also dieses Drüsenleiden nicht einmal als ein rein syphilitisches erscheint, sondern als eine Complication der Syphilis mit Scropheln betrachtet werden muss. Aber eben so wenig können die Formen, welche der secundären Syphilis angehören, so verschieden auch ihre Richtung und Gestaltung ist, auf das Lymphsystem bezogen werden. Denn die syphilitischen Hautkrankheiten, wie Kondylomen, Ausschläge und Geschwüre, die Knochenkrankheiten und anderweitigen Zerstörungen der organischen Substanz, müssen stets und hauptsächlich von einer krankhaften Absonderung und Verflüssigung hergeleitet werden.

So wenig nun aber die Absonderung eine Vernichtung des lymphatischen Gefässsystems ist, eben so wenig kann auch die Verflüssigung als ein Erzeugniss desselben betrachtet werden, sondern wird durch ein inneres Zerfallen der organischen Masse und Herabsinken der plastischen Thätigkeit bedingt. Wenn man sich daher die Thätigkeit des Lymphsystems, wie selbst noch in unserer Zeit nicht selten geschieht, als ein gewaltsames Saugen und Zerstören an den festen Theilen denkt, so ist dies eine Vorstellung, die mit den geläuterten Grundsätzen der Physiologie ganz unvereinbar ist, und sich durch Nichts rechtfertigen lässt. Obwohl es aber bis jetzt noch nicht gelungen ist, an dem Blute der Syphilitischen diejenigen Eigenschaften nachzuweisen, welche den krankhaften Zustand derselben begründen, so ist es doch höchstwahrscheinlich, dass in demselben, so wie in der ganzen Richtung aller zum Ernährungsprocesse gehörigen Organe und Thätigkeiten, eine specifische Qualität vorhanden sei, welche jenen Zustand bedingt, und zur Entwickelung bringt. Eine solche specifische Qualität des Blutes würde schon aus dem Grunde angenommen werden müssen, weil der Ansteckungsstoff, nachdem er vom Lymphgefässsystem aufgesaugt worden, zunächst von den Venen materiell aufgenommen und durch den Kreislauf des Blutes im Körper verbreitet wird. Noch mehr aber erhellt die Richtigkeit dieser Ansicht aus dem Umstande, dass in der Syphilis, wie in jeder anderen ansteckenden Krankheit, der letzte Zweck aller Bestrebungen derselben die Wiedererzeugung des Ansteckungsstoffes ist, diese aber der Erfahrung zufolge von einer Veränderung des Blutes in seiner Mischung und Vitalität und einer Umstimmung der Gefässe ausgeht. Von eben dieser Sphäre müssen demnach auch die Gebilde, in denen der syphilitische Krankheitsprocess vorzüglich hervortritt, wie die äussere Haut, die Schleimhaut der Genitalien und der Mund-, Rachen- und Nasenhöhle, die Knochenhaut und die gesammte Knochenmasse, so wie endlich einige Häute des Augapfels, jene nicht weiter zu bezeichnende Umstimmung erhalten, um mittelst Erregung einer krankhaften Absonderung, derjenigen gleich, von welcher die Ansteckung ausging, die kranken Erzeugnisse hervorzubringen, welche die Syphilis charakterisiren. Das Lymphsystem spielt aber bei allen diesen Vorgängen eine ganz untergeordnete Rolle, indem

ihm die aufgelösten organischen Stoffe zur Aufsaugung übergeben werden, nachdem die Auflösung und Schmelzung selbst bereits auf dem früher angedeuteten Wege bewirkt worden ist.

Wenn man ferner die Syphilis als eine Krankheit der gesammten Ernährung bezeichnet, und eben dadurch die grosse Theilnahme des lymphatischen Gefässsystems erweisen will, so lässt sich hiergegen zuvörderst einwenden, dass der Antheil des Lymphsystems an der Ernährung überhaupt — vorausgesetzt, dass man die beiden wesentlich verschiedenen Glieder dieses Systems, nämlich das zur Aufnahme des Chylus und das für die eigentliche Lymphe bestimmte, und die in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten, in der Betrachtung gehörig geschieden, mithin den Chylus und die Lymphe nicht irriger Weise als identisch angesehen habe — nicht so gross sei, als man gewöhnlich annimmt, und sodann, dass die Syphilis nicht als eine Krankheit der Ernährung im Allgemeinen — indem Syphilitische, welche an den höheren Formen dieser Krankheit, an Halsschanker, Knochenauftreibungen u. s. w. leiden, übrigens blühend aussehen und wohlgenährt sein können, und es auch in der That oft sind — sondern als eine Richtung zu neuer Bildung in der äusseren Haut, in einigen Theilen der Schleimhäute und in den Knochen erscheine, während nicht nur das Muskel- und Nervensystem, sondern auch die parenchymatösen Organe, wie die Lunge, Leber, Milz, das Mesenterium, der Darmcanal, soweit er nicht im Munde und After mit der äusseren Haut in Berührung steht, die Nieren und inneren Genitalien, so wie die serösen Häute, das Herz und gesammte Gefässsystem in der, nicht durch Quecksilbermissbrauch verwickelten, Lustseuche in Ansehung der Ernährung nicht gefährdet sind, da bekanntlich in allen diesen Gebilden des Organismus niemals syphilitische Krankheitsformen vorkommen. Nach diesen Thatsachen erscheint auch die Vermuthung Corvisart's (Ueber die Krankheiten und organischen Veränderungen des Herzens. Aus dem Französischen von L. Rintel. Berlin, 1814. 8. S. 223), dass die bisweilen auf der inneren Haut des Herzens vorkommenden Excrescenzen, die den Kondylomen gleichen, syphilitischer Natur seien, mindestens unbegründet, so wie sie auch durch keine weiteren Beobachtungen bestätigt worden ist. Erst dann werden alle diese Gebilde in den krankhaften Kreis gezogen,

wenn die Syphilis einen so hohen Grad der Ausbildung erreicht hat, dass sie das Leben zu zerstören droht. Allein dieser kranke Zustand ist dann nicht mehr als ein blos specifischer anzusehen, sondern als die nothwendige Folge jedes tieferen Leidens des Organismus, insofern es, vermöge der innigen Verbindung und Wechselwirkung aller Systeme und Thätigkeiten desselben, zuletzt die gesammte Ernährung stören und beeinträchtigen muss. Die Ernährung der zuletzt genannten Theile ist daher in den höchsten Graden der Syphilis eben so ergriffen, wie bei allen Kachexieen, es fehlen aber die charakteristischen Merkmale, welche eine Krankheit der gesammten Ernährung in der Syphilis selbst erweisen sollen.

Die fast ausschliessliche Beziehung der Syphilis auf das Lymphsystem ist endlich auch die Veranlassung, oder vielleicht richtiger die Folge davon, dass man die Wirksamkeit des Quecksilbers im Organismus als eine ganz specifisch auf dieses System gerichtete betrachtet hat, wie dies selbst noch jetzt sehr häufig geschieht, indem man sich dieses sichere und kräftige Heilmittel der Syphilis, gleich dem in neuester Zeit bereits vielfach erprobten, durch seine antisyphilitische Heilkraft ausgezeichneten Jodkali, mit dem Lymphsystem in der innigsten Wechselwirkung begriffen denkt. Da nun aber, dem Gesagten zufolge, die Voraussetzung irrig ist, so muss auch der Schluss irrig sein. Es soll und kann jedoch hiermit keineswegs der grosse Einfluss dieses mächtigen Heilmittels auf das Lymphsystem geläugnet werden. Denn ein Mittel, welches die bedeutendsten organischen Stockungen zu heben vermag, muss natürlicher Weise den Verflüssigungsprocess der organischen Masse begünstigen und dadurch *indirect* Gelegenheit zu vermehrter Resorption, folglich auch zu erhöhter Thätigkeit des lymphatischen Systems geben. Wirkte dagegen, wie noch ziemlich allgemein angenommen und behauptet wird, das Quecksilber *direct* auf Belebung der Resorptionsthätigkeit, so hätte ganz kunstgerecht die örtliche Syphilis, statt geheilt, durch das Hinübertreiben des Ansteckungsstoffes in die gesammte Säftemasse, in die allgemeine um so häufiger und sicherer verwandelt werden müssen, als gewöhnlich in solchen Fällen dieses Heilmittel in Gaben gereicht wird, die den Ausscheidungsprocess des Organismus entweder gar nicht, oder kaum merklich fördern.

Es ist demnach eine eben so einseitige, als oberflächliche Betrachtung, wenn man die Wirkungen dieses Mittels blos und zunächst auf das Lymphsystem bezieht, und beschränkt. Ohne mir irgend anmaassen zu wollen, dass ich eine vollkommen befriedigende Erklärung jener Wirkungen zu geben vermöchte, darf ich doch, ohne mit der Erfahrung in Widerspruch zu gerathen, behaupten, dass dieselben auf Durchdringung und Umwandelung der ganzen organischen Masse beruhen, und demnach auch zunächst nur von den Arterien und deren Inhalt, nicht aber von den lymphatischen Gefässen und Venen, ausgehen können. Für diese Ansicht sprechen nicht nur die Erscheinungen der verminderten Cohäsion, auf welche sich jedoch die Gesammtheit der Quecksilberwirkungen eben sowenig zurückführen lässt, als auf Colliquation, obgleich dieses in neuerer Zeit von Sachs (Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre. Thl. 2. Abth. 2. Königsberg, 1833. 8. S. 93.), wie jenes von Wendt (Prakt. Mater. medic. Breslau, 1830. 8. S. 52.) versucht worden ist, sondern auch die mannichfaltigen specifischen Zufälle, welche beweisen, dass das Quecksilber die organischen Stoffe aus der Blutmasse, welche das Ernährungsmaterial bilden, wesentlich umgestaltet, und eben dadurch theils neue Absonderungen und Erzeugnisse schaffen, theils aber auch normale Thätigkeiten und Stoffe umstimmen und zerstören kann. Ob nun gleich auch bei dieser Umgestaltung das Lymphsystem thätig sein muss, so ist doch seine Thätigkeit eine blos secundäre, und daher aus demselben die Gesammtwirkung des Quecksilbers ableiten zu wollen, noch viel einseitiger, als die Wirkungen der narkotischen Mittel, und insonderheit des Opiums, allein auf das Nervensystem zu beziehen, ohne die im Gefässsystem vorangegangenen Veränderungen zu erwägen.

Das Verirrende und praktisch Nachtheilige einer übertriebenen Würdigung des Lymphsystems in der Syphilis darzulegen, und die wahre Bedeutung und den Werth dieses Systems überhaupt und in der genannten Krankheit insbesondere mit wenig Worten zu bezeichnen, um auf diese Weise wenigstens indirect zur Verbreitung einer naturgemässeren Ansicht von diesen Gegenständen beizutragen, war der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes, zu dessen Ausarbeitung vorzüglich Lichtenstädt's Bemerkungen über einige irrige Deutungen der Thätigkeit des lymphatischen

Systems (N. Bresl. Sammlung aus dem Gebiet der Heilkunde. Bd. 1. Breslau, 1829. 8. S. 345. ff.) und Neumann's Abhandlung über die Syphilis (Von den Krankheiten des Menschen. Bd. 2. Berlin, 1832. 8. S. 110., 107. ff.) mir die Veranlassung gaben, und als schätzbare Vorarbeiten auch gebührend berücksichtigt worden sind. Möge der beabsichtigte Zweck erreicht und die ganze Arbeit nicht völlig nutzlos und unbrauchbar gefunden werden!

Historisch-kritische Darstellung der Ansichten und Resultate über die einfache Behandlung der Syphilis.

Bedenkt man, dass es, trotz der sich täglich mehrenden günstigen Resultate der nicht mercuriellen Behandlung, doch noch immer einzelne Aerzte giebt, welche überall den Mercur angewendet wissen wollen, welche behaupten, dass ohne ihn jede Heilung nur scheinbar sei, und nie von demselben nachtheilige Folgen beobachtet zu haben versichern, so kann man über eine so vorgefasste, von tüchtigen Autoritäten theoretisch und praktisch widerlegte Ansicht nur die grösste Verwunderung äussern. Schon in den frühesten Zeiten seit Einführung des Metalls stossen wir auf gewichtige Gewährsleute, welche geradezu das Gegentheil aussprachen, den Mercur nicht für immer und durchaus nothwendig, sondern für durchschnittlich entbehrlich, ja nachtheilig erachteten, eine Meinung, welche auch je zuweilen allgemeiner um sich griff. Niemals sind indess so viele Versuche angestellt worden, niemals haben wir so zahlreiche Resultate zu Gunsten der nicht mercuriellen Behandlung erhalten, als in gegenwärtigem Jahrhunderte. Wir wollen versuchen, einen historischen Ueberblick über diesen Gegenstand zu geben, und hoffen, durch eine solche Zusammenstellung auch die starrsinnigsten Gegner vielleicht von ihrer vorgefassten Annahme abzubringen, oder sie doch mindestens in ihrer eingebildeten Erfahrung zweifelhaft zu machen.

Oppenheim verdient in dieser Beziehung für seine so mühsame und genaue Arbeit unsern vollsten Dank; wenn es jedoch in derselben*) heisst: Die Behandlung, welche man der Lustseuche zu Ende des 15. Jahrhunderts, bei ihrem vermeintlichen ersten Auftreten in Europa, entgegensetzte, war die antiphlogistische, und werden daselbst, als Autoritäten dafür, ausser dem Rechtsgelehrten Sebastian Brant, Conradinus Gilinus und Dominicus Leo citirt, so fühlen wir uns zu folgendem Commentar bewogen. Brant sagt in seinem 1496 erschienenen Gedichte: Vers 87 und 88 allerdings, wie Oppenheim l. c. anführt „*sola juvat — phlebotomia frequens.*“ Schiebt man aber die ausgelassenen Zwischenworte ein, und berücksichtigt man die vorhergehenden, wie die nachfolgenden Verse, so wird man sich überzeugen, dass das *sola* nicht zunächst auf *phlebotomia* zu beziehen ist, und der Aderlass weder als das einzige noch als das allein erfolgreiche Mittel ausgegeben wird. Schwerlich hätte sonst Brant den Aerzten vorwerfen können, dass sie eingestehen müssten, die Krankheit nicht heilen zu können. Die ganze Stelle lautet nämlich, wie folgt:

„Non illi Chiron, nec item cum fratre Machaon
Ferre salutarem posse fatentur opem.
Esto, aliqui tentent medicinam adhibere et inungant
Corpus et in saccum colleolumque cuant:
Crede mihi, nocuit praeceps medicina frequenter,
Quodque percussum est, scabrius vulnus erit.
Sola juvat pietas superum et mora longior atque
Cum Mithridatis ope phlebotomia frequens.
*Mensibus undevis quosdam**) contabuisse videmus,*
Nec tandem ad plenum convaluisse tamen.

Als zweiten Gewährsmann nehmt Oppenheim *l. c.* den Gilinus, welcher, wie aus den Anführungsstrichen hervorgeht, sagen soll: „*Cura hujus aegritudinis tribus completur instrumentis: Primo, regimine et nutritiva h. e. diaeta; secundo, phlebotomia et purgatione; tertio, balneatione in decocto herbarum emollientium et inunctione partium dolentium cum linimento atte-*

*) Die Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber etc. Hamburg, 1827 Pag. 270.

**) Brant nahm sich häufig solche unpoëtische Freiheiten.

manente et incidente.“ Obschon im Wesentlichen hierdurch der Sinn Desjenigen, was Gilinus über die Heilung der Lues sagt, ausgedrückt ist, so sind es doch die Worte selbst*) durchaus nicht, und mussten also die Anführungsstriche wegbleiben. Sodann wird der Aderlass nicht etwa unbedingt empfohlen, sondern nur „*in corpore multum plethorico*“ etc., und ferner bemerkt Gilinus „*ex copiosa phlebotomia multos vidi deterius se habuisse.*“ Endlich aber verschrieb Gilinus Salben, zu welchen Sublimat und rohes Quecksilber verwendet wurden.

Man sieht daher nicht ein, wie Oppenheim *l. c.* fortfahren kann: „Ebenso verwirft Dominicus Leo das Quecksilber,“ welcher 56 Jahre später ein Werk herausgab, worin er der Syphilis ein Capitel widmete. Wiewohl nun dieser, laut Girtanner, keine eignen Bemerkungen hat, und andere Schriftsteller, besonders den Joan. Manardus, ausschrieb, wie Ersteres allerdings auch aus der eben anzuführenden Stelle abzunehmen ist, so liegt doch in ihr ein bestimmtes Zeugniss gegen das Quecksilber: „*Concludendum igitur argentum vivum, sive per linimentum, sive per suffumigium, minime probari, nam qui de eo scripserunt, tam minerale, quam artificiale venenum cognoverunt*“**). Leo war indess, wie bekannt, durchaus nicht einer der ersten, welche den Mercur verwarfen, sondern ähnliche Aussprüche finden sich viel früher, und zwar sehr häufig, gleich nach Einführung des Guajaks. Allein schon vor dieser Epoche gab es mehrere Aerzte, welche dem Quecksilber nicht eben das Wort redeten. So schrieb Sebast. Aquitanus 1498, die Cur mit dem Mercur sei nicht zuverlässig, nur Robuste können sie gebrauchen, in Kurzem recidire die Krankheit.

Nicolaus Leonicenus (1497), Bartholomaeus Montagnana (1498) erwähnen des Quecksilbers gar nicht. Conrad Schellig (1497) empfiehlt Vorsicht bei dem Gebrauche des Mercurs, und sagt: er schade im Ganzen mehr, als er nütze. Natalis Montesaurus (1497) verwirft ihn ebenfalls als schädlich. Bartholomaeus Steber (1498) ist ihm nicht minder abhold. Caspar Torella, welcher das Quecksilber in seiner

*) *cf. Luisin. Lugduni Batavorum* 1728. Pag. 344 sqq.
**) *Luisin. l. c.* Pag. 503.

Schrift von 1497 lobte, verwirft es in der zweiten von 1500, und führt daselbst mehrere Fälle von schädlicher Wirkung desselben an.

Hensler*) erwähnt, dass sich Peter Pinctor (1500) gegen die Salbader und Pfuscher, welche sich des Mercurs sehr frei bedienten, heftig ausgesprochen habe, wie dies auch in seinem Abschreiber Wendelin Hock (1502) zu lesen ist. Almenar (1502) wendet zwar den Mercur für gewöhnlich an, schickt ihm aber eine Vorbereitungscur voraus, setzt ihn von 3 zu 3 Tagen aus, braucht zwischen durch Bäder und Abführungen, und erwähnt der nachtheiligen Quecksilberreactionen. Lorenz Friese (Phrisius) verwirft (1505) den Mercur gänzlich, und drückt sich **) über die Quecksilbersalben in einer sehr derben Sprache aus: „*Iners vulgus nonnunquam peritissimos medicos floccipendere non veretur, cum putat eos latere illa unguenta, quibus medici carnifices corpora inungunt; non sunt autem eis abscondita, sed propter nocumenta illorum eis uti nolunt.*“ Dass Friese das Metall trotz dem nicht gekannt habe, wie ihm einige Mercurialisten nachsagen wollten, kann nicht eingeworfen werden, indem er eine Menge Vorschriften zur Bereitung von Mercurialsalben veröffentlicht, und möchten wir daher aus der Stelle schliessen, dass der Mercur in damaliger Zeit von den Aerzten wirklich allgemeiner verworfen wurde. Joan. Vochs (1507) eifert, Girtanner zufolge, ebenfalls gegen die Quecksilbereinreibungen. Eine für das Quecksilber äusserst ungünstige Epoche erfolgte indess, nachdem 1508 das Guajak aus Amerika nach Europa gebracht worden war. Unter den Aerzten war Nicol. Poll (1517) (nicht, wie Oppenheim *l. c.* Pag. 15 angiebt, „1585“) der erste, welcher es in Teutschland öffentlich anpries, und berichtete, dass fast 3000 Syphilitische, bei welchen andere Medicamente Nichts ausgerichtet hatten, oder bei welchen aus Verzweiflung keine Mittel angewendet worden waren, zu einer und derselben Zeit hergestellt wurden, so dass die Heilung von Allen für ein Wunder gehalten wurde. Sein Nachfolger Schmaus lobt in dem darauf folgenden Jahre das Guajak ebenfalls als ein ausgezeichnetes Mittel, und bemerkt dabei, es sei vordem noch

*) Geschichte der Lustseuche etc. Bad. 1, Hamburg 1789. S. 58.
**) *Luisin. l. c.* 352.

keine Arznei aufgefunden gewesen, welche gegen die Krankheit viel ausgerichtet hätte, ohne zu schaden, und dass Viele elend gestorben wären. Besonders trug zum Lobe des Guajaks Ulrich v. Hutten (1519) bei, welcher hierdurch geheilt worden zu sein versichert, nachdem er in 9 Jahren, ausser andern Mitteln, elfmal die Schmiercur vergeblich gebraucht hatte. Hier. Fracastorius (1520) lobt zwar die Einreibungen mit Mercur, stellt aber doch das Guajak über denselben. Er versichert, viele Kranke würden durch Bewegung in freier Luft, Diät, vermehrte Ausdünstung etc. gesund, scheint also der erste, welcher über nicht medicamentöse Heilungen berichtet. Im Jahre 1529 schrieb der spanische Priester Delejado ein Buch über den Nutzen des Guajaks, das ihn endlich, nachdem er 23 Jahre an der Lustseuche gelitten hatte, davon befreite. Nicol. Massa (1532), von welchem es fälschlich bei Desruelles*) heisst: er, Poll und eine grosse Anzahl von Aerzten haben den Mercur im Jahre 1517 als allgemeine Methode verworfen, rühmt zwar im 3. Buche seiner, 1563 zu Venedig erschienenen, Ausgabe die Wirksamkeit des Guajaks, doch zugleich diejenige der Sarsaparille und der China, spricht aber in dem 4. Buche**) von den Quecksilbereinreibungen auf eine solche Weise, dass man schwerlich in Desruelles's Ausspruch einstimmen kann, sondern vielmehr annehmen muss, er habe ihnen doch den Vorzug vor dem Guajak etc. gegeben. Seine Worte sind: „*quae* (nämlich *sanandi via per unguenta mercurialia*) *etsi multis ingrata sit, profecto tamen, si cum observatione ipsa et conditionibus dicendis quis utatur, est infallibilis et securissima.*“ Dagegen empfiehlt Manardus (1532) in seinen Briefen an den Cardinal Campegi und einen Bischoff von Krakau den Guajak. Montanus (1550) behauptet, die Einreibungen mit Mercur dämpfen zwar die Syphilis auf einige Zeit, bewirken indess nie eine gründliche Heilung, und er habe Kranke gesehen, bei welchen nach den Inunctionen epileptische Zufälle erfolgt seien. Benedictus (1551) hält die Cur mittels Quecksilbereinreibungen für sehr gefährlich, räth deshalb die grösste Vorsicht dabei an, und zieht als besser und sicherer die

*) *Traité pratique des Maladies vénér. Paris* 1836. Pag. 86.
**) *Luisin. l. c.* Pag. 90.

Guajakcur vor. Als ganz besondere Autorität, welche sich gegen das Quecksilber aussprach, ist aber Ioan. Fernelius zu betrachten. Er war ein eben so gelehrter als praktisch erfahrener Arzt, und starb in seinem 72—73 Jahre 1558, und hatte folglich wohl ein Urtheil über die in jener Zeit erfolgreichste Behandlung der Lustseuche. Er verwarf das Metall durchaus, wie aus allen seinen Schriften, so besonders auch aus dem 6 Cap. des vor mir liegenden, von Giselinus nach seinem Tode besorgten, Werkes *) hervorgeht. Er beschreibt die nachtheiligen Wirkungen der Schmiercur sehr ausführlich und stark, sagt, viele Kranke wollen lieber sterben, als sich dieser grässlichen Cur unterwerfen, auch erhalte kaum der hundertste dadurch eine Erleichterung, im Gegentheil werde der Zustand dadurch meist schlechter, oder kehre doch zurück, oder die Kranken sterben auch schon während der Behandlung. Dies ist also sicher das schlechteste Zeugniss, welches bis jetzt über den Mercur als Heilmittel gegen die Syphilis ausgestellt wurde.

Vidius (1551) sagt, von allen Mitteln, welche man gegen die Lustseuche angewendet habe, sei das Guajak das beste, dann komme die Chinawurzel und endlich die Sarsaparille, das Quecksilber nennt er ein schädliches Gift. A. Lusitanus (1554) zieht dagegen das Decoct der Chinawurzel den andern zwei Mitteln vor, und räumt den Inunctionen nur eine sehr beschränkte Stelle ein. Lange (1554) verwirft den Mercur in seinem 43. Briefe als schädlich und gefährlich. Petronius (1565) spricht in seiner Schrift *de Morbo gallico* im 6. Buche über den Mercur, und er sagt daselbst, nachdem er früher über den Nutzen der Holztränke gesprochen hat, dass zwar auch das Quecksilber die Krankheit hebe, doch *saepe cum tanta foeditate tantoque cum periculo, ut aegri, dum curantur, malint se se non incepisse, quam curatos esse.*“

---

*) *Joan. Fernelii Ambiani de luis venereae curatione perfectissima Liber, Nunquam antehac editus. Antverpiae, MDLXXIX. Pag.* 42 *sqq.* Diese Ausgabe scheint sehr selten zu sein. *Astruc: De Morbis Venereis libri VI. Lutetiae Paris. MDCCXXXVI.* irrt sich also, wenn er *Pag.* 478 von dieser Abhandlung sagt: „*liber primum excusus; Parisiis anno* 1567.“ Girtanner: Abhandlung über die vener. Krankheit. II Bnd. 1793, hat die citirte Ausgabe ebenfalls nicht gekannt, wie aus S. 115 abzunehmen ist.

Obschon man nun wohl hieraus abnehmen kann, dass Petronius kein grosser Anhänger des Quecksilbers war, so geht doch Desruelles*) zu weit, wenn er sagt: Petronius habe sich des Mercurs gar nicht bedient, seine Behandlung habe in Diät, Ruhe und Purganzen bestanden, und ibidem fortfährt: Hercules Saxonia habe den Mercur verworfen, und sich statt dessen des Guajakdecocts bedient. Hercules Saxonia schreibt ausdrücklich im 18. Cap. s. *Tractatus perfectissimus luis venereae* (1597), er glaube nicht, dass man bei frischer Syphilis den Mercur nöthig habe, sowie er ebendaselbst auch das heilige Holz nicht für unbedingt nöthig hält. Solche Oberflächlichkeiten finden sich indess bei Desruelles mehrere.

Nicht minder auffallend ist aber, dass Girtanner**) den H. Saxonia sagen lässt: „Das beste Mittel zur Cur sei das Quecksilber." Die Herrn modeln ihre Autoritäten, wie sie sie gerade am Besten für ihre Meinung verbrauchen können. Noch zwei andere Aerzte, welche den Gebrauch des Quecksilbers für schädlich und gefährlich ausgaben, sind Arragosius (1597) und Massarias (1598).

In der ersten Hälfte des neuen Jahrhunderts blieben die Ansichten über den Mercur noch immer sehr getheilt, doch ward sein Gebrauch Etwas allgemeiner und in Etwas geregelter; von den Gegnern nennen wir: Caesalpinus (1602), welcher das Guajak allen übrigen Mitteln vorzog. Rudius (1604) braucht zwar Mercurialeinreibungen, räth jedoch Vorsicht dabei an, und will sie nur in den Fällen angewendet wissen, wo kein anderes Mittel hilft; von dem Guajakdecoct sagt er aber, dass es, sobald es gehörig gebraucht werde, allein zur völligen Heilung ausreiche. Pacius (1608) lobt ebenfalls die Holztränke, und sagt über den Mercur: „*ex decem inunctis hominibus vix unum sanitatem, incertam tamen ac veluti fucatam, esse consecutum.*"

Ph. Barrough spricht in der 5. Ausgabe seiner *Methode of Physik* (1617) von den Nachtheilen des Mercurs, und schliesst mit den Worten: „*For this cause I commend not this medicine.*" de Blegny (1673), welcher wenigstens ein Mann von vielem

*) *l. c.* Pag. 86.
**) *l. c.* Pag. 150.

Verstande gewesen sein soll, hält sich über Diejenigen auf, welche da glauben, die Syphilis könne nur durch die Salivation gehoben werden. Blancard (1684), sagt Desruelles *l. c.*, ist ein Gegner der Mercurialbehandlung; nur das Kalomel wendet er als Purganz an. Wir können nicht glauben, dass Desruelles je eine Ausgabe dieses Schriftstellers zu Gesicht bekommen hat. Zum Beweis heben wir aus der uns vorliegenden Ausgabe*) folgende Stellen aus: a) „Damit aber dieses (nämlich die verrückte Ansicht, welche Bl. von der Erzeugung der Krankheit etc. hatte) nur mit wenigen von uns erwiesen werde, so ist zu bemerken, dass die vornehmsten Cur-Mittel dieser Qual entweder Mercurialia sind, oder aus Schweisstreibenden, gummichten Holtz und Wurtzeln gemacht werden. Das beste und sicherste Pocken-Mittel nun ist der unbereitete Mercurius oder Quecksilber" etc. b) „Ist derohalben das Quecksilber dienlich, in Ansehung des sauren und scharfen Geistes, so in dieser beschmitzlichen Seuche pecciret; dannenhero denn, weilen durch das Quecksilber solches Uebel so glücklich geheilt wird, klärlich erscheinet, dass erwähnte Krankheit von einem Sauer ihren Ursprung hat." Ferner lobt Blancard das Eingeben von verschiedenen aus *Mercurio praecipitato* und *sublimato* präparirten Medicamenten**) und wiederum die Mercurial-Mittel überhaupt***). Dagegen theilte Moellenbroeck (1684) nachtheilige Folgen des Mercurs mit. Ein Quecksalber soll durch den Sublimat 2 Kranke zu Tode curirt haben.

Allerdings beweisen solche Fälle eigentlich Nichts, und kann, auf eine unvorsichtige Weise angewendet, jedes Mittel nachtheilige Folgen haben, doch werden sie nach gelindern Mitteln stets geringer ausfallen, und sind ähnliche Fälle noch heutigen Tages möglich, und kommen wirklich vor, indem man durchaus nicht streng genug darüber wacht, dass derartige heroische Mittel nicht in unbefugte Hände kommen. David Abercromby spricht sich in seiner 1684 zu London erschienenen Disputation: „*Tuta ac efficax luem veneream saepe absque mercurio, semper*

*) Die belägert- und entsetzte Venus, Das ist, Chirurg. Abhandlung der sogenannten Frantzosen etc. Augspurg, bei Paul Kühtzen, 1710. a) S. 305 und 306, b) S. 315.

) *) *Ibidem* S. 306 — 7, und S. 350 — 51.

absque salivatione curandi methodus" unumwunden gegen den Mercur aus. Moyle (1702) hielt das Quecksilber in Primairleiden für unnöthig. Pitcairne (1714) zieht das Gold dem Mercur vor, und behauptet, in wärmerern Ländern lasse sich die Syphilis durch die Holztränke allein heilen. Cockburn (1715), welcher sich besonders um den Tripper sehr verdient gemacht hat, wünscht den Quecksilbergebrauch bei den schankrösen Geschwüren ebenfalls beschränkt, und meint unter 3 Schankerkranken können mindestens 2 von dem Mercur und Brechmittel verschont bleiben. Auch Vercellonus (1716) heisst das Metall nur gegen inveterirte Fälle gut. Chicoyneau (1718) sucht zu beweisen, dass der Speichelfluss zur Heilung der Syphilis unnütz und schädlich sei. Zannini (1735) erklärt in einem Briefe, den er dem 3. Bande seiner Werke versetzte, den Gebrauch des Mercurs als äusserst schädlich. Boerhaave erwähnt in der Vorrede zu der von ihm besorgten Luisini'schen Ausgabe (1728) gegen Diejenigen, welche überall den Mercur anwenden, dass er bei frischen Geschwüren nicht erforderlich sei, sondern oft schade, und sagt: „*Quid autem argentum vivum praestet ad sanandum, id vero modo conabor experimentis definire: ideoque nunquam probabo temerarios ausus eorum, qui consulenti super hoc malo juventuti, ilico suadent usum argenti vivi, quod semper corpori nocet, nec necessarium saepe habetur.*" Ritter, oder wahrscheinlicher sein Präses Ludolf, welcher, nebst Juncker, dem Spiessglanz einen Ruf gegen die Syphilis zu verschaffen strebte, suchte 1747 zu beweisen, dass die heftigsten Symptome in der Lues nicht Wirkungen der Krankheit selbst, sondern Folgen des Mercurs seien, und verwarf durchaus alle Quecksilbermittel: „*Demonstratio quod atrocissima luis venereae symptomata non sint effectus morbi, sed curae mercurialibus institutae.*" Tozzetti (1752) beschreibt, Girtanner*) zufolge (in einer von ihm zu Florenz herausgekommenen Sammlung med. Beobachtungen), die Methode, welcher man sich im Hospitale der Unheilbaren gegen die Lustseuche bediene. Es heisst, man nehme im Mai alljährlich 320 Venerische auf, und behandle sie nur mit Guajak und Sarsaparille. Im Jahre 1735 wurden 250 spanische Soldaten aufgenommen und sämmtlich

*) *l. c.* im 3. Bande, S. 474.

durch obige Mittel, ohne Mercur, geheilt. Bromfield (1757) lobt die Sarsaparille als eines der besten antisyphil. Mittel, und Fordyce suchte ihren Nutzen durch die Heilung von 13 hartnäckigen venerischen Krankheitsfällen zu beweisen. Morgagni erzählt, dass man, als er nach Bologna gekommen sei, und während der 8 Jahre, die er daselbst studirte, das Quecksilber weder äusserlich, noch innerlich gegen die Syphilis angewendet, ja dass er gar nicht davon habe sprechen hören. Peyrilhe (1774), sagt von dem Mercur, er leiste nicht immer Hülfe, sei mit Gefahr verknüpft, verursache nicht selten eine wahre Krankheit. Stoll (1777), wiewohl er den Sublimat lobt, und Anhänger des Mercurs ist, beschreibt doch schon die vom Quecksilber bedingte Bräune, *angina mercurialis*. Brambilla (1775), Fabre (1782), Swediaur (1784) erzählen sämmtlich, obschon sie im Allgemeinen dem Quecksilber zugethan sind, verschiedene Fälle, in welchen venerische Geschwüre, trotz einer lang fortgesetzten innern und äussern Mercurialbehandlung, nicht heilten, auch später allen andern Medicamenten widerstanden, und sogar den Tod herbeiführten. Der Sublimat wird von Letzterm, besonders stark aber von Brambilla getadelt. Girtanner (1788) wird von Desruelles *l. c.* als eine Autorität angeführt, welche die mercurielle Behandlung bei primairen Schankern verwirft, und heisst es ferner, P. Frank und A. G. Richter stimmen in diesen Ansichten mit Girtanner überein. Girtanner soll aufstellen, man müsse Schanker, wie jedes andere Geschwür, blos örtlich behandeln. Es heisst aber in der von Cappel besorgten Ausgabe. Göttingen 1803 Pag. 215 „gleich andern ähnlichen Geschwüren". Ebendaselbst, auf dieser und der vorhergehenden Seite, sagt Girtanner: „Quecksilber innerlich zu geben ist daher, bei einem frischen Schanker, zwar nicht immer nöthig, aber doch auch niemals schädlich, wenn es vorsichtig angewandt wird" woraus sich ergiebt, dass auch Simon*) zu weit ging, wenn er sagt, Girtanner habe schon vor den 90 Jahren den kühnen Satz aufgestellt. „dass bei Behandlung der primairen Schanker der innere

*) Versuch einer kritischen Geschichte der verschiedenartigen, besonders unreinen Behaftungen der Geschlechtstheile etc. etc. 2. Thl. Hamburg. 1831. Pag. 332.

Gebrauch des Quecksilbers nicht allein entbehrlich, sondern unnütz und schädlich sei". Allerdings wandte Girtanner, wie aus der von ihm befolgten Methode (*l. c.* Pag. 221), bei welcher wir uns nur wundern, dass Viele geheilt sein sollen, hervorgeht, innerlich kein Quecksilber, überhaupt, ausser unter Umständen China; gar keine Mittel an, äusserlich aber verband er die Geschwüre mit Sublimatsolution.

Als besondere Beförderer der einfachen nicht mercuriellen Behandlung dürften wir nun hauptsächlich Fr. Hoffmann und seinen Nachfolger Winslow ansehen, in wie fern diese auf eine strenge, geregelte Diät, ein Hauptrequisit zum Gelingen der Heilung, vorzugsweise ihr Augenmerk richteten. Denn obschon Fernelius den günstigen Einfluss des Hungers auf die Syphilis kannte, Fracastorius eine mässige Lebensweise bei der Cur anrieth, und auch von Andern Fälle aufgeführt sind, denen zufolge die Kranken durch Entziehung von Nahrungsmitteln geheilt wurden, so war es doch Fr. Hoffmann, welcher in seinen Werken (herausgegeben 1748) den Grund zu einer geregelten Hungercur legte, und sie häufig anwendete. Hoffmann liess seinen Kranken, nachdem er einige Male abgeführt, und, wo er es für nöthig hielt, zur Ader gelassen hatte, nur gebratenes Fleisch, bis täglich zu $^1/_2$ Pfund und ebensoviel Zwieback geniessen, und dabei eine Abkochung von Quecken-, Sarsaparille- und China-Wurzel trinken, und Winslow nahm dieses Verfahren, wie Bang*) berichtet, wieder auf. Winslow reichte des Mittags 2 Unzen mageres, gebratenes, oder gekochtes Fleisch, zum Getränk eine Abkochung von Sarsaparille- und China-Wurzel und ausserdem früh und Abends jedesmal 6 Gran Cicuta-Extract in Pillen.

Wir können und wollen uns indess nicht darauf einlassen, alle die Aerzte anzugeben, welche andere eingreifende Mittel, als z. B. Gold, Silber, Kupfer, Säuren, Alkalien etc. etc., an die Stelle des Quecksilbers setzten, was ebenso unnöthig als überflüssig sein würde, indem uns hierüber Oppenheim l. c. den ausführlichsten Aufschluss gegeben hat; wir beabsichtigten vielmehr, nur allein die wirklich einfache Behandlung in Verhältniss zu der mercuriellen zu betrachten.

---

*) Bang: *praxis med.* etc. *Hafniae* 1789.

Der Vollständigkeit wegen müssen wir hier einige von Desruelles citirte Antimercurialisten anführen, dabei aber bemerken, dass wir für etwas Weiteres nicht einzustehen vermögen, und nur jenem nachschreiben. Er sagt: 1762 [dürfte wohl 1792 zu lesen sein, indem vorher schon die Jahre 1770 und 80 besprochen sind] habe Puel, Regimentsarzt eines zu Rixheim in Garnison stehenden Grenadier-Reiter-Regiments, wegen der Erfolglosigkeit und üblen Folgen der mercuriellen Behandlung, mit grossem Nutzen eine [?] einfache Behandlung gegen die primären syphilitischen Affectionen in Gebrauch gezogen. Gallée, Generalinspector des französischen Feld-Lazareth-Wesens, liess die Venerischen in dem Hospitale zu Brest ohne Mercur behandeln, wonach die gefahrvollen Mercurialsymptome schwiegen, und er von der einfachen Methode, ihres günstigen Erfolgs halber, nicht wieder abging. Dieser Mann, welchem Verf. grosses Lob zollt, sprach ihm fortwährend Muth ein, als er 1825 die Abtheilung der Venerischen im Val-de-Grâce überkommen hatte, auf dem einmal eingeschlagenen Pfade festen Schrittes fortzugehen. — Noch weniger bestimmt, heisst es ferner: „Der Prof. Hallé glaubte, man müsse die venerischen Krankheiten ohne Mercur behandeln.“ Chaussier gab dieselbe Aufmunterung wie Gallée Ribes, der Vater, sah nach der Cauterisation nicht die Fälle von constitutioneller Syphilis, die nach dem Mercur so häufig sind; Clutterbuck macht 1799 in England Versuche, die Kranken von der mercuriellen Behandlung zu befreien, und sah gute Wirkung davon, Kéraudren erhebt sich 1800 gegen die Quecksilber-Behandlung, und schlägt eine einfache und rationelle Methode vor. Ebenso heisst es von Girardot; ist aber nicht gesagt, welche. Noch weniger scheint uns von Einfluss, dass ein Dr. Carron 1801 zu einer Reform in der Behandlung der syphilitischen Krankheiten geneigt gewesen sei, und dass ihm (Desruelles) ein Unterarzt Gaultier de Claubry von den zahlreichen und glänzenden Curen erzählt habe, welche sein Chef Sarleson durch eine milde leichte Diät und *administrant l'émétique en lavage* erzielt hätte.

---

*) *l. c.* Pag. 91.

H. Clutterbuck*) ist wohl von den letzt citirten die wichtigste Autorität. Er schrieb gegen Hunter, welcher bekanntlich auf die Diät kein grosses Gewicht legte, und führt an, dass syphilitische Krankheitsformen ohne Mercur, ja ohne irgend ein Mittel heilen, wie dies auch bereits Bell ausgesprochen hatte.

Schlüsslich bemerken wir über Desruelles, welcher gegenwärtig die Direction über das Militair-Hospital Pieprus hat, welches wir am 3. Mai mit ihm besuchten, und woselbst fast nur Primairleiden vorkommen, dass wir die vorzugsweise s. g. einfache Behandlung mit dem Bittersalze nicht ein einziges Mal verordnet sahen, dagegen mehrmals Quecksilberpräparate angewendet wurden.

I. C. Rousseau, demzufolge es kein venerisches Gift geben und die Secundairleiden nur allein von dem gegen die Syphilis gereichten Mercur herrühren sollen, theilte schon 1807 *(med. Museum of Philadelphia)* einige günstige Erfahrungen der Behandlung ohne Quecksilber mit.

Am Meisten regten jedoch englische Aerzte zur Wiedereinführung der nicht mercuriellen Behandlung an, und zwar zunächst diejenigen, welche während ihres Aufenthalts in Spanien und Portugal beobachtet hatten, wie man daselbst die venerische Krankheit ohne Mercur und zwar in sehr kurzer Zeit heile.

Ehe wir jedoch zu diesen übergehen, hören wir vorher, was schon 1809 Louvrier, der Erfinder der Schmiercur, aussprach, und führen wir seine eignen Worte aus der 2. Ausgabe seines Werkes von 1819 S. 139 an, welche folgender Massen lauten: „Die Erfahrung erweist, dass der äusserliche und innerliche Gebrauch des Quecksilbers im Anfange der Schankerform überflüssig und schädlich ist, und dass das Quecksilber, innerlich gebraucht, solange nicht Merkmale der Syphilis zugegen sind, nichts nütze, und auf keinen Fall derselben vorbeugen könne. Ich habe mehr als tausend Schankerformen ohne Mercurialmittel geheilt, und gefunden, dass auch hier die Natur, oder, wenn man will, die *Vis medicatrix* derselben, die meisten syphil. Localübel unter jeder (wenn anders nicht schädlichen) Methode gleich gut heile."

Liesse sich aber wohl für das Gelingen der nicht mercuriellen Behandlung der Primairleiden ein schlagenderer Beweis führen,

*) *Remarks on some of the opinions of the late John Hunter respecting the venereal disease.* London 1799.

als derjenige ist, welcher in dem Ausspruche eines mit so ungemein reicher Erfahrung ausgestatteten Mannes liegt, und der ausserdem auf das Quecksilber doch ein sehr grosses Gewicht legt, so dass er sogar S. 167 sagt, „Bei Feigwarzen, die nach einem Tripper entstanden sind (Vrf. hatte bekanntlich die vernünftige Ansicht, einen einfachen Tripper nicht für eine syphil. Krankheit zu halten), könnte man den Kranken auch bis zur Schwindsucht saliviren lassen, und sie würden doch an Ort und Stelle bleiben; sind sie aber die Folge von Chankern, so vergehen sie immer während der Einreibungen, (was sich indess uns durchaus nicht immer bestätigte) oder einer anderen ordentlichen Quecksilber-Cur."

Dass die Aerzte, welche das venerische Gift leugnen, eine Meinung, die 1811 in einer anonymen Schrift: „*Sur la non-existence de la maladie vénérienne etc.*" debutirte, auf das Metall wenig oder kein Gewicht legen, ist hinreichend bekannt, und wurden sie ja zum Theil zu solchem Ausspruche durch den unlogischen Schluss verführt: weil zur Beseitigung der s. g. venerischen Krankheit kein Mercur erforderlich ist, deshalb existirt diese Krankheit nicht.

Unter den englischen Aerzten stossen wir zuerst auf Fergusson*), welcher 1813 über die in genannten Ländern übliche Behandlung ohne Mercur berichtete, und damals noch einige bei den engl.-deutschen Truppen stehende Wundärzte, welche keinen Mercur verschreiben wollten, indem er zur Cur nicht nöthig sei, streng tadelte. Trotz dem ward diese Behandlung von den Engländern in ihre Heimath eingeführt, und theilten am 24. Juni 1817 sowohl Thom. Rose als Guthrie in der *Medico-chirurg. Society* Beobachtungen über die nicht mercurielle Behandlung mit. Ersterer hatte 7 Vierteljahre in dem Coldstream-Garderegiment sehr günstige Versuche damit angestellt und 16 Monate in dem James-Hospital. Rose legt auf die mit dem Militair vorgenommenen Experimente ein verzügliches Gewicht, indem er diese Kranken lange Zeit in steter Aufsicht halten konnte. Guthrie's Beobachtungen stimmten im Wesentlichen mit den eben angeführten überein. Er hält es für erwiesen, dass

*) *London med.-chirurg. Transactions Vol. IV.*

ein jedes Geschwür ohne Mercur heilen könne, und behauptet, Bubonen seien nach der nicht mercuriellen Behandlung nicht häufiger, sondern eher seltner entstanden. Von 100 Kranken sollen circa 6 Recidive bekommen haben, und von diesen wurden 5 abermals durch einfache Mittel geheilt, und ward nur in 1 Falle Quecksilber zu Hülfe genommen. M'Leod hat ein verhältnissmässig eben so erspriessliches Resultat gehabt, und Murray, Evans, Brown behandelten 134 Fälle ohne Mercur, und das Verhältniss der Secundairleiden verhielt sich ungefähr wie 1 zu 10. I. Bartlet vertheidigte 1818 zu Edinburgh seine Dissertation: *„De syphilidis tractatione sine hydrargyro."* Ein gleich günstiges Resultat lieferten in diesem Jahre: John Thomson*) Hennen**) Alcock***) Todd†). Thomson berichtet, dass er seit 1816 den Mercur bei secundairen wie primairen Erscheinungen sorgfältig vermieden und gefunden habe, dass Chanker und Bubo bei einem antiphlogistischen Verhalten, horizontaler Lage und erweichenden örtlichen Mitteln eben so schnell als mit Mercur beseitigt werden, Secundairleiden nicht häufiger auftreten, und milder sind. Hennen bemerkt über 105 primaire Geschwüre, dass sie in Zeit von 5 bis 85 Tagen, gewöhnlich in 4 Wochen, heilten, gleichviel ob sie die Zeichen des Hunter'schen Chankers an sich trugen, oder nicht. Nachträglich fügt er noch hinzu, dass sich die nicht mercurielle Behandlung bei complicirten primairen Geschwüren ebenso vortheilhaft gezeigt habe, als bei den einfachen. Alcock, welcher bereits seit 14 Jahren die Erfahrung gemacht zu haben versichert, dass selbst inveterirte und vernachlässigte Chanker mitunter einer nur örtlichen Behandlung mit Aetzmitteln weichen, und keine secundairen Erscheinungen nach sich ziehen, hat sich später häufig dieses Verfahrens bedient, und will stets damit glücklich gefahren sein, und ist überzeugt, dass Primairleiden auf diese Weise schneller und ohne Folgen heilen. Todd will den Gebrauch des Quecksilbers beschränkt, nicht in jedem Falle und mit gehöriger Vorsicht angewendet wissen, und hegt die Ueberzeugung, dass viele Geschwüre

*) *Edinb. med. and surg. Journal Vol. XIV. Pag.* 85.
**) *Ibidem Pag.* 201.
***) *London med. Repository Vol. IX. Pag.* 459,
†) *Dublin hospital Reports Vol. II. Pag.* 153, sowie *Vol. III.*

des Penis durch örtliche Mittel allein gehoben werden können. Er beruft sich hierbei auf die Vorträge Heuthora's, welcher Ende vorigen Jahres Oberwundarzt am Lock-Hospital war*). Dieser stellte für die Behandlung prim. syphil. Leiden folgende Indicationen auf: Niemals bei irgend welchen Affectionen des Penis Mercur anzuwenden, sobald acute Entzündung oder Brand vorhanden sei, noch weniger bei phagedänischen und sehr irritabeln und schmerzhaften primairen Geschwüren. Excoriationen seien mittels einfacher Waschungen heilbar. Wenn endlich Geschwüre am Penis bei einer Mercurialbehandlung nicht schnell heilen, oder nicht ein gesundes Ansehen bekommen, oder wenn sie sich gar während des Quecksilbergebrauchs vergrössern, so müsse diese Medicin ausgesetzt werden.

Evans**) sprach sich 1819 über den Missbrauch des Quecksilbers in Behandlung der venerischen Krankheit aus, und suchte die Fälle festzustellen, in welchen es durchaus contraindicirt sei. Ein Gleiches that Theyne***). Heine theilte die Bemerkungen von Kosis über die Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber 1819 in Rust's Magazine (Bnd. 4, S. 63) mit, und Rust selbst liess sich über die nicht mercurielle Behandlung in einer Nachschrift zu der im 5. Bande seines Magazins enthaltenen Uebersetzung der Guthrie'schen Abhandlung vernehmen. Rust bemerkte daselbst, die Behandlung ohne Mercur sei nichts Neues, meinte, es gebe sicher keinen praktischen Arzt in irgend einem Lande, welcher sie nicht versucht, mit ihr nicht schon gründlich geheilt habe. Er behauptet ferner, gegen alle Wahrheit, primäre syphilitische Krankheiten würden in der Regel bei uns ohne Mercur behandelt und geheilt, und dieser nur erst bei Secundairleiden zu Hülfe genommen; diese Grundsätze finde man in jedem Lehrbuche angedeutet, und würde nach denselben in den meisten Spitälern und klin. Anstalten verfahren, er selbst sei von ihrer Richtigkeit überzeugt. Wodurch Rust 1819 zu solchen Behaup-

*) Wir schöpfen diese Nachrichten zum grossen Theile aus Simon's angeführtem Werke.

**) *Pathological and practical remarks on ulceration of the genital organs etc. London.*

***) *General observations on the cancer of the genitals* in d. *Dublin Hospt. Reports and Communications. Vol. II.*

tungen verleitet werden konnte, ist uns unbegreiflich. Kern in Wien behandelte primäre Schanker in den Jahren 1823 und 24, als wir dessen Klinik besuchten, zum grossen Theil nur örtlich, oft nur, bei Diät und Ruhe, durch blosses Auflegen angefeuchteter Leinwandläppchen. Ausserdem ist uns aber nur Krukenberg bekannt, welcher, wie wir aus seinem eignen Munde wissen, die einfache Behandlung (mit einem Neutralsalze) seit etlichen zwanzig Jahren, und zwar mit dem besten Erfolge, eingeschlagen hat. Krukenberg verneint nicht, dass die Geschwüre oft Wochen lang unverändert bleiben; lässt sich jedoch hierdurch in seinem Verfahren durchaus nicht irre machen, indem er oft gesehen, dass sie dann ebenso oft sich auf eine überraschend schnelle Weise bessern.

Dass die in den letzten Jahren, besonders von den Engländern, besprochene nicht mercurielle Behandlungsweise nicht neu, wie auch wir durch Vorstehendes bewiesen zu haben glauben, und bekannt sei, dass sehr viele (?) Personen bei Localleiden gar keine oder blos örtliche Mittel angewendet haben, ohne deshalb in allgemeine Lues verfallen zu sein, sprach kurz darauf auch Hufeland in seinem Journale aus, welcher uns ebendaselbst (Sptbrheft. 1822) das amtliche Circular mittheilte, wodurch die Militairärzte Englands aufgefordert wurden, ihre Versuche mit der einfachen Behandlung fortzusetzen.

In demselben Jahre finden sich ferner Zeugnisse zu Gunsten der nicht mercuriellen Behandlung, ausser in der 2. Ausgabe der *Principels of surgery* von Hennen, bei Rousseau*), welcher sich schon 1807 darüber vernehmen liess, neuerdings aber das Quecksilber für ganz überflüssig hält, und ihm allein die secundären Zufälle zur Schuld legt, sowie bei 3 andern Amerikanern, nämlich Stevens**), Phinney***) und Ware†) und in 2 Edinburger Disputationen von Sommerville††) und

*) *American med. Recorder. Vol. III.*

**) *On syphilis; in med. and surg. Register of the New-York-Hospital P. II.*

***) *Cases of syphilis cured without mercury; in new England Journal of Med. Vol. IX. Pag.* 235.

†) *Ibidem Pag.* 359.

††) *Dissertatio de Syphilide ejusque curatione sine Hydrargyro.*

Mahony*). Cole**) hält sich für völlig überzeugt, dass der Mercur in jedwedem Stadium der venerischen Krankheit unnöthig sei, und hat daher seit 3 Jahren dies Mittel durchaus aufgegeben. Cole macht indess keinen Unterschied zwischen den verschiedenen, selbst durch blossen Schmutz entstandenen Geschwüren der Geschlechtstheile, und ging später so weit, das venerische Gift ganz zu leugnen.

Im Jahre 1822 theilte L. A. Struve***) merkwürdige Krankheitsfälle mit, welche ohne Mercur gehoben wurden. L. Krueger†) gab eine Darstellung der in England üblichen Behandlung venerischer Leiden ohne Quecksilber und S. Hill††) eine ausführliche Beschreibung von der nichtmercuriellen Heilmethode Thomson's, welcher einige Jahre vorher schon an Albers in Bremen eine briefliche Mittheilung darüber gemacht hatte. Es wird hier in erhöhter Potenz bestätigt, was Thomson schon 1817 über die einfache Behandlung sagte. Er befolgt sie nun seit 17 Jahren, und hat seit 4 keinem seiner Kranken einen Gran Quecksilber gegeben. Kein Fall soll dieser Behandlung widerstanden haben, in keinem ein Nachtheil darnach erfolgt sein.

Dergleichen Uebertreibungen können irgend welchem Verfahren nur schaden, denn wir sind und werden täglich in der praktischen Medicin darauf hingewiesen, dass wir so absolute Mittel oder Methoden durchaus nicht besitzen. H. F. Autenrieth†††), welcher die Behandlung ohne Mercur, mit den aller einfachsten Mitteln, in dem Edinburgher Militairhospitale, beobachtet hatte, berichtet, dass er fast alle Formen von Geschwüren mit einem überraschenden Erfolge daselbst heilen sah, hegt jedoch die Ansicht, dass das Gift auf diese Weise nicht getilgt, sondern nur

---

*) *Dissertatio de Syphilide absque Hydrargyro curanda etc.*

**) *On the existence of a syphilitic virus, over which mercury has been supposed to possess a specific power; in London med. Repos. Vol. XIV.*

***) Ueber Diät-, Entziehungs- und Hungercur in eingewurzelten chronischen, namentlich syphilitischen und pseudosyphilitischen Krankheiten. Altona.

†) Horn's Archiv. Bnd. I.

††) *Edinb. med. and. surg. Journal. Vol. XIIX.*

†††) Uebersicht über die Volkskrankheiten in Grossbritannien, mit Hinweisung auf ihre Ursachen und die daraus entstehenden Eigenthümlichkeiten der englisch. Heilkunde. Tübingen 1823.

zurückgedrängt werde, eine Ansicht, die sich, nach einer an 18 Jahre reichern Erfahrung, nicht bestätigt hat.

Bobillier, Charmeil, Lefebre (1824) werden ebenfalls als Lobredner der einfachen Behandlung genannt, Huber*) und Otto**) waren aber in England und Schottland Augenzeugen von dem günstigen Erfolge, welchen man daselbst mittels des *simple treatment* erreichte. Huber giebt (*l. c.* S. 94 *sqq.*) die Behandlung an, wie sie in den meisten Militairhospitälern eingeführt ist. Er sagt daselbst, dass man die primären Geschwüre bei bedeutender Entzündung antiphlogistisch behandelt, sehr viel auf die horizontale Lage hält, dass abführende Neutralsalze von der besten Wirkung sind, sowie strenge Diät. Die örtliche Behandlung richtet sich nach dem jedesmaligen Ansehen der Geschwüre und den darin stattfindenden Veränderungen. „Bei dieser Behandlung heilten alle Geschwüre der Genitalien ohne Ausnahme in kurzer Zeit" (S. 96). Huber sucht hierauf (S. 100) die Einwürfe zu widerlegen, welche man trotz der augenscheinlich glücklichen Resultate dieser Behandlungsweise macht, und wenn er auch zugiebt, dass Secundärleiden darnach häufiger sind, so wird dieser Nachtheil durch die ausserordentliche Milde und Gutartigkeit derselben hinlänglich compensirt.

Otto lässt sich dahin vernehmen, dass man, da von vielen Seiten her bestätigt werde, die Syphilis könne ohne Mercur geheilt werden, und sei es oft geworden, darüber keinen Zweifel mehr haben dürfe, und diess sei um so leichter anzunehmen, indem es, wenn es früher gelang, wo die Krankheit viel heftiger und hartnäckiger war, jetzt um so eher gelingen muss. Otto meint jedoch, die Cur daure länger, es müsse eine strengere Diät dabei beobachtet werden, und es erfolgen häufiger Recidive und secundaire Symptome, die aber viel gelinder wären, als nach der Quecksilberbehandlung, welche nebenbei mehrfache Contraindicationen habe, weshalb es ein grosser Trost sei, dass die Erfahrung hinreichend bewiesen hat, dass das Metall nicht immer nothwendig ist, und eine radicale Cur durch andre einfache und unschädliche Mittel geschehen kann.

---

*) Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten. Stuttgart und Tübingen 1825.

**) v. Graefe's und v. Walther's Journal Bnd. VIII. Hft. 1. 1825.

Becquart*) theilt 26 Beobachtungen mit, nach welchen er die Syphilis in allen Formen mit dem besten Erfolge ohne Mercur behandelt hatte.

Salomon**) schrieb über die Behandlung der Syphilis in England, und soll sie ihm zufolge in den Londoner Civilhospitälern ohne Ausnahme mit, in denjenigen des Militairs dagegen ohne Mercur geschehen, und sollen alle Militairärzte darin übereinstimmen, dass diese Behandlung weniger Rückfälle nach sich ziehe. F. W. Becker***) sprach sich zu Gunsten dieser Methode aus, und munterte die Deutschen zu ähnlichen Versuchen auf.

Von den Aerzten, welche geradezu die Existenz des venerischen Giftes leugneten, denjenigen, welche besonders aus der Broussais'schen Schule hervorgegangen waren, von welchen wir bereits einzelne, obschon nur dem Namen nach, angeführt haben, müssen mir noch Richond des Brus†) mit seinem mehr- und dickbändigen Werke citiren, welcher schon 1824 in diesem Sinne ein *Mémoire sur les maladies vénér.* herausgab. Er begann seine Versuche unter der Leitung und auf den Rath Gama's in dem Militair-Hospitale zu Strassburg, woselbst er von dem März 1823 bis August 1824 von 1655 Kranken nur 342 mit Mercur behandelte, die übrigen ohne denselben herstellte, und ist durch Vergleichung der verschiedenen Resultate dieser Behandlungsweisen zu der Ueberzeugung gelangt, dass das Quecksilber nicht nur völlig entbehrlich, sondern, seiner anderweiten Nachtheile wegen, auch verwerflich ist. Die Behandlungsdauer soll ohne das Mittel viel kürzer ausgefallen sein.

Ein Buch von einem ebenfalls grossen Umfange schrieb über denselben Gegenstand und in derselben Absicht Jourdan††),

---

*) *Annales de la Méd. physiolog. par Broussais.* 1825.

**) Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde von einer Gesellschaft praktischer Aerzte, 3. Sammlung. Petersburg 1825.

***) Horn's Archiv, Bnd. 1, 1826.

†) *De la Non-Existence du virus vénérien, prouvée par le raisonnement, l'observation et l'expérience; avec un traité théorique et pratique des maux vénér., rediqé d'après les principes de la nouvelle doctrine méd. Trois Volumes* 1826 – 27.

††) *Traité complet des maladies vénér. contenant l'exposition de leurs symptômes et de leur traitement rationnel d'apres les principes de la médecine organique etc. 2 Volumes. Paris* 1826.

welcher schon 1816 die alten Dogmen angriff, und lächerlich zu machen suchte.

Von Wichtigkeit ist ferner Devergie's*) Klinik, welche durch Beobachtungen von Cullerier, Bard, Gama, Desruelles und andern Aerzten bereichert wurde. Ratier giebt hierselbst von Cullerier's Verfahren in dem Hospitale der Venerischen einen Bericht, woraus man ersieht, dass Cullerier durchschnittlich schon damals seine Kranken durch eine einfache rationelle Behandlungsweise herzustellen suchte, ohne den Mercur indess für einzelne Fälle gänzlich von der Behandlung auszuschliessen. Wir werden auf Devergie selbst später (1840), bei Gelegenheit seiner Briefe, zurückkommen, und wollen hier nur beibringen, was Desruelles (*l. c.* S. 131), welcher ihn zu einen ausschliesslichen Antimercurialisten machen möchte, was er jedoch weder war, noch geworden ist, von ihm mittheilt, und demzufolge er von 1815—35 im *Val-de-Grâce* und im *Gros-Caillou* 5427 Soldaten und in der Stadt 685 Personen behandelt hat. Die Behandlung ohne Mercur soll bei primären Geschwüren 30—40, die mit Mercur 85—90 Tage erfordert haben.

Dies wäre in der That ein sehr auffallendes Missverhältniss, dabei aber auch die Dauer der Behandlung primärer Leiden überhaupt keineswegs kurz.

Was die deutschen Aerzte betrifft, so war, neben Krukenberg, Bruenninghausen der erste, welcher die Behandlung ohne Mercur versuchte, und zwar in dem 1819 unter s. Leitung stehenden Militairhospitale zu Würzburg. Die Versuche wurden vom Mai 1819 bis Februar 1820, wo sich Bruenninghausen einer Krankheit halber in den Ruhestand zurückzog, an 100 Kranken angestellt. Nur Einer von den ohne Mercur Geheilten bekam ein Nachleiden, ein Exanthem, und war Bruenninghausen, wie Handschuch**) mittheilt, über die auffallend günstige Wirkung so überrascht, dass er seinen eignen Augen kaum traute, und seine ärztliche Umgebung zur grössten Aufsicht aufforderte, damit ja keine Täuschung stattfände, und die Kranken etwa heimlich Mercur nehmen. Denn es ist wohl zu erwägen, weshalb anderntheils

*) *Clinique de la maladie syphilitique. Paris* 1826—1833.
**) Ueber die Lustseuche und ihre Heilung ohne Quecksilber. Würzburg 1826.

aber auch gerade ein um so grösseres Gewicht auf Bruenninghausen's günstiges Urtheil über die einfache Behandlung zu legen ist, dass er den Mercur etliche 30 Jahre hindurch, als sehr beschäftigter Praktiker, mit gutem Erfolge angewendet hatte, und folglich als völlig unparteiisch angesehen werden kann.

Fricke führte die einfache Behandlung seit 1825 in dem Hamburger Krankenhause ein, und gaben sein Verfahren sowie dessen Vorzüge Guenther*) und Oppenheim**) an; auch stattete ersterer 2 Jahre später einen abermaligen günstigen Bericht***) ab, und übersetzte 1829 eine Schrift von Desruelles†), wozu Fricke eine Vorrede schrieb, in welcher er den günstigen Erfolg der Behandlung ohne Mercur aufs Neue bestätigte, sowie er gegen Ref., welcher im Jahre 1841 das gut eingerichtete Hamburger Krankenhaus besuchte, dieselbe Bestätigung wiederholte.

Fricke's Behandlung bestand von Anfange herein in Reinlichkeit, Ruhe, Diät und einem antiphlogistischen Verfahren, welches letztere er jedoch später immer mehr und mehr verliess, nur auf einzelne dies indicirende Fälle beschränkte, und überhaupt rein nach allgemein therapeutischen Grundsätzen handelte. Es sind auf diese Weise mehrere Tausende von primairen und secundairen Zufällen von Fricke behandelt worden, und stellte sich heraus, dass fast nur die Hälfte der früher zur Mercurialcur erforderlichen Zeit nöthig, Recidive und Secundairleiden aber seltner und gelinder wurden. Fricke sagt in genannter Vorrede S. VII: „Es ist nicht zu leugnen, und ich berufe mich hier auf das Zeugniss einer Menge Collegen, die unser Krankenhaus besuchten, dass die Syphilis bei uns jetzt ungleich milder††) auftritt, als in frühern Zeiten. Wir kennen die zerstörenden Formen derselben gar nicht mehr, und einzelne Kranke, die mit afficirten

*) v. Graefe's und v. Walther's Journal; Bnd. XI, Hft. 1, 1826.
**) Rust's Magazin; Bnd. XXI, Hft. 2, 1826.
***) Annalen der chirurg. Abtheilung des allgem. Krankenhauses in Hamburg, herausgegeben von Fricke. Bnd. 1, 1828.
†) *Mémoire sur le traitement sans Mercure. Paris*, 1827.
††) Wenn auch nicht vergleichsweise mit frühern Zeiten, indem ich das erste Mal in Hamburg war, so kann ich doch so viel bestätigen, dass von allen syphilitischen Kranken, welche Fricke mir zu zeigen die Güte hatte, auch nicht ein Individuum an nur irgend bedeutenderen Symptomen litt.

Rachen, cariösen Gaumen- und Nasenknochen u. s. w., sich in unserer Anstalt befinden, sind alle Producte einer oft wiederholten und vielleicht unzweckmässig angewendeten Mercurialbehandlung. Ob nun unsere Behandlung bis jetzt schon jenes günstige Resultat herbeigeführt hat, ist, wenn auch nicht gewiss, doch wenigstens wahrscheinlich. So zählen wir auch seit zwei Jahren keinen Todten mehr unter der Rubrik von Syphilis.“

Noch schrieben in diesem Jahre (1826) über die nicht mercurielle Behandlung Harris*), Paucker**) und Simon***). Letzterer bemerkte, dass die einfache Behandlung theils durchaus nichts Neues sei, was auch wir nachgewiesen zu haben meinen, theils bei geliuder Ansteckung ausreichen möge, im Durchschnitt aber verwerflich sei und dies besonders in secundairen Fällen. Nun versprach uns zwar Simon später†), er werde die positive Entbehrlichkeit des Mercurs bei der Mehrzahl der primären syphilitischen Geschwüre nachzuweisen suchen, dass er aber keineswegs ein vorzugsweiser, oder gar absoluter Antimercurialist ist, geht, wie aus dem Vorstehenden, so auch schon aus folgenden Worten††) hervor: „Eben so heftig und noch heftiger fast, als schon 1821 von Wedemeyer, wurde von mir selbst 1826, in den Heidelberger klin. Annalen, die nicht mercurielle Behandlung, besonders der secundairen Syphilis, angegriffen.“

Auffallend ist es daher, wenn Desruelles (in seinem citirten Werke von 1836 S. 124) ohne Weiteres sagt: „*Depuis les essais de M. Fricke deux médecins distingués de Hambourg, les DD. Simon et Isaac Trier, traitent sans mercure les ulcères des parties génitales, et leurs résultats sont très satisfaisans.*“

Trier war Unterarzt bei Fricke, und schrieb seine Inauguraldissertation†††) erst 1829. Schwerlich konnte er daher schon 1825, seit wann Fricke seine Versuche begann, ein ausgezeichneter Doctor Hamburgs sein; auch verwirft er 1829 in

*) *On syphilis treated without mercury*: *American. med. and surg. Journal.*

**) *Diss. de cura syphilidis sine mercurio. Dorpat.*

***) Heidelberger kl. Annalen. Bnd. II, Hft. 3, S. 447 — 496, Hft. 4, S. 531 — 664.

†) Krit. Geschichte. Bnd. II, S. 543.

††) *Ibidem S.* 465.

†††) *De diagnosi et cura ulcerum, quae dicuntur, venereorum. Berolini*

seiner Disputation den Mercur nicht geradezu, sagt im Gegentheil: *„erraret, qui crederet, mercurialia nunquam esse adhibenda,“* will die Cur nur nicht damit, sondern mit weniger gefährlichen Mitteln, begonnen wissen.

Wir haben hierin abermals ein Beispiel, wie gern die Aerzte Alles zu Gunsten ihrer Ansicht auslegen, und wie oberflächlich und übertrieben sie dabei zu Werke gehen, eine Weise, die aber stets der Wahrheit nicht minder als der Sache Schaden bringt, sowie wir selbst dadurch bestimmt wurden, die Gewährsleute, welche Desruelles für die nichtmercurielle Behandlung anführt, nur dann in unsern Rahmen aufzunehmen, sobald wir deren Berichte zu vergleichen im Stande sind, was indess um so weniger stets geschehen kann, als Desruelles häufig sich auf blosse an ihn gerichtete Briefe oder auf mündliche Versicherungen bezieht.

Im Jahre 1827 erschien das bereits angeführte Werk Oppenheim's, von welchem ich das schon in meiner Literatur vom Jahre 1830 Gesagte wiederhole, dass es, mit ungemeinem Fleisse bearbeitet, zur Literargeschichte der Behandlung der venerischen Krankheiten unentbehrlich ist, und wegen seiner Vollständigkeit und Genauigkeit grosses Lob verdient. Oppenheim bespricht daselbst (S. 277) die in dem Hamburger allgemeinen Krankenhause eingeführte Behandlung, und giebt einen summarischen Bericht von 402 Kranken, welche vom 18. Juli 1825 bis 1. Januar 1827 mit der einfachen Methode waren behandelt worden.

Wendt*) in Kopenhagen machte ebenfalls Versuche mit der einfachen Behandlung, erprobte sie als wirksam, und wendte sie vorzüglich bei den öffentlichen Mädchen an, indem er sie bei dem weiblichen Geschlechte für besonders passend betrachtet, da ihre syphilitischen Krankheiten häufig mit andern verbunden seien, gegen welche selbst die kleinsten Gaben Quecksilber nachtheilig zu wirken vermögen.

In dem folgenden Jahre schrieben über die nicht mercurielle Behandlung Braun**), welcher über das im Hamburger Krankenhause eingeführte Verfahren berichtete, ferner Ratier***) die Behandlungsweise Cullerier's beschreibend, welcher die

*) *Hygaea. Fasciculus III, Pag.* 358
**) *Dissert. de syphilide antiphlogistica tractatione curanda. Bonnae.*
***) *Archives. génér. de Méd. Février.*

östlichen und primären syphilitischen Geschwüre ebenfalls nicht mehr mit Mercur behandle, sondern denselben, und dann in Verbindung mit schweisstreibenden Decocten, nur gegen allgemeine Lues in Gebrauch ziehe.

Die Memoiren, welche Desruelles über den Vergleich und die respective Vorzüglichkeit der nicht mercuriellen Behandlung in diesen Jahren dem Drucke übergab, werden wir später (1836), wo er sein grösseres Werk herausgab, berücksichtigen. Ausser ihm haben wir von 1829 Dubled*), welcher schon 1825 im Geiste der neuen Schule ein *Mémoire* herausgab, und von den Deutschen Wendt**) in Breslau, nebst Alter, Wurm***) und den bereits früher citirten Trier anzuführen. Dubled, welcher das venerische Gift leugnet, stellte unter mehreren Sätzen unumwunden die Behauptung auf: „*Le mercure n'a pas guéri les maladies vénér. dans le traitement desquelles on l'a employé,*“ die er durch einige nachgeschickte Krankheitsfälle, in welchen er allerdings Nichts gefruchtet hatte, zu unterstützen suchte. Dergleichen übertriebene Aufstellungen gewähren durchaus keinen Nutzen, können keinen Anklang finden, und ist es ja etwas allgemein Bekanntes, auch von den Mercurialisten nicht Geleugnetes, dass der Mercur in gar manchen Fällen, besonders aber wo er ohne die gehörige Indication und Umsicht angewendet wird, das Uebel nicht hebt, ja sehr nachtheilig wirkt.

Wendt in Breslau stellte nach seiner Rückkehr von Hamburg, woselbst er 1828 die Fricke'sche Curmethode beobachtet hatte, einige Versuche mit der einfachen Behandlung an, und veranlasste auch den Oberwundarzt Alter dazu, welcher sie fortsetzte. Aus 14 Krankengeschichten ergiebt sich, dass die meisten primairen Geschwüre glücklich und gründlich ohne Mercur gehoben wurden. Wendt betrachtet es zufolge der genau angestellten Versuche und Beobachtungen und zufolge der über die Resultate geführten Tabellen als ausser Zweifel gesetzt, dass durch eine, mit der grössten Reinhaltung der Geschwüre gepaarte, Antiphlogose nicht blos primitive, sondern auch secundaire syphilitische Formen auf

*) *Exposition de la nouvelle doctrine sur la maladie vénér. Paris.*
**) Ueber die Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber; Heidelb. kl. Annalen Bnd. V, Hft. 4.
***) *Dissert. de tractatione syphilidis sine hydrargyro. Campodunl.*

die Dauer geheilt werden können. Gleichwohl schliesst er seinen Aufsatz mit der Verhersage, dass, wenn auch die Behandlung ohne Quecksilber dasselbe auf einige Zeit verdrängen sollte, die Aerzte gewiss zu demselben zurückkehren und dies Mittel immer in Ehren halten würden, eine Prognose, die uns, wenigstens in Beziehung ihrer ersten Hälfte, nicht eben logisch gefolgert zu sein scheint.

Aloys Wurm, welcher in dem bald anzuführenden grössern Werke Handschuch's die geschichtliche Abtheilung bearbeitet hat, muntert zur Nachahmung der nicht mercuriellen Behandlung auf, deren Wirksamkeit er in dem Münchener Krankenhause kennen gelernt hatte. Sie sei schon deshalb der grössten Beachtung werth, weil jene mit Mercur unbestritten mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sei, und oft nachtheilige Folgen nach sich ziehe, indess müsse man auch alle Vorschriften streng befolgen, indem sie sonst ebenfalls leicht fehlschlage.

Das Münchener Krankenhaus leitete aber Wilhelm, und da ihm das Quecksilber eben so wenig specifisch erschien als oft unzuverlässig und nachtheilig, so hielt er sich durch die günstigen Resultate, welche bewährte Aerzte mittels der einfachen Behandlung erhalten hatten, und weil er sich durch Verdrängung des Mercurs ungeheure Vortheile versprach, für pflichtmässig aufgefordert, die nicht mercurielle Behandlungsweise zu prüfen, und machte er seine erfolgreichen Erfahrungen damit 1830 bekannt*).

Die gewöhnliche antiphlogistische Methode hielt jedoch Wilhelm nicht für ausreichend, und beabsichtigte er vielmehr, den syphilitischen Krankheitsstoff durch Steigerung aller Ab- und Aussonderung zu tilgen, wobei er zugleich auf Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur sah. Als Resultat seines Verfahrens gab er an: dass dadurch jede syphilitische Krankheitsform beseitigt wurde, das Quecksilber nicht nöthig, die Curzeit kürzer war, die Heilung schöner und vollkommener erschien. Die Kranken bekamen während der Cur ein gesünderes Aussehen, und, wenn sie die Vorschriften genau befolgten, keine Recidive. Traten deren doch auf, so waren sie gelind, und wurden leicht durch dieselbe Behandlung gehoben. Die Syphilis ist schon durch die

*) Clinische Chirurgie. Bnd. I. München.

nicht mercurielle Behandlung milder geworden, und wird es noch täglich. Zur Bestätigung der grossen Wirksamkeit seines Verfahrens erzählte Wilhelm 97 Krankheitsfälle, in welchen die Heilung grössten Theils überraschend schnell erfolgte. Wilhelm soll bis zu seinem in vorigem Jahre erfolgten Tode seiner Methode im Wesentlichen treu geblieben sein.

Ferner schrieben in dem Jahre 1830 zu Gunsten der nicht mercuriellen Behandlung Colson*); Kurz**) theilte 7 syphilitische Krankheitsfälle mit, und bemerkte, das Uebel sei ohne Mercur rasch verschwunden, habe sich auch örtlich nicht wieder gezeigt, doch zweimal larvirte Syphilis nach sich gezogen. Ferner schrieb eine Lobschrift der einfachen (nicht antiphlogistischen) Behandlung Buchheister***). Choulant†) ist zwar der Meinung, man solle das Quecksilber, namentlich bei secundairen Leiden, nicht zu vorschnell verwerfen, doch eben so wenig hartnäckig dabei verharren, und aus Naumann's††) (in Bonn) angegebener Behandlung syphilitischer Geschwüre, geht hervor, dass er wenigstens gegen frische Schanker kein Quecksilber anwendet, indem er mit *Magnesia sulphurica* abführen, an das Peritonäum Blutegel setzen, und die Geschwüre mit einfacher Opiumtinctur betüpfen und später damit befeuchtete Leinwandläppchen appliciren lässt. Bei Sachs†††) lesen wir unter *Aurum* folgende hierher gehörige Aussprüche: dass die primaire Syphilis lediglich durch das *simple treatment* geheilt werden könne, dürfe bei vorurtheilsfreien Aerzten, nach dem Sinne und dem Gewicht der darüber feststehenden Erfahrungen, nicht mehr in Frage gestellt werden, und, dass es in einer ungleich grössern (nämlich als das Gold) Zahl von Fällen secundairer, übelgearteter, vernachlässigter, misshandelter, mit Mercurialkachexien complicirter Syphilis, nach dem Zeugnisse der unbefangensten Beob-

---

*) *Coup d'oeil général sur les maladies produites par le mercure: Journal hébd. Septbr.* 1830.

**) Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber. Rust's Magazin, Bnd. 33, Hft. 2.

***) *Dissert. de simplici luis venereae curandae methodo. Gottingae.*

†) Hecker's lit. Annalen. Nvbr. 1830.

††) Med. Conversationsblatt, 3. Vierteljahrheft von 1830.

†††) Handwörterbuch der prakt. Arzneimittellehre. Thl. I, S. 526.

achter verschiedener Nationen, vollkommene Heilung bewirkt habe etc.

Das Jahr 1831 brachte uns zwei Disputationen, die eine von Weiss*), welcher die antiphlogistische Methode als die wirksamste empfiehlt, zugleich aber das venerische Gift zu leugnen sucht, die andre von Grofe**). Die wichtigste Schrift aus dieser Zeit und zu Gunsten der einfachen rationellen Behandlung ist indess diejenige von Handschuch***), von welchem wir schon 1826 sprachen. Handschuch sagt (S. 128 und 129), nachdem er den Gang, welchen die Heilung der Lustseuche nahm, durchgegangen und darin bemerkt hat, dass in Frankreich die Syphilis, ausser von den bereits genannten Aerzten, noch von Gallée, Chaussier, Ribes, Gama, Broussais, Damiron, Fleury, Bégin, Gordon, Brown, Evans, Murray, Legrand d'Amiens auf die einfache Weise behandelt werde, „dass es nur eine einzige Heilmethode der Lustseuche gebe, dass diese Methode die entziehende, ausleerende, gelind antiphlogistische sein müsse, dass sie zu allen Zeiten von den Aerzten, ihnen selbst oft unbewusst, befolgt worden sei, dass Jeder, der die Lustseuche geheilt hat, sie nur nach dieser Methode geheilt, und Jeder, der sie in der Folge heilen wird, sie nur nach dieser Methode heilen wird."

Wenn wir den Vrf. richtig interpretiren, indem wir unter der *Methodus detrahens, evacuans, antiphlogistica modificata* verstehen, dass zur Heilung der Syphilis eine strenge, nicht nahrhafte Diät erforderlich ist, wobei die Ab- und Aussonderungen geregelt und in eine erhöhte Thätigkeit versetzt werden sollen, jeder Reiz aber abzuhalten und der schon vorhandene zu entfernen ist, so finden wir die Behauptung nicht übertrieben, und steht schon so viel fest, dass da, wo die Lebensweise nicht geordnet wird, möge man was immer für welche Mittel anwenden, die Heilung nicht erfolgt.

Die Resultate †) der einfachen Behandlung, welche Handschuch 2 Jahre hindurch in dem Militair-Krankenhause zu

*) *De cura syphilidis antiphlogistica. Berolini.*
**) *De antiphlogistica in syphilide curanda methodo. Berolini.*
***) Die syphilitischen Krankheitsformen und ihre Heilung. München.
†) Salzb. med. chirur. Zeitung No. 4 u. 5, 1834.

München bei 485 Kranken anwandte, fielen sehr günstig aus, und bedurfte er nicht eines einzigen Grans Quecksilber, ausser dass er in 4 Fällen von Hautausschlägen das Zittm. Decoct in Gebrauch zog.

Michaelis*) lobt die Behandlung ohne Mercur insofern, als er sagt: könnte das Quecksilber entbehrt werden, so würden die Kranken bedeutend dabei gewinnen, da Viele durch falsche Anwendung und Missbrauch desselben ihre Gesundheit unwiederbringlich verloren haben, und selbst der vorsichtige und zweckmässige Gebrauch dieses Mittels die Digestionsorgane schwächt, und Fricke verdiene daher allen Dank, dass er diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit geschenkt und so wichtige Versuche angestellt habe, theilt jedoch einen Fall mit, in welchem darnach zweimal Secundairleiden auftraten, was freilich nach jeder andern Behandlungsweise ebenfalls geschehen kann.

Dagegen referirt Heyfelder**) über die Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber in Frankreich, dass man sie daselbst in den Militairhospitälern mit grossem Vortheil anwende, sowie häufig auch in der Privatpraxis, und dass die Heilung nicht nur schneller erfolge, sondern secundaire Formen auch seltener auftreten, als nach einer Quecksilbercur, wovon er sich in dem Militairlazarethe zu Metz mehrmals selbst überzeugte.

Noch erschien in diesem Jahre eine genaue Abhandlung des nicht mercuriellen Verfahrens von Mueller***).

Pigeaux†) schrieb eine Kritik der antisyphilitischen Heilmethode, und stellte als einen Schlusssatz auf: Bei primären syphilitischen Leiden darf man kein Quecksilber anwenden.

In dem Jahre 1834 lieferte uns Bonorden††) ein grösseres Werk über Syphilis, und ist darin der 35. § überschrieben: Von den Vortheilen, welche die Behandlung der Syphilis ohne Quecksilber gewährt. Vrf. sagt: „Jeder Arzt, welcher einmal die grossen Qualen eines an bedeutendem

*) v. Graefe's und v. Walther's Journal Bnd. 18, Hft. 1, 1832.
**) Med. Conversationsblatt. No. 32, 1832.
***) *Dissert. de syphilidis primariae curatione sine mercurio. Berol.* 1832.
†) *Examen critique des méthodes exclusives appliquées à la thérapeutique des maladies vénér.*; *Archives gén. Janv.* 1833.
††) Die Syphilis, pathologisch, diagnostisch und therapeutisch dargestellt. Berlin 1834.

Strunz*) behandelte daselbst, mit Zustimmung Kluge's, alle Syphilis-Formen ohne Quecksilber, und ist ihm bei den in genannter Zeit aufgenommenen 741, oft höchst vernachlässigten, Kranken auch nicht ein Fall vorgekommen, wogegen die einfache Methode, bei gleichzeitiger rationeller Behandlung der örtlichen Erscheinungen, nicht ausgereicht hätte. Strunz bemerkt, dass, wie wir wissen, bereits schon früher die primairen Symptome in der Charité ohne Mercur behandelt wurden, man aber gegenwärtig, durch den immer bessern Erfolg und die aus andern berühmten Anstalten hervorgegangenen günstigen Resultate bewogen, auch bei allen Secundairleiden zu der einfachen Methode übergegangen sei, so dass seit $^1/_2$ Jahre durchaus kein Quecksilber mehr innerlich gegeben werde. Gegen die häufig eingewendete Frage, ob die nicht mercurielle Behandlung der primairen Erscheinungen vor Recidiven schütze, erwähnt Vrf., dass man durch eben diese Frage, ob diess der Mercur leiste, die Verehrer der specifischen Wirkung desselben in die grösste Verlegenheit setzen würde. Er selbst erfuhr seit geraumer Zeit, namentlich aber in dem Jahre, als er in der Charité die syphil. Abtheilung leitete, dass ihm unter Hunderten, welche mit allgemeinen secundairen Erscheinungen behaftet waren, auch nicht Einer vorgekommen ist, bei dem sich nicht, laut der gebrauchten Recepte oder des Examens, hätte nachweisen lassen, dass er gegen die frühern primairen Symptome Mercur gebraucht habe. Erlaubt man sich hieraus auch nur den Schluss, dass das Quecksilber nicht vor allgemeiner Syphilis schützt, so ist, sagt Strunz, der Uebertritt zu einer andern Methode, die höchstens keine unglücklicheren Folgen haben kann, dabei aber vor den Nachtheilen einer doppelten Vergiftung sichert, hinlänglich entschuldigt. Schlüsslich macht Vrf. noch auf die Unsicherheit in der Diagnose des venerischen Geschwüres aufmerksam. Es ist sicher von keiner unbedeutenden Wichtigkeit, dass in den verkannten Fällen von den Nachtheilen einer unnöthigen Quecksilbercur Nichts zu fürchten steht.

In diesem Jahre schrieb auch Devergie**) abermals zu Gunsten des antiphlogistischen Verfahrens, und suchte die Frage

*) Med. preuss. Vereinszeitung. No. 39, 1835.
**) *Archives génér. de Médecine. Tom. IX*, 1835.

bejahend zu beantworten, ob die Syphilis mit Sicherheit ohne Mercur geheilt werden könne. Er zog seine Beantwortung aus mehr denn 6000 venerischen Krankheitsfällen, die vom Januar 1815—35 zu Paris, theils in den Hospitälern, theils in der Stadt, in seiner Behandlung gewesen waren. Von den Vortheilen, welche ihm dies Verfahren gewährt hat, führt er namentlich folgende an: dass er die verschiedenen einzelnen syphil. Krankheitsformen rein, ohne von einer Mercurialcur influirt zu sein, zu studiren vermochte; die durch den Missbrauch des Mercurs oder anderer Reizmittel, wodurch die venerischen Uebel entartet oder complicirt werden, unterscheiden, und endlich die Erfahrung machen konnte, dass Rückfälle oder Secundairleiden nach der Mercurialcur weit häufiger und gefährlicher sind.

Heisch*), welcher die antiphlogistische Behandlung in dem von Kayser dirigirten Militairhospitale zu Strassburg studirte, macht auf die grosse Reinlichkeit aufmerksam, welche man dabei beobachten kann, und berichtet, dass die secundaire Syphilis nach der einfachen Behandlung weit milder, einfacher und leichter heilbar ist. Von 5271 Kranken wurden nur 2 von Knochenauftreibungen befallen, Caries erfolgte nie, überhaupt waren allgemeine Syphilis oder Recidive sehr selten. Bisweilen wurden indess, besonders bei Syphiliden Sudorifera, Opium und Quecksilber angewendet. Die Schlüsse, welche Verf. aus den gesammelten Beobachtungen zieht, sind nun: Den Mercur bei primairer Syphilis nie zu reichen, ihn überhaupt, so oft es möglich, nicht, nur in dringenden Fällen und nach genauen Indicationen zu verordnen, und bei jeder Mercurialcur seinen schädlichen Nebenwirkungen zu begegnen.

Noch lieferte uns in diesem Jahre ein schon im Allgemeinen sehr schätzbares Werk über die syphilitischen Krankheiten der Italiener Calderini**), in welchem er auch höchst interessante und ausführliche Beobachtungnn bezugs der einfachen Behandlung mittheilt. Als Arzt am grossen Hospitale zu Mailand hatte er ein

*) *Du traitement sans mercure des différentes affections des parties génitales, groupées sous la dénomination des symptomes primitifs. Thèse soutenue à Strasbourg le* 25. *Avril* 1835.

**) *Prospetto clinico sopra le malattie veneree e particolarmente sulla cura di esse senza mercurio. Milano* 1835.

und folglich auch viel kostspieliger war. Von den 339 mit Mercur behandelten Kranken bekamen in den 15 darauf folgenden Monaten 115, von den 560 antiphlogistisch Behandelten nur 73 Personen Rückfälle.

Einen andern günstigen Bericht über die nicht mercurielle Behandlung, welche in dem Jahre 1833 in dem Garnisonshospitale zu Kopenhagen, in der Abtheilung des 2. Leibregiments, eingeschlagen worden war, gab uns Mueller*).

Eine historische Uebersicht über die Behandlung der primairen venerischen Krankheiten im königl. allgem. Garnisonshospitale zu Stockholm vom Jahre 1827—1833 lieferte Dahlin**) und ergab die einfache Heilmethode sehr genügende Resultate, so dass Vrf. das Verhältniss der Secundairleiden, welche während der Mercurialbehandlung 16—20 pr. Cnt. ausmachte, in der neuern Zeit auf 2—3 pr. Cnt. angiebt, und die Leiden selbst viel gelinder findet. —

Selbst nach Aegypten, woselbst man früher allgemein reizende, erhitzende Mittel und besonders Mercurialia anwendete, ward die antiphlogistische Behandlung übergeführt, wie wir durch Labat***), wissen, welcher seit 1824 an dem Hospitale von Abou-Zabel und bei der Armee vor Kanka Arzt war. Diese Behandlungsweise soll nun seit 1825, seitdem daselbst Clot-Bey alle Medicinalangelegenheiten leitet, eine noch grössere Ausdehnung erhalten, und die Syphilis seitdem auch wirklich schon abgenommen haben.

Green†) behandelt seine syphilitischen Kranken seit 7 Jahren ohne Quecksilber. Er ward vorzüglich durch die veröffentlichten Medicinalberichte und die Erfahrungen Rose's und Guthrie's darauf geleitet, und behauptet, seinen eignen Beobachtungen zufolge, dass jede Form von Syphilis ohne Mercur heilbar ist, ausgenommen Iritis, giebt jedoch zu, dass er in einzelnen Fällen, als umstimmendes Mittel, von Nutzen sein könne, wogegen er aber in andern die Krankheit geradezu verschlimmere.

---

*) *Journal of Medicin og Chirurgie. Aug.* 1834.
**) *Tidskrift för Läkare och Pharmaceuter. Bnd. III, Hft. 4,* 1834.
***) *Annales de Broussais. Avril* 1834.
†) *Transactions of the med. and surg. Assoc. Vol. II.* 1834

Habel*) theilt uns mit, dass im Jahre 1832 von dem Director Guentner in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien männliche syphilitische Kranke, und zwar solche, von welchen sich am Zuverlässigsten annehmen liess, dass sie im Falle eines Recidivs in die Anstalt zurückkehren würden, der einfachen Behandlung unterworfen wurden, um diese Methode zu prüfen. Es wurden damit 110 nicht complicirte Schanker-Patienten behandelt, und vergleichsweise schneller, als mittels des Mercurs, geheilt. Von Bubonen wurden 113 ohne Mercur behandelt. Es ergab sich während der Curzeit zwischen den verschiedenen 2 Methoden kein grosser Unterschied im Verlaufe der Krankheit, aber wohl zeigten sich secundaire Symptome gerade dann öfterer, wenn primaire Geschwüre und Leistenbeulen mit Mercur behandelt worden waren, was im entgegengesetzten Falle nicht vorkam.

Die Kranken durften das Bett nicht verlassen, bekamen dreimal des Tages Suppe und Weissbrot, zum Getränk ein *Infusum fol. althaeae*, von Medicamenten nur, wenn Verstopfung eintrat, die *Potio laxativa fort.* Die Geschwüre wurden stündlich mit frischer Charpie bedeckt, welche vorher in Malvenabsud getaucht war, und 3—4 Male örtlich gebadet, allgemeine laue Bäder wurden aller 2—3 Tage verordnet. Es ergab sich nun, dass die primairen Formen bei diesem Verfahren im Allgemeinen leichter, regelmässiger und schneller gehoben wurden. Habel bemerkt, dass auch weder im Jahre 1832, noch bis Juni 1833, bis zu welcher Zeit er in der syphil. Abtheilung als Wundarzt fungirte, irgend einer von den auf diese Weise Behandelten mit Secundairerscheinungen zurückkehrte, was häufig genug bei den regelmässig mit Mercur Behandelten vorkam. Schritt die Heilung nicht vorwärts, so ward zwar später innerlich und äusserlich Quecksilber in Gebrauch gezogen, indess steht es fest, dass Schanker von allen Formen und bei den verschiedenartigsten Personen ohne Mercur geheilt wurden, und zwar mit den angegebenen Vorzügen.

Von Berlin erhielten wir abermals und zwar einen noch weit günstigern Bericht, als der vorjährige war, auch in diesem Jahre. Der vom 1. Juli 1834 bis zu derselben Zeit 1835 die syphilitische Abtheilung in der Berliner Charité dirigirende Stabsarzt

*) Med. Jahrbücher des k. k. österr. Staates Bnd. VIII, St. 4, 1835.

mercuriellen Speichelflusse Leidenden gesehen hat, wird eingestehen, dass eine Curmethode, die eben so sicher und ohne diese Qualen die Syphilis heilt, der Anwendung dieses Mittels, selbst wenn zur Heilung eine viel längere Zeit erforderlich sein sollte, vergezogen zu werden verdient. Diese vorübergehenden Leiden erscheinen indess als unbedeutend, wenn man die nachtheiligen Folgen, welche jene Quecksilbercur oft für das ganze Leben herbeiführt, scharf ins Auge fasst." Nach Aufzählung derselben, fährt Vrf. fort: alle diese Nachtheile habe die Behandlung ohne Mercur nicht, sie heile die Syphilis in der Regel ebenso sicher, zerstöre auf keine Weise die Gesundheit, Secundairleiden seien darnach gutartiger, (nie oder nur äusserst selten würden die Knochen angegriffen) verschwänden gar nicht selten von selbst wieder, und haben Fricke und Handschuch beobachtet, dass die primaire Syphilis in ihren Krankenhäusern seit Einführung der nicht mercuriellen Behandlung milder geworden sei, woraus hervorgehe, dass die Nachwirkung des Quecksilbers bei spätern Ansteckungen die primairen Formen verschlimmere. Dasselbe beobachtete Benorden in der Berliner Charité, und schliesst, nachdem er nochmals auf die Uebelstände bei den Mercurialcuren zurückgekommen ist, den verpestenden Hauch der Salivirenden, die Beschmutzung der Becken mit dem Speichel etc., deshalb müsse man als Regel annehmen: „den Gebrauch des Mercurs gegen die Syphilis überall, wo es möglich ist, und zwar bei der primairen gänzlich zu vermeiden, denselben überhaupt nur nach bestimmten und triftigen Indicationen und zwar so anzuwenden, dass er die Oben erwähnten Nachtheile nicht hervorbringt." Benorden fungirte 1830 als Stabsarzt in der Charité zu Berlin, woselbst Kluge seit einigen Monaten die Behandlung ohne Mercur, mit Mittelsalzen, eingeführt hatte, und sah davon den günstigsten Erfolg. Er hatte täglich 60—70 Syphilitische während 9 Monaten in der Charité zu behandeln, und war nie veranlasst, Mercur anzuwenden. Nur zweimal sah er danach Secundairleiden auftreten. Seitdem hat Verf. bei prim. Syphilis nie wieder Quecksilber angewendet, und von 40 Kranken nur bei einem ein secundäres Symptom beobachtet (*cf. l. c.* S. 64 wie 75).

Wir sehen nun also die einfache Behandlung in dem grossen Berliner Charité-Krankenhause eingeführt, was die daselbst er-

schienenen und bereits citirten Disputationen über dieses Thema vorläufig ankündigten, bald werden wir von dem Wiener allgemeinen Krankenhause ein Gleiches zu berichten vermögen.

M' Grigor*) theilte uns die Beobachtungen mit, welche Thomas Clarke in dem Hospitale des 72. Regimentes auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sammelte. Von jeder syphilitischen Krankheitsform wurden von dem Jahre 1829 bis mit 32 einige Fälle mit — andre ohne Mercur behandelt, und ergab sich hieraus, vereint mit den Erfahrungen früherer Jahre, das Resultat, dass jede Form von primairer Syphilis ohne Mercur geheilt werden kann, und er daher im Durchschnitt als ein unnützes, ja sogar schädliches, Mittel zu verwerfen ist. Clarke behandelte in den 4 Jahren 222 Kranke ohne Mercur, und gewann dadurch die Ueberzeugung, dass allgemeine Syphilis seltener auftritt, und, wenn sie erfolgt, einen gelindern Charakter hat, schneller und leichter beseitigt wird, folglich von kürzerer Dauer ist, und dass die Constitution nie so angegriffen wird, als nach der Behandlung mit Mercur. Zu bemerken ist, dass die Kranken bei strenger Diät, bis zur Heilung der Geschwüre, das Bett hüten mussten.

Ritgen aus Giessen theilte am 25. September 1834 in der 6. Sitzung der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart seine Behandlungsweise ohne Quecksilber mit, und versicherte die Gesellschaft, dass er einen glänzenden Erfolg dadurch erreiche.

Von Moure**) erhielten wir eine vergleichende Uebersicht der mercuriellen und antiphlogistischen Behandlung aus dem Militairhospitale zu Bordeaux. Kuttinger behandelte daselbst die venerischen Kranken mit Mercurialien, und erforderten 339 auf diese Weise, vom October 1831 bis Juni 1832, Behandelte eine Curzeit von 17628 Tagen, und sollen als Opfer der Behandlung 5 gefallen sein. Philippe behandelte hierauf in einem gleichen Zeitraume der Jahre 1832 und 33 die Kranken ohne Mercur, und bedurften 560 Individuen nur 19747 Tage, woraus hervorgeht, dass erstere Cur um 19 Tage länger fortgesetzt werden musste,

*) *London med. Gazette. March* 1834.
**) *Journal hebd. No.* 23, 1834.

grosses Feld, Erfahrungen zu sammeln, und berichtet er über 1050 syphilitische Individuen, welche daselbst vom 1. Juli 1832 — 1. Jan. 1835 theils mit Mercur, theils antiphlogistisch, behandelt wurden. Zur antiphlogistischen Cur wurden immer solche Kranke ausgewählt, welche vorher noch keinen Mercur gebraucht hatten. Mit Mercur wurden 524 und ohne denselben 526 Personen behandelt, und bedurften die erstern eine durchschnittliche Curzeit von 53, die andern von 31 Tagen, wobei jedoch zu bemerken ist, dass dieser grosse Unterschied nicht allein von der schnellern Wirksamkeit der Antiphlogose, sondern auch daher rührte, weil mehrere Kranke, welche sich dieser Cur nicht mit der gehörigen Sorgfalt zu unterziehen schienen, später der mercuriellen unterworfen wurden. Indess auch bei den einzelnen Krankheitsformen fiel die mittlere Aufenthaltszeit zu Gunsten der antiphlogistischen Behandlung aus; bei Gangrän erforderte sie 45, die mercurielle 190 Tage, bei kachektischen Geschwüren 48, die mercurielle 101 Tag. Verf. übergiebt uns in seinem Werke 4 Tabellen, und geht aus denselben hervor, dass nach der nicht mercuriellen Behandlung seltner Recidive auftraten, meist nur in unbedeutenden Affectionen bestanden, was sich nach dem Mercur gerade umgekehrt verhielt. Verf. bedurfte weniger Zeit zur Cur, beobachtete weniger chronische Uebergänge, und war die Sterblichkeit geringer. Im Uebrigen macht er auf die geringern Kosten dieser Behandlungsweise aufmerksam. — Wie sehr nun auch Verf., zufolge seiner günstigen Resultate, für die antiphlogistische Behandlungsweise eingenommen ist, so verwirft er doch den Mercur nicht blindlings, namentlich nicht bei Säuglingen, nicht bei Ammen, wo die Antiphlogose die Milchsecretion beeinträchtige, nicht bei Schwangern, wo man Abortus befürchten könnte. — In dem Jahre 1836 erhielten wir vorerst von Strunz*) einen 2. Bericht über die nicht mercurielle Behandlung der Syphilis in der Berliner Charité-Heilanstalt, worin nicht minder wichtige Heilmaximen bei Befolgung dieses Verfahrens aufgestellt werden. Einen ebenfalls diese Anstalt betreffenden Jahresbericht, nämlich von dem Jahre 1833, gab Koehler**). Es waren in jenem Jahre 978 Kranke auf der syphi-

*) Med. preuss. Vereinszeitung No. 4, 1836.
**) Rust's Magazin, Bnd. 46, 1836.

litischen Abtheilung behandelt worden, und zwar grössten Theils mit der Entziehungscur nach Fricke. Doch schildert Verf. den Erfolg nicht eben so glänzend, als wir dies von Bonorden und besonders aus den letzten Jahren von Strunz vernahmen. Noch mehr galt dies von Kuhk, durch welchen wir den Bericht über das Jahr 1832 bekamen, und heisst es daselbst, dass Kluge Anfangs die einfache Behandlung überraschend, in diesem Jahre aber weniger wirksam gefunden habe.

Einen anderweiten Jahresbericht über die Behandlung der Syphilitischen, in dem königl. baierschen Krankenhause zu München, gab wiederum Handschuch*). Es wurden daselbst vom 1. October 1834 bis letzten September 1835 im Ganzen 243 Kranke behandelt. Alle Krankheitsformen heilten ohne Anstand, und ward nie, weder innerlich, noch äusserlich ein Gran Mercur angewendet, ausgenommen in 2 Fällen von *Conjunctivitis blennorrhoica* Kalomel, als Antiphlogisticum.

Esterle**) referirte über die Behandlung der primairen Syphilis vom Jahre 1836 im k. k. allgemeinen Krankenhause zu Wien. Von dem Jahre 1832 an, seit wann die nicht mercurielle Behandlung in dem Wiener Krankenhause gegen primaire syphilitische Formen eingeführt ist, wurden 8000 Individuen mit vollkommen entsprechendem Erfolge auf diese Weise behandelt, und müssen demnach selbst die bescheidensten Zweifel über die Zweckmässigkeit dieser Behandlungsweise zurücktreten. Die praktischen Bemerkungen, welche Verf. mittheilt, sind sehr beachtungswerth. — Bezugs der stufenweisen Verschlimmerung, welche Schankergeschwüre bei wiederholt angesteckten Individuen zeigen sollen, so fand dies Verf. nur bei denjenigen bewährt, welche gegen ihre frühern Infectionen Mercurialia gebraucht hatten, bei den ohne Mercur Behandelten zeigte die wiederholte Ansteckung keine bösartigern Erscheinungen.

Zwei wichtige französische Schriften, welche noch in diesem Jahre erschienen, sind diejenigen von Desruelles***) und die von Championnière†) worin dieser Cullerier's (des nun

*) Salzb. med. chirurg. Zeitung. Nr. 3 und 4, 1836.
**) Syphilidologie herausgegeben von Behrend. Thl. II., S. 63.
***) *Traité pratique des maladies vénér. etc. Paris.*
†) *Recherches pratiques sur la Thérapeutique de la Syphilis. Paris.*

Lesauvage*) versichert, sich mittels einer 7jährigen Praxis, als Oberarzt in dem Civil- und Militairhospitale zu Caen, überzeugt zu haben, dass die primitiven syphil. Zufälle leicht und schnell durch eine methodische Anwendung der Antiphlogose gehoben werden. Recidive sind darnach selten. Wesentliche Consecutivleiden treten stets in Folge von Mercurialcuren auf. Sie hängen immer von präexistirenden, oder durch die Cur herausgebildeten Reizungen ab, welche durch die antiphlogistische Behandlung völlig beseitigt werden können. Der Mercur hat keine specifische Wirkung auf dieselben, und sie können ohne ihn sämmtlich verschwinden. Dagegen setzt er die Kranken oft schlimmen und bisweilen unheilbaren Zufällen aus, und soll daher gänzlich aus der Praxis verbannt werden, womit sich Ref. indess durchaus nicht einverstanden erklären kann, indem das Quecksilber ausnahmsweise ein höchst schätzbares und unersetzliches Heilmittel bleiben wird.

Noch wollen wir bemerken, dass Casper 1837 den Prof. Wilhelm in seinem Hospitale zu München besuchte, und dieser ihm versicherte, er würde es für eine Sünde halten, einem seiner syphil. Kranken auch nur die kleinste Gabe Quecksilber zu verordnen, wodurch Casper bestimmt wurde, der nicht mercuriellen Behandlung fernerhin mehr Aufmerksamkeit in seiner Praxis zu widmen.

Carmichael**), welcher sich um die Syphilis, ihre Diagnose und Behandlung grosse Verdienste erworben hat, um letztere aber vorzugsweise, indem er zu prüfen versuchte und verstand, wo der Mercur nicht, wo er aber ausnahmsweise mit Vortheil anzuwenden sei, sucht darzuthun, dass er um die Wiedereinführung der nicht mercuriellen Behandlung die meisten Verdienste habe. Er behandelte schon 1810, als er an dem *Westmoreland Lock Hospital* zu Dublin angestellt wurde, die primären und secundairen syphilitischen Krankheiten ohne Mercur, worüber er sich in seinen 1813 gehaltenen Vorlesungen vernehmen liess. Der Erfolg war äusserst günstig. Nachdem Carmichael 1814 sein Werk über die venerischen Krankheiten herausgegeben hatte,

---

*) *Archives gén. de Méd. Novbr.* 1837.
**) *Dublin Journal. March* 1838.

woselbst er schon damals die Indicationen gegen und für das Quecksilber festzustellen suchte, lieferte er im October 1815 einen Bericht *) über 70 ohne Mercur geheilte Fälle, welche meist in einer unglaublich kurzen Zeit beseitigt worden waren. Im Allgemeinen müssen alle syphilitischen Krankheiten ohne Mercur behandelt werden, stets nachtheilig zeigte er sich in der phagedänischen Form. Dagegen erkennt er ihn als ein sehr wirksames Mittel gegen den Hunter'schen Schanker und die zu dieser Krankheitsform gehörigen Symptome an.

Martius**) sprach in einem Briefe an den Redacteur der *Revue médicale* seine Ansicht über die prophylakt. Kraft des Quecksilbers verneinend aus, ohne jedoch die Existenz des venerischen Giftes in Abrede zu stellen, worin dieser, ohne Grund, einen Widerspruch finden wollte. Raffalowitsch***) schrieb eine Dissertation über die in dem Berliner Krankenhause eingeführte nicht mercurielle Behandlung, und ein grösseres Werk erhielten wir noch in dem Jahre 1838, doch ohne Jahreszahl, von Giraudeau†).

Der Mercur hat, dem Verf. zufolge, von jeher, bei Behandlung der venerischen Krankheiten bedeutende Nachtheile hervorgerufen, und trotz der unendlich vielen Arten, auf welche man ihn angewendet hat, so ist man bei seiner Darreichung doch nie sicher, dass nicht irgend ein gefährlicher Zufall dadurch bedingt werden dürfte. Diese Betrachtung bestimmte den Verf., der Behandlung der Syphilis seine vollste und anhaltende Aufmerksamkeit zu widmen, um zu erforschen, ob sich die Krankheit nicht ohne jedes Quecksilber-Präparat beseitigen lasse. Er versichert, die vorzüglichsten Resultate erhalten und nun seit 15 Jahren kein Atom des Metalls angewendet zu haben (Vorrede S. II), und will daher dasselbe aus der antisyphilitischen Therapie ganz verbannt wissen.

*) *Med. and. physic. Journal. Octbr.*

**) *Revue méd. Mars* 1838.

***) *Quaedam capita ex commentatione ampliori de syphilide ejusque curatione antiphlogistica secundum observationes in praxi nosocomiali. Berol.* 1838.

†) *Traité des maladies syphilitiques ou étude comparée des principales méthodes qui ont été mises en usage pour guérir les affections vénér., suivi de reflexions pratiques sur les dangers du mercure et sur l'insuffisance des antiphlogistiques etc. Paris.*

5. dass sie, auf diese Weise behandelt, sei es durch die Cauterisation, adstringirende Mittel, oder kräftige Antiphlogistica, weniger leicht consecutive Krankheiten verursachen;

6. dass man kein Mittel aus der frühern Therapie ganz verwerfen, aber es nur für besondere Fälle aufsparen muss;

7. dass man damit stets Antiphlogistica verbinden und jene in mässigen Dosen verordnen muss, um ihre Wirkung überwachen und die nachtheiligen verhüten zu können;

8. dass man bei keiner Behandlungsweise vor Nachleiden, welche den ganzen Arzneivorrath in Anspruch nehmen dürften, geschützt ist, dass aber die einfache Behandlung weniger und gelindere Recidive zur Folge hat;

9. ist schon mit in 8. enthalten;

10. dass man den Mercur und die übrigen revulsivischen Mittel für diejenigen Folgeleiden aufsparen müsse, die durch die einfache Behandlung nicht gehoben wurden.

Sämmtliche, hier aufgestellte Sätze hätten zwar kürzer gefasst werden können, ist aber nach unserer Ansicht Nichts gegen dieselben einzuwenden, ausser dass Verf. der Antiphlogose zu sehr zugethan scheint, was er indess in der That nicht ist, indem er in seinem Hospitale, wenigstens jetzt, nur selten antiphlogistische Mittel anwendet.

Schlüsslich wollen wir hier noch der Briefe *) erwähnen, welche Desruelles als Ergänzung seines oben besprochenen grössern Werkes herausgab, und deren 1. darüber handelt, dass die einfache, nicht mercurielle, als allgemeine Behandlung der venerischen Krankheiten betrachtet werden muss, und die Mercurialien, sowie die andern als antisyphilitisch angesehenen Mittel, nur ausnahmsweise angewendet werden dürfen.

Cramer**), welcher in den Jahren 1823 und 24 in der Berliner Charité Assistenzarzt war, und 9 Monate auf der Abtheilung für Syphilitische fungirte, welche damals noch durchgängig mit Mercur behandelt wurden, war mit dessen Wirksamkeit nicht unzufrieden, doch bestimmten ihn die vielerlei Neben- und Nachkrankheiten, deren er eine Menge aufzählt, die ab-

*) *Lettres écrites du Val de Grâce sur les maladies vénér. Paris* 1840—41.

**) Casper's Wochenschrift. No. 21. 1837.

führende Methode nebst der Localbehandlung in seinem Wirkungskreise einzuführen. Er behandelte daher auf diese Weise seit $1^1/_2$ Jahren 20, übrigens gesunde Mannspersonen, welche früher noch kein Quecksilber gebraucht hatten, und an frischen Schankern, eiternden Bubonen, spitzen und breiten eiternden Condylomen litten. Trotz wiederholter Untersuchung ist in keinem Falle ein Recidiv erfolgt. Die Cur währte im Durchschnitt 35—40 Tage.

Hilsenberg*) theilte mit, dass in der 1. Hälfte des Jahres 1834 in der Berliner-Charité die Entziehungscur allein — nur bei leichtern Uebeln, in der 2. jedoch auch wieder bei secundairen Formen mit dem besten Erfolge angewendet wurde, und den unwiderleglichen Beweis lieferte, dass die Tilgung der Syphilis nicht nur ohne Mercur möglich, sondern auch mit viel geringern Beschwerden für die Kranken verbunden sei.

Schnuhr**) beweist in einer Reihe von Aufsätzen über die Lustseuche in Litthauen, dass er in Behandlung derselben immer glücklicher wurde, je mehr er den Mercur aus derselben verbannte. Recidive kamen nach der einfachen Methode seltner, zeitiger, in milderem Grade, in einfacherer Form vor, und waren leichter heilbar. Alle in dem Kreislazarethe ohne Mercur behandelte Kranke zeigten bei ihrer Entlassung ein frisches munteres Aeussere, wozu wohl die bei diesem Verfahren mögliche grosse Reinlichkeit der Wäsche und in den Stuben beitragen mag, und beobachtete Verf. nie üble Folgen, ausgenommen einige Male nach langem Gebrauche des Bittersalzes Heiserkeit, aufgelockerte und entfärbte Mundschleimhaut, Erscheinungen, die jedoch bald von selbst wieder schwanden. Der strenge Winter hatte auf die Cur keinen bemerkbaren Einfluss, und dürfte dieser eher auf die Quecksilbercur statt haben.

Lendrick***) schrieb über den Gebrauch und Missbrauch des Mercurs im Allgemeinen, und schliesst aus der giftigen Einwirkung desselben auf Diejenigen, welche mit dessen Bearbeitung beschäftigt sind, dass er in der Mehrzahl der Fälle nicht zusage,

*) Rust's Magazin. Bnd. 50, Hft. 3.
**) Med. preuss. Vereinszeitung. No. 50 und 51, 1837. No. 17 und 18, 1839. No. 2 und 3, 1841.
***) *Dublin Journal. No. XXXV*, 1837.

ebenfalls verstorbenen Neffen) Ansichten und spätere Behandlungsweise der Syphilis aus einander setzt. Dass auch Cullerier den Mercur nicht mehr als antisyphilitisches Specificum ansah, haben wir bereits erwähnt, doch lassen wir ihn, in dem von ihm an Championnière geschriebenen und dessen Werke vorgedruckten Briefe, selbst sprechen: „Die Syphilis ist eine ebenso specielle Krankheit, als z. B. die Variola. Wir besitzen für jene ebenso wenig ein Specificum als für diese. Der Mercur ist es durchaus nicht; doch kann er bisweilen indicirt werden. Die Therapie der Syphilis wird nur dann rationell und sicher werden, wenn man die Idee, auf die Ursache wirken zu wollen, aufgiebt. Die Berücksichtigung der Symptome ist die wahre Basis der Behandlungsweise."

Wenn wir einen Mann, wie Cullerier, auf welchen die alten Lehren durch seinen Onkel gleichsam vererbt waren, und welcher den Mercur lange Zeit in eigner umfangreichen Hospital- und Privat-Praxis als specifisches Mittel anwandte, sich auf solche Weise aussprechen hören, so ist das Urtheil für weit unparteiischer und also zuverlässiger anzusehen, als wenn die Empfehlungen von solchen Aerzten ausgehen, welche das Metall nie ausschliesslich gebraucht hatten; übrigens gründet es sich auf eine mehr denn 10jährige Prüfung, und ist daher ebenso wenig übereilt, als es frei ist von jeder Uebertreibung.

Desruelles, von welchem wir schon mehrmals sprachen, und noch öfterer hätten sprechen können, wenn es uns darum zu thun gewesen wäre, jeden kleinen oder grössern Aufsatz, den er zu Gunsten der nicht mercuriellen Behandlung veröffentlichte, speciell anzuführen, lieferte in seinem diesjährigen Werke von 668 Seiten jedenfalls die ausführlichste, wenn auch nicht immer genaueste, Angabe der Aerzte, welche der einfachen, nicht mercuriellen, oder auch antiphlogistischen Behandlung zugethan sind. Viele sind freilich darunter, deren Berichte oder Urtheile wir nicht zu verfolgen vermögen, indem sie, wie schon gesagt, nur brieflichen oder mündlichen Mittheilungen entnommen, oder doch die Citate nicht gehörig angegeben sind, so nennt Verf. ausser Andern die französischen Militairärzte Behr, Negrin, Villars, Paradis, Requart, Barthélémy etc. etc. Desruelles erzählt (S. 141), dass ihm sein Bruder, Oberchirurg an dem Hos-

pitale zu Rennes, einen Auszug aus den Krankenjournalen dieses Hospitals geschickt habe. Es wurden daselbst während der 9 Jahre, vom Dcbr. 1826 bis Dcbr. 1835, mit der einfachen Methode 5478 Kranke in einer durchschnittlichen Curzeit von 30 Tagen behandelt, wogegen 1268 mit Mercur behandelte Kranke 61 Tage erforderten. Secundaire Syphilis entstand bei 571, von welchen früher 236 mit der einfachen Methode, welche auch jetzt wieder vorgenommen wurde, behandelt worden waren, und betrug die mittlere Curzeit 35 Tage. Es wird demnach in genanntem Hospitale die einfache Behandlung in vielen Fällen für ausreichend angesehen, doch der Mercur bei manchen Leiden nicht verworfen; indess sollen damit stets Antiphlogistica und strenge Diät verbunden werden.

Der Verf. selbst hat, seitdem er, wie er sagt, seit 1827, die einfache Behandlung als gewöhnliches Verfahren einschlägt, bis zu dem April 1835 von 8810 Kranken 8005 an primärer Syphilis behandelt, und zwar 7641 durch die neue Curmethode, 364 mit dieser in Verbindung von Mercurialien. Bei ersteren betrug die mittlere Curzeit 32, bei den andern 41 Tage. Von 805 consecutiven, chronischen, oder Mercurialleiden wurden 653 in einer Durchschnittszeit von 47 Tagen durch die neue Methode, und 152 in Zeit von 50 Tagen durch diese, in Verbindung mit Quecksilbermitteln, gehoben. Die Resultate stimmten mit denen anderer Aerzte und früherer Jahre überein, und bewiesen:

1. dass man die venerischen Krankheiten ohne Mercur und ohne anderweite Mittel als die erweichenden und antiphlogistischen heilen kann;

2. dass eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jedweder Behandlung bilden muss;

3. die sonst gegen Syphilis gerühmten Mittel dürfen nicht mehr für Specifica gehalten, und von ihnen nicht mehr eine zur Heilung nothwendige Revulsion erwartet werden, welche die einfache Behandlung nicht ebenfalls in allen Fällen und bei allen Individuen hervorzurufen vermag;

4. dass man die Primairleiden, wo möglich, örtlich und in der kürzesten Zeit beseitigen muss.

Devergie*) schreibt eine kritische Beleuchtung über Ricord's Lehren, worin er wiederholt die Vortheile der nicht mercuriellen Behandlung auseinandersetzt. Baumès**) tritt ebenfalls als Gegner des Metalls auf. Es ist ausgemacht, sagt er (Thl. I. S. 336—337), dass sich der Organismus, wenn er ausserdem unter keinem krankhaften Einflusse steht, einer syphil. Affection auf ganz einfache Weise, ohne irgend ein specielles oder specifisches Arzneimittel, entledigen kann. Heilungen primärer syphilitischer Krankheiten durch die antiphlogistische Behandlung ohne Recidive liegen zur Genüge vor, und kann sich Jeder davon überzeugen, welcher nicht vorsätzlich nicht sehen will. Verf. könnte eine grosse Menge Beispiele vorführen. Er hat in der Antiquaille zu Lyon mehr als 100 Kranke beobachtet, welche früher in französischen Militairhospitälern von Schankern und Bubonen, wovon die Narben noch sichtbar waren, durch eine einfache oder antiphlogistische Cur geheilt worden waren, und seit 3, 5, 8 und mehrern Jahren an keinem syphilitischen Krankheitssymptome gelitten hatten, als an den Erscheinungen der erneuten primären Ansteckung, weshalb sie in das Hospital kamen. Verf. behandelte diese Kranken abermals auf dieselbe Weise, und alle sind frei geblieben. Bei übrigens gesunden Personen gelingt die einfache Cur allemal, und treten keine Recidive ein, sobald sich die Genesenen kurz nach der Cur jeder heftigen Neigung, jedes Diätfehlers und des Coitus enthalten. Im Uebrigen sind die Rückfälle oder constitutionellen Symptome nach der einfachen Methode immer von milderer Art gewesen, als nach der Mercurialcur.

Otto***) berichtet, dass die dänischen Aerzte die Syphilis im Allgemeinen noch mit Mercurialien behandeln, doch nur so lange, als bis sich Zeichen der Salivation einfinden, wonach sie sogleich ausgesetzt werden, dagegen haben der verstorbene Wendt, Primararzt am allgemeinen Krankenhause, die Militairärzte Mueller und Switzer, wie er selbst, die Behandlung ohne Mercur eingeschlagen. Otto versichert, alle ihm bisher

*) *Première lettre sur la Syphilis. Paris* 1840.
**) *Précis théorique et pratique sur les maladies vénér. Paris et Lyon* 1840.
***) Behrend's Syphilidologie. Thl. II. S. 458.

vorgekommenen Formen der Syphilis in viel kürzerer Zeit und ohne späteres Aufkommen secundairer Uebel geheilt zu haben.

Von besonderem Gewicht für die einfache Behandlung sind ferner die von der schwedischen Sanitätsbehörde alljährlich ausgegebenen Umlaufsschreiben, worin das Resultat der verschiedenen antisyphilitischen Behandlungsweise veröffentlicht wurde, die aber laut dem letzten Berichte künftig nur aller fünf Jahre erscheinen sollen. Die Gesammtzahl der in den schwedischen Hospitälern behandelten venerischen Kranken betrug in den Jahren 1822—1836 in Summe 46687, und sollen die Krankheitserscheinungen in dem Maasse abgenommen haben, in welchem die einfache Behandlung allgemeiner geworden ist, namentlich Knochenleiden viel seltner vorkommen, als sie sich früher, nach der Quecksilbercur einfanden. In den letzten 5 Jahren sollen zufolge eines officiellen Berichtes*) von v. Weigel, af Edholm, Hagström er, Jöran Rooth, Trafvenfeld und Curlander bei 16985 Kranken 1786 Rückfälle stattgefunden, und nach der mercuriellen 37 pr. Cnt., nach der nicht mercuriellen dagegen $7\frac{1}{2}$ pr. Cnt. betragen haben.

In dem 2. Bande von *Svenska Läkare-Sällskapets nya Handlingar***) gab Bjokman eine Uebersicht über die Krankenbehandlung in dem stockholmschen Stadt- und Land-Curhause (welches für venerische Kranke bestimmt ist) von dem Jahre 1822—1836. Verf. bevorwortet, dass man sich früher in Schweden der Diätcur auf dieselbe Weise bediente, als man sie in ältern Zeiten anwandte, dass man sie jedoch seit 1813 in dem Curhause gegen jede Form der Syphilis einschlug, dabei indess bis zum Jahre 1818 gewöhnlich nach dreiwöchentlicher Diätcur des Morgens eine Sublimat-Pille reichte, seitdem aber den Mercur ganz ausschloss. Die Secundairleiden verminderten sich, die primairen nahmen zu. Recidive traten viel seltner auf, als nach der Mercurialcur, und die Symptome sind bösartiger. Am Besten wirkt die Diätcur, wenn vorher kein Mercur gebraucht worden ist. Es wurden in den genannten Jahren 8668 Venerische in dem Curhause behandelt. Specielle Berichte über die Vorzüge der einfachen Behandlung

*) Edinb. Journal; Nr. 133, 1837.
**) Neue med.-chirurg. Zeitung vom 28. Septbr. 1840.

ertheilten ferner noch ebendaselbst Engström aus dem Curhause zu Wadstena, Hedren über das königl. Garnisonslazareth zu Stockholm, Oertenblad über das Hospital zu Wenersborg, Hedlund über dasjenige zu Hernösand, Landegren über das Krankenhaus zu Nyceöping, Franck über das Curhaus zu Gothenburg. Letzterer wendet jedoch in primitiver Syphilis den Mercur an, und versichert von der Diätcur ausgezeichneten Erfolg gegen consecutive Symptome erhalten zu haben.

Als einer der grössten Gegner des Quecksilbers trat aber Murphy*) auf, und geht er in seiner übertriebenen Weise so weit, zeigen zu wollen, dass dieses allein die Schuld von den Secundairleiden trage, dass Verschwärungen des Halses, Hautausschläge, Iritis, Nodi etc. nur durch das Metall erzeugt werden, sowie er noch eine Menge anderer Krankheiten dadurch entstehen lässt, z. B. Aneurysmen, eine besondere Art Apoplexie u. s. w. Schanker und Bubonen sind einfache örtliche Affectionen, auf welche folglich constitutionelle Symptome nicht folgen können [!!]. Verfs. Behandlung der Schanker besteht gegenwärtig nur in Cauterisation mit Höllenstein.

Ein anderer excentrischer Antimercurialist ist Weatherhead**), welcher zu beweisen sucht, dass der Mercur nie zur Heilung der venerischen Krankheit nothwendig war, und dass sein Gebrauch nachtheilige Folgen nach sich zieht, die Constitution, selbst wenn die Syphilis gehoben wird, unwiederbringlich untergräbt, und dass andere mildere Mittel die Krankheit oft noch beseitigt haben, nachdem wiederholte und lange fortgesetzte Quecksilbercuren ohne Erfolg geblieben waren. Verf. rühmt Spiessglanz, Salpeter, Schwefel, Holztränke, und sucht durch Bethätigung der 3 Hauptabsonderungsorgane, der Haut, Nieren und Därme das Gift auszutreiben. Oertliche antiphlogistische Mittel sind oft durchaus erforderlich, allein als allgemeines Curverfahren sind sie nicht zu billigen, und räth Verf. mit seinem Landsmanne Barrough vielmehr eine gut nährende Diät an, und verstattet Wein, diess ist das Verfahren, welches in dem *Royal Free Hos-*

*) *Practical Observations, showing that Mercury is the sole cause of what are termed secondary symptoms.* London 1839.

**) *The history of the early and present state of the venereal disease examined etc.* London 1841.

pital befolgt wird. Mercur, wiederholt Verf., ist unnöthig und oft schädlich, und wendet er ihn ausnahmsweise nur bisweilen örtlich an.

Aus einem Berichte von Baucek*) erfahren wir, dass 1840 in dem Wiener Krankenhause auf der Abtheilung für syphil. Weiber, gegen primaire Affectionen der Mercur innerlich nie, nur ausnahmsweise äusserlich bisweilen gereicht wurde, und man mit einer ganz einfachen Behandlung, bestehend in Reinlichkeit, Ruhe, strenger Diät, lauen Bädern und erweichenden Umschlägen sehr gut auskam. Verf. schliesst mit der Bemerkung, dass secundaire Erscheinungen, wiewohl ihnen nicht allemal durch die einfache Behandlungsweise der primairen Formen vorgebeugt werden konnte, doch ungleich seltner und gelinder auftraten, namentlich im Vergleich mit Mercurialcuren, und dass besonders Knochenleiden äusserst selten vorkamen.

Mit einem sehr schönen Gedichte über Syphilis, in dessen 2. Theile die Mercurialisten hart gegeisselt werden, erfreute uns jüngst Barthélemy. Dass er die Nachtheile, welche der Mercur bewirken kann, in Hyperbeln ausdrückt, geben wir gern zu, aber wohl müssen wir dem Dichter solche Freiheit verstatten.

Dass es noch immer Aerzte giebt, welche gegen die Vorzüge der einfachen Behandlung blind sind, ist durchaus unverzeihlich:

„Vivre comme étranger à notre nouvelle ère,
Fermer ainsi les yeux au jour, qui nous éclaire,
Dans un bourbeux sentier s'enfoncer pas à pas,
Cette homicide erreur ne se pardonne pas.“

Der Kranke wird durch den Mercur körperlich, wie geistig zerrüttet, und verflucht tausendmal mehr als das Uebel selbst:

„L'incurable remède à ses maux ordonné,
Et dit en expirant: Je meurs empoisonné.“

Wir können nebenbei das Gedicht in jeder Hinsicht als geistreich empfehlen.

---

*) Med. Jahrbuch des k. k. österr. Staates. N. F. Bnd. XXIV, St. 2, 3, 4, 1841.

**) *Syphilis, Poème en deux chants, par Barthélemy, avec des notes par le Dr. Giraudeau de Saint-Gervais. Paris.* Ohne Jahreszahl.

Reinhold in Hannover sagt*), nachdem er die Zweckmässigkeit der nicht mercuriellen Behandlung bei zweifelhaften Fällen besprochen hat, und für sie den Vortheil in Anspruch nimmt, dass die consecutiven Symptome zu den leichtern gehören: „Warum fängt man also mit dieser Methode wenigstens nicht an? Auf einen Nicht-Syphilitischen angewandt, wird sie mindestens nicht schaden, — im Gegentheil, es wird wenig Menschen geben, denen eine solche Episode nicht ganz gut bekommen sollte; der Syphilitische aber wird dadurch auch entweder hergestellt, oder verliert wenigstens Nichts, denn um die gehörige Quantität Quecksilber zu bekommen, hat er immer noch Zeit genug, er ist dann um so empfänglicher dafür, das Geschwür dazu vorbereitet, und passt dies Medicament hier überhaupt nur, so wird es um so rascher seine Aufgabe erfüllen. Ja wer gleich mit dem Quecksilber anfängt, wird nicht selten damit wieder aufhören müssen, noch ehe das Geschwür geheilt ist, wenn es ihm nicht etwa ganz gleichgültig ist, wieviel er davon dem Organismus einverleibt, und wie es sonst auf seinen Kranken einwirkt.“ Ref. ist hiermit auf das Vollkommenste einverstanden.

F. C. Skey**) verordnet den Mercur nur bei dem verhärteten Schanker, und sagt er zu Ende seiner 1. Vorlesung S. 29, er könne seine Ansicht über die Indicationen für und gegen das Quecksilber nicht bestimmter aussprechen, als wenn er sich Ricord's Worte bediene: „Wenn man die venerischen Geschwüre in 4 Classen theilt, so ist der Mercur in 2 unnöthig, in 1 nachtheilig und nur in 1 zur Cur erforderlich.“ Derselben Ansicht ist Ricord auch noch heutigen Tages, und begreifen wir nicht, wie man ihn so häufig zu den strengen Mercurialisten zählt, da er das Quecksilber doch nur ausnahmsweise, nur unter bestimmten Indicationen, verordnet, und lesen wir neuerdings in der *Gazette des hôpitaux* vom 11. September, dass er mit blosser Wassercur mehrere syphilitische Krankheitsformen behandelte, und deren Heilung damit in viel kürzerer Zeit bewirkt zu haben versichert, als gewöhnlich die Mercurialcuren erfordern.

---

*) Hufeland's Journal. Mai 1841, S. 81.
**) *A practical treatise on the venereal disease. London* 1840.

Van Kessler*) erfahren wir durch dessen Bericht über „Hospitäler und Versorgungs-Anstalten Lissabons", dass man daselbst die primäre Syphilis durchgehends und mit Erfolg auf antiphlogistischem Wege behandelt.

Hancke**) bemerkt, es habe von je nicht an Aerzten gefehlt, welche ihre Blicke nach allen Seiten richteten, von woher ihnen ein besserer Helfer, als der Mercur, kommen solle, und schiebt dies besonders auf dessen lästige Nebenwirkungen (S. 20), und sagt S. 41: „Meine Absicht ist durch den Gebrauch des Chlorzinks ein besseres, bequemeres und unschädlicheres Heilverfahren, als das bisherige durch den Mercur, aufzustellen" etc.

Wenn man nun also bedenkt, dass in allen Ländern, in allen grössern und bessern Heilanstalten Teutschlands, die mercurielle Behandlung, wenigstens gegen Primairleiden, als unnöthig und schädlich erkannt, seit Langem nicht mehr angewendet wird, dass sie selbst Louvrier und Rust, der Erfinder und Restaurator der Schmiercur, bei primairen Schankern verwerfen, so muss man mehr als staunen, sobald man immer und immerfort vernimmt, dass man in einem oder dem andern Hospitale, unbekümmert um alles Dieses, stets und selbst noch bei unbedeutenden primitiven Geschwüren, anhaltend fortschmiert, zwar sehr schlecht dabei fährt, aber doch diesem abscheulichen Schlendrian noch immer nicht aufgiebt. Ich meines Theils kenne keine ekelhaftere, als diese Schmiercur, und bin, ich wiederhole es, stolz darauf, sie nur einmal (nebenbei zu bemerken ohne Erfolg) angewendet zu haben.

Ein Vater führte seinen Sohn, um ihm einen Abscheu vor den geschlechtlichen Ausschweifungen und deren Folgen beizubringen, in Ricord's Krankensäle. Der erwünschte Eindruck erfolgte gleichwohl nicht, und der Zweck war verfehlt, weil der Sohn sah und hörte, dass Ricord die Kranken schnell und ohne lästige, Ekel erregende Curmethoden herstelle. Wir rathen den Vätern, bei solcher Absicht, ihre Söhne in eine Quecksilber-Schmier-Anstalt zu führen, und der Gestank und Schmutz in denselben, die durch die Kunst scheusslich entstellten Figuren, deren Constitution häufig auf Lebenszeit zerrüttet wird, würden

*) Rust's Magazin Bnd. 58, Hft. 3.
**) Chlorzink als Heilmittel gegen Syphilis etc. Breslau 1841.

einen entsprechenderen Erfolg, durch die Furcht, einer so abscheulichen Cur unterworfen zu werden, viel zuversichtlicher gewähren.

Blicken wir am Schlusse auf unsere Untersuchung zurück, und fragen nach deren Ergebniss, so lässt es sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Es hat von jeher gewichtige Autoritäten gegeben, welche die Trüglichkeit und die Nachtheile der Mercurialcuren anerkannten.

2. Die einfache, die Behandlung nach allgemeinen therapeutischen Grundsätzen, hat sich bei allen möglichen Arten syphilitischer Geschwüre und bei den verschiedensten Constitutionen bewährt (Strunz), und steht mindestens fest, dass sie bei Primairleiden stets den Vorzug verdient, weil sie

3. minder lästig ist, kürzere Zeit und weniger Kosten erfordert.

4. Deshalb, und da sie in administrativer Beziehung überhaupt grosse Vortheile gewährt, grössere Reinlichkeit zulässt, und weniger abschreckt, ist sie in vielen Heilanstalten eingeführt.

5. Sie zieht seltner Rückfälle nach sich, und treten deren ein, so sind sie durchschnittlich gelinder und leichter zu heben, und können natürlich nie die so höchst unangenehmen Complicationen mit Hydrargyrose vorkommen.

6. Das Allgemeinbefinden wird dabei viel weniger angegriffen, im Gegentheil oft verbessert, wogegen

7. nach der Quecksilberbehandlung die Constitution oft auf das Tiefste erschüttert wird, und ausser den genannten Complicationen, schlimmere Secundairleiden, Knochenkrankheiten etc. eintreten.

8. Trotzdem verbannen wir den Mercur nicht aus dem antisyphilitischen Arzneivorrathe, sondern betrachten ihn ausnahmsweise, unter gewissen, noch nicht durchaus festgestellten, und vielleicht *a priori* nie ganz genau zu bestimmenden, Umständen als ein vorzügliches Heilmittel.

Hacker.

II. Kritiken.

Zur Revision der gewöhnlichen Anwendung der kalten und warmen Fomentationen.

Von

Dr. Th. Reinbold in Hannover.

Die Anwendung der kalten und resp. warmen Fomentationen ist mehr oder weniger auf gewisse Regionen des Körpers beschränkt, so dass einer jeden dieser Hauptarten gleichsam ein ihr eigenthümliches Feld der Wirksamkeit angewiesen ist — der kalten z. B. der Kopf, der warmen der Unterleib. Nicht die Verschiedenheit der Krankheiten an sich, sondern die der Localität der Organe bestimmt im Allgemeinen die Wahl der einen oder der andern Fomentation: bei einem und demselben Krankheitsprocesse, der Entzündung z. B., macht man kalte oder warme Umschläge, je nachdem das entzündete Organ in der Schädel- oder in der Bauch-Höhle liegt, bei ganz verschiedenen Krankheiten dieselben Fomentationen, wenn nur ihr Sitz derselbe ist — warme Umschläge bei krampfhaften wie entzündlichen Zuständen der Unterleibsorgane. Die Localität ist hier, wie es scheint, der nächste Bestimmungsgrund, und auch der einzige; er stützt sich keineswegs etwa auf die Eigenthümlichkeit der Organe an sich. Es kann unter Organen wohl keine grössere Verschiedenheit geben, als unter denen der Bauchhöhle, und doch, mögen an ihnen erkranken, welche da wollen, sollen Fomentationen angewandt werden, so sind es in der Regel die warmen. Das in der Schädelhöhle liegende Organ ist mit einer gleichartigen Membran umkleidet wie die Organe der Unterleibshöhle, und doch werden bei Entzündung dieser Membran dort kalte, hier, gewöhnlich wenigstens, warme Umschläge angewandt. Kurz es lässt sich nicht läugnen, und man wird es im Allgemeinen auch wohl zugeben, dass es fast scheint, als gestehe man jenen verschiedenen Regionen an sich schon ein mehr oder weniger ausschliessliches Recht zu auf kalte oder warme Fomentationen. Dass man das

nicht ganz ohne Grund thut, lässt sich freilich wohl annehmen, aber es fragt sich doch: ob man hinlänglichen Grund hat, darin so weit zu gehen, als man wirklich thut? „Allerdings, die Erfahrung" — Nun ja, das wissen wir wohl, die Erfahrung ist immer die *ultima ratio medicorum*, es ist nur oft sehr schwer zu erlangen, dass die angebliche Erfahrung sich als ächte Erfahrung legitimirt.

Wie denkt man sich eigentlich die Wirkungsart der kalten Umschläge auf den Kopf bei wirklich vorhandenen oder doch zu fürchtenden Congestionen und resp. Entzündungen des Gehirns und seiner Häute? Man denkt hier jedenfalls wohl auch, und vielleicht zunächst, an die physische (anorganische) Wirkung der Kälte: Sie zieht zusammen, contrahirt. Und was zieht sie hier zusammen?

1. die organische Faser und zwar der Blutgefässe; daher (ist das wirklich eine nothwendige Folge?) verengert sie deren *Lumen*. Aber zunächst welcher Blutgefässe? doch wahrscheinlich der äussern, die oberhalb des Schädelgewölbes liegen. Wenn die nun aber mehr oder weniger den Abfluss des Blutes aus der Schädelhöhle vermitteln, so wird der ja eben durch ihre Verengerung gehindert, und die Anhäufung des Bluts im Gehirne vermehrt werden? doch erstreckt sich auch die Wirkung der Kälte auf die innern Gefässe, verringert die Capacität der arteriellen und damit die bisherige Masse des zuströmenden Bluts, so trifft sie doch auch jedenfalls die venösen, hemmt also auch damit mehr oder weniger den Abfluss des Blutes. Das bisherige Missverhältniss zwischen Zuströmung und Abströmung, worauf es im Grunde ankommt, ist daher noch keineswegs gehoben, ja es ist sogar die Frage, ob es nicht noch verstärkt ist, da die Wirkung der Kälte doch wahrscheinlich zunächst die venösen Gefässe trifft. Aber — freilich ist da vielleicht die Verengerung verhältnissmässig nicht so bedeutend? Gut — nehmen wir nun auch an, dass diese physische Wirkung der Kälte an sich wirklich die Congestion im Gehirn aufheben, wie das Zuströmen des Bluts mässigen kann, so kommt es doch noch sehr darauf an, wie lange diese ihre Wirkung dauern wird?

2. das Blut selbst, d. h. sie vermindert dessen Expansion. Dies scheint allerdings von wesentlicher Bedeutung für die Be-

seitigung der Congestion zu sein, indessen ob auf der andern Seite die Entzündung durch eine solche Condensation des Bluts nicht an Extensität gewinnen, oder ob direct nicht die Ausscheidung plastischer Lymphe, der Niederschlag wässriger Flüssigkeit dadurch befördert werden möchte, ist eine andre Frage. Nehmen wir aber an, dass diese physische Wirkung der Kälte auf nichts Anderem als Entziehung der Wärme beruht, bedenken wir, dass, so lange freie Wärme vorhanden ist, sie auch in demselben Verhältnisse zuströmt, als sie entzogen wird, so muss es uns doch noch sehr problematisch erscheinen, ob überhaupt nur einmal jene nächste Wirkung der Kälte den Moment ihrer Anwendung überdauere, ob es uns, und wie bald gelingen wird, das *Surplus* freier Wärme überhaupt zu entziehen?

Indessen erscheint es in alleiniger Rücksicht auf die allgemeine Wirkung der Kälte noch keineswegs so ausgemacht, dass wir mit den kalten Umschlägen unsern Zweck erreichen würden, so wird dies noch viel zweifelhafter, wenn wir ihre Wirkung auf den Organismus im Besondern betrachten. Die wird bekanntlich durch manche Momente mitbestimmt, so dass, wenn auch die Kälte selbst und von vornherein in keiner andern Weise auf organische als anorganische Körper influirt, doch das Resultat ihrer Wirksamkeit, ihre Wirkung eine ganz andre ist. Die haben wir nun zu trennen in die nächste und entferntere.

I. nächste Wirkung der Kälte.

Hier ist nun anzuerkennen, dass

1. die Kälte jedenfalls und zunächst, wenn auch nur momentan, reizt, zur Thätigkeit, zur Reaction anregt, und zwar zuvörderst die irritable Faser, und zwar der Theile, worauf sie unmittelbar influirt. Dies würde hier also die irritable Faser der Kopfhaut sein. Die zieht sich zusammen. Dann tritt dieselbe Wirkung ein in ihren Gefässen, zuletzt in denen des Gehirns. Durch dieses vermehrte Leben der organischen Fasern wird aber die Action des Organs, welches aus den Fasern zusammengesetzt ist, jedenfalls gestört, beeinträchtigt, namentlich die Function der exhalirenden Gefässe der Kopfhaut, oder überhaupt die derartige Function der Kopfhaut, mithin die Function der Gehirnhäute, des Gehirns selbst. Daher kann man freilich von diesem Gesichtspunkte aus in Bezug auf das Organ im

Ganzen mit Recht sagen: die Kälte setzt dessen Lebensprocess herab; jedoch thut sie dies hier nur erst mittelbar.

2. Die Kälte vermindert den zum zeitigen Lebensprocesse des Organs nothwendigen Temperatur-Grad, setzt hiermit also auch direct den Lebensprocess des Organs herunter.

Betrachten wir nun erst einmal den Einfluss, den diese nächste organische Wirkung der kalten Fomentationen an sich auf die Bluteirculation im Gehirne, wie auf die Entzündung im Gehirne haben würde. Die Blutcirculation würde weniger rasch vor sich gehen, einmal, weil die Gefässe verengert, die Reibung des Bluts an den Gefässwänden verstärkt wäre, sie würde in den letzten und feinsten Gefäss-Schlingen vielleicht sogar, wenn auch nur momentan, ganz stocken — dann, weil der Lebensprocess, die organische Thätigkeit, welche der Bewegung des Bluts in dem betreffenden Organe, zum Theil wenigstens, zum Grunde liegt, eben durch die Kälte unmittelbar herabgesetzt sein würde. Welchen Einfluss würde aber diese retardirte Circulation auf die Entzündung haben? — Ausserdem würde die Entzündung schon als lebendiger Process an sich allerdings durch Einwirkung der Kälte direct herabgestimmt werden; denken wir uns aber, wie es neuern Ansichten gemäss sein würde, diesen entzündlichen Krankheitsprocess als einen neben oder in dem normalen Lebensprocesse des Organs bestehenden, als einen Parasiten des ursprünglichen, normalen Lebens des Organs, so würde es doch sehr die Frage sein, ob damit für das Organ selbst viel gewonnen wäre, da gleichzeitig auch dessen normales Leben mit sinken, das bisherige Verhältniss zwischen dem anomalen und normalen Processe also jedenfalls bestehen würde? Doch ganz abgesehen von solcher Scheidung des anomalen und normalen Lebensprocesses, die ja überhaupt nur als eine ideelle, subjective gelten kann, würde es wohl zu bedenken sein: ob nicht, durch directe Herabstimmung der entzündlich modificirten Lebensaction des Organs, die verderblichen Folgen desselben, die nachtheiligen Ausgänge der Entzündung, befördert werden möchten?

II. Die secundaire Wirkung der Kälte betreffend, so wird

1. auf den Gefühlseindruck, den die Kälte macht, und auf die Reizung der irritabeln Fasern ein heftiges Zuströmen der Säfte, des Bluts entstehen, durch das Hinderniss, welches sie

mit der Contraction des Gefässes dem Strömen des Bluts entgegensetzt, wird sie aber auch die organische Kraft, die das Strömen des Bluts bewirkt, zu grösserer Thätigkeit anspornen;

2. durch Entziehung der Wärme wird sie eine raschere und kräftigere Entwickelung der organischen Wärme,

3. mit Herabstimmung des Lebensprocesses im Organe wahrscheinlich auch eine vermehrte Innervation zum Organe hin hervorrufen.

Sollte nun aber die primäre Wirkung der Kälte dieser ihrer secundären weichen müssen, so würde das Resultat, welches man durch Anwendung der kalten Fomentationen zu erzielen dachte, doch wahrscheinlich wohl ein ganz andres sein, als man erwartete. Dass aber die organische Reaction doch zuletzt die Zustände, durch die sie hervorgerufen ist, überwinden wird, das ist im Allgemeinen wenigstens wahrscheinlicher, als das Gegentheil, da die Wirkung der Kälte durch das harte und dicke Schädelgewölbe auf die Contenta der Gehirnhöhle wohl nicht als sehr bedeutend anzunehmen ist. Jedenfalls ist es gewiss sehr zu beachten, ob man hier die Kälte in dem gehörigen Grade und namentlich anhaltend genug anwenden kann.

Fassen wir nun alle diese Momente, die in Bezug auf die etwaige Wirkung der kalten Fomentationen des Kopfes bei Congestionen und entzündlichen Zuständen des Gehirns und seiner Häute in Betracht kommen, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander auf, so, glaub' ich, muss das Resultat dieser Betrachtung sein: dass die Anwendung der kalten Fomentationen in jenen Fällen, unsern theoretischen Ansichten nach, doch noch ihre sehr grossen Bedenken haben würde. Wir wollen nun aber einmal annehmen, dass sie die nicht hat, vielmehr durchaus folgerecht aus der Theorie hervorgeht, welche Gründe kann man haben, sie bei Entzündungen der Unterleibsorgane zu verwerfen? Etwa folgende?:

1. „Es ist nicht anzunehmen, dass die Kälte da wirklich durchdringt zu den innern Organen.“ Weshalb — setzen die weichen Bauchdecken grössere Hindernisse entgegen, als dort die knöcherne Schädeldecke?

2. „Es liegen da zu mancherlei Organe neben und unter einander, man kann die Kälte da wenigstens nicht so bestimmt auf

das entzündete Organ dirigiren." Ich sehe doch nicht ein, warum nicht? Z. B. bei Entzündung der Leber oder Milz, der Blase oder des Magens und bei der Peritonitis und Enteritis sind es ja auch gar nicht einmal so räumlich beschränkte Punkte, die man treffen müsste. Jedenfalls würde es ja aber auch nichts schaden, wenn die Kälte zugleich mit auf die nicht entzündeten Organe wirkte, — desto besser wenn sie das Blut von der ganzen Unterleibshöhle möglichst ableitet! „das würde sie aber nicht, im Gegentheil, sie würde

3. hier eher den Andrang des Bluts zu den innern Organen vermehren." Warum das hier, wenn sie es dort nicht thut? „Ja die äussere Fläche, auf welche die Kälte hier unmittelbar einwirkt, ist zu gross, und enthält mehr Blut als dort die äussere Fläche des Schädelgewölbes, es ist eine zu grosse Masse Bluts, die sie von der Oberfläche nach den innern Theilen treiben würde." Nun — dafür haben auch jene Organe einen grösseren Umfang, kurz das Verhältniss des Aeusseren zum Innern ist hier wohl nicht viel anders als dort beim Kopfe.

4. „Sie würde die Hautthätigkeit und damit das Zustandekommen der Hautkrise verhindern." Das würde sie dort auch. „Aber sie würde hier die Hautthätigkeit in zu grosser Ausdehnung stören." Indessen die schmerzhafte Stelle ist oft gar nicht von so grossem Umfange, wenigstens nicht die vorzugsweis schmerzhafte, und auf die könnte man ja die Anwendung der Kälte beschränken, wenn man glaubte, jene Rücksicht nehmen zu müssen.

5. „Die Störung der Hautthätigkeit ist hier jedenfalls mehr zu berücksichtigen, weil die Haut gerade mit dem Darmsysteme in einem vicarirenden Verhältnisse steht, die Unterdrückung ihrer Function da eine erhöhte Thätigkeit hervorruft, wo wir eben die Thätigkeit herabstimmen möchten." Das scheint allerdings ein Hauptgrund zu sein. Aber es ist doch auch vielleicht zu berücksichtigen, *inwiefern* hier das Darmsystem zu vicariren hat, nach welcher Seite hin die Thätigkeit desselben erregt werden würde? Vermehrte Secretion ist das, was in diesem Falle die zwischen Haut- und Darm-System bestehende Beziehung von dem letztern fordern würde, dessen *secernirende* Thätigkeit würde sie anregen. Ist es nicht aber gerade dies, was auch wir wünschen? Vermehrte Secretion, damit entscheidet sich die Entzündung, dadurch wird sie wenigstens vorläufig *gebrochen*.

Nach allen diesen Gründen, die stets die Congestion und Entzündung an sich betreffen, hat man nun noch einen andern, bei dem man von einer Rücksicht ausgeht, die alle früheren ausschliesst. Nämlich:

6. „bei den Unterleibsentzündungen, namentlich bei der Gastritis, Enteritis und Peritonitis leidet das Nervensystem so wesentlich mit, oder es ist doch dabei die Lebenskraft überhaupt so tief gesunken, dass man es durchaus nicht wagen darf, hier noch ein Mittel anzuwenden, welches dem innern Principe des Lebens so geradezu entgegengesetzt ist — die Kälte nämlich." Und doch kann man nicht genug Blut lassen, und doch giebt man Quecksilber, das dem organischen Leben doch auch nicht sehr befreundet ist, und doch thut man Nichts, um das an seiner tiefsten Wurzel angegriffene Leben direct, wenn auch noch so wenig, zu heben! Und wie stimmt es denn wieder mit dieser Rücksicht überein, dass man da, wo das organische Leben jedenfalls am Tiefsten gesunken ist, bei drohendem Brande, Meteorismus u. s. w. doch noch wohl die Kälte anwendet, d. h. in Umschlägen u. s. w. nicht etwa in Sturzbädern oder nur momentan.

Nach allem Diesen glaube ich kaum, dass es hinlängliche theoretische Gründe giebt, wenigstens nicht, dass sie so offen vorliegen, für das jedenfalls auffallende Verfahren, bei Krankheiten in der Schädelhöhle fast nur die kalten, bei denen in der Unterleibshöhle fast nur die warmen Umschläge anzuwenden. Was hier nun aber besonders noch die warmen Umschläge anbetrifft, so wendet man sie, wie gesagt, sowohl bei entzündlichen als krampfhaften Zuständen an. Wenn man aber dabei besonders die Hautthätigkeit berücksichtigt, so ist ausserdem noch wohl zu bedenken: ob bei ihrer längern Anwendung, namentlich bei Kindern, die Haut am Ende nicht zu sehr dadurch erschlafft wird? Auch möchte ich wohl den eigentlichen Grund wissen, warum man bei Diarrhöen nicht die feuchte, sondern vorzugsweis die trockene Wärme anwendet? Sollte man bei dem ersteren vielleicht die Aufsaugung der Flüssigkeit fürchten, oder von der letztern eine mehr erregende Wirkung auf den Darmcanal erwarten — oder liegt denn wohl gar die dunkle Idee zum Grunde: dem Feuchten, Nassen das Trockene entgegenzusetzen?

Das wären also die verschiedenen Rechte von Kopf und resp. Unterleib auf kalte oder warme Fomentationen. Gehen wir nun einmal zur Brust über. Was bekommt sie denn? Weder die einen, noch die andern, wenigstens nur ausnahmsweise, und dann fast immer die warmen. Die Gründe nun, warum bei congestiven und entzündlichen Zuständen der Organe in der Brusthöhle, etwa mit Ausnahme mancher Haemorrhagien, die kalten Umschläge nicht angewandt werden, sind zum grössten Theile wohl dieselben, welche man für dasselbe Verfahren in Bezug auf die Unterleibskrankheiten hat. Warum werden dafür denn aber nicht, wie es doch dort geschieht, häufiger die warmen Umschläge angewandt? Etwa deshalb, weil Umschläge überhaupt die Respiration zu sehr beeinträchtigen würden? Nun, wenn das geschähe, so wäre es doch vielleicht noch die Frage: ob das eben schaden würde? Entzündete Organe sollen ja so viel wie möglich Ruhe haben. Uebrigens kann ich mir auch nicht denken, dass ein leichtes, feuchtes, lose liegendes Tuch die kräftigen Brustmuskeln geniren, überhaupt für die respiratorische Kraft ein Hinderniss sein sollte. Wenn es der Kranke anfänglich dafür hält, so beweist das noch Nichts. So reisst auch der, welcher nach mehr Luft verlangt, wohl das Hemd auf, wenn es ihm auch noch so weit und bequem sitzt, und schwerlich wird man daraus schliessen: dass ihm das weite, leichte Hemd die Respiration *realiter* beengte.

Ausser den kräftigen Ablöttungsmitteln wird überhaupt bei Brustkrankheiten selten Etwas äusserlich auf den Thorax angewandt: *Auch die Anwendung der Salben geschieht dort nicht häufig, während sie bei Krankheiten des Unterleibs allgemein beliebt ist.*

Wer nun aber von der Theorie keinen hinreichenden Grund für jenes Verfahren erhalten kann, der wendet sich mit vollem Rechte an die Erfahrung. Die *eigene* Erfahrung wird nun aber auch wohl den Wenigsten eine sichre Entscheidung hierüber geben können; denn die Meisten haben von vornherein immer nur jenes therapeutische Herkommen befolgt, und — der Erfolg war doch wohl keineswegs immer und in jedem Fall erwünscht? Wer steht ihnen nun dafür ein, dass er bei dem entgegengesetzten Verfahren nicht vielleicht günstiger gewesen wäre? „Die Erfahrung Anderer.“ Könnten wir die aber untersuchen, so würden

wir auch oft genug finden, dass sie keine eigne, selbst erlangte, sondern eine ebenfalls wieder von Andern übernommene Erfahrung ist. Wo ist nun die ursprüngliche Erfahrung, wo sind die Beobachtungen, wenn auch nur summarisch, angegeben, die für die Schädlichkeit der kalten Umschläge bei Unterleibsentzündungen sprechen, welche die Regel „im Allgemeinen bei Brustkrankheiten Umschläge überhaupt zu vermeiden" begründen? Dagegen werden allerdings hin und wieder warme, erweichende Umschläge und Einreibungen bei Lungenkrankheiten, kalte Fomentationen, namentlich in neuester Zeit, auch bei Unterleibsentzündungen angewandt, und wahrscheinlich wird man sich auch hierfür auf die Erfahrung berufen. Es fragt sich nun: ob das letzte Verfahren nicht eine allgemeinere Anwendung verdiente, der ganze Gegenstand wenigstens einer Revision bedürfte? Dann wäre jetzt wohl die beste Zeit dazu, wo man, auch ausser den Kalt-Wasser-Anstalten, so häufig Gelegenheit hat, wenigstens Beobachtungen über den Erfolg kalter Fomentationen zu sammeln. In solcher Art sollte man überhaupt jede excentrische Richtung in der Heilkunde benutzen. Mit Hohn und Erbitterung dagegen ankämpfen, hilft zu Nichts. Sie wird, sich selbst überlassen, ihren Lauf am Schnellsten beenden, wenigstens ihre Extravaganzen aufgeben. Und bildet sie denn nicht wahrscheinlich doch auch ein nothwendiges Moment in der Entwickelung der Wissenschaft, kämpft die nicht gegen sich selbst an, wenn sie jenes Moment, sei es Hydropathie oder Homoeopathie geradezu und unbedingt zerstören möchte, statt es zu ihrer Fortbildung, die allerdings ohne Reform nicht möglich ist, zu benutzen??

Einige Bemerkungen zu dem in der neuern Nervenphysik aufgestellten Gesetze der „excentrischen Erscheinung für die Action sensibler Nerven." *(Romberg, Müller.)*

Von Demselben.

Bei Reizung des Nervs an irgend welcher Stelle zwischen seinen beiden Endpunkten soll die Empfindung — nicht wirk-

lich, sondern nur scheinbar an seinem peripherischen Ende sein, scheinbar, insofern dort keineswegs auch ihre materielle Bedingung, ihr materielles Substrat im Nerv, sich befindet. Wäre dem aber wirklich so, dann würde doch, glaube ich, diese scheinbare Oertlichkeit der Empfindung wenigstens nicht einer Eigenthümlichkeit der Leitung, der *Action* des Nervs selbst zugeschrieben werden dürfen. Dies geschieht denn bei Commentirung jenes Gesetzes allerdings auch nicht — vielmehr wird sie da aus dem Mitwirken des Vorstellungsvermögens erklärt. Wenigstens liegt, denk' ich, eine solche Erklärung sowohl in Romberg's Worten „der Eindruck, welchen man empfindet, wird bezogen auf das peripherische Ende", wo er nämlich doch in der That nicht stattfindet, wie im Grunde auch in Müller's Annahme: dass, vorausgesetzt, was wahrscheinlich ist, die Empfindung bei Affection der Faser an verschiedenen Stellen ist qualitativ dieselbe, wir sie deshalb immer in der Haut zu haben scheinen, weil sie „in der Regel immer dann entsteht, wenn die Haut oder die Hautenden der Primitivfasern afficirt werden" — also, weil hier mit der Empfindung, nach dem Gesetze der Gewohnheit, dieselbe, in diesem Falle allerdings nicht passende, Vorstellung ihrer Oertlichkeit sich verbindet, die gewöhnlich mit einer solchen Empfindung verbunden ist. Wird nun aber die Oertlichkeit der Empfindung nicht von der realen Oertlichkeit des der Empfindung zunächst zum Grunde liegenden Materiellen, des irgend wie afficirten bestimmten Nerventheils, nicht von der Action des Nervs an sich, sondern *ipso jure* von unserm Vorstellungsvermögen bestimmt, so kann, meines Erachtens, diese Eigenthümlichkeit unsres Empfindens auch nicht wohl als positive Eigenthümlichkeit der Function des Nervs, als Norm, als Gesetz seiner Action von der Nervenphysik in Anspruch genommen werden. Sie würde vielmehr in die Naturlehre der Empfindungen gehören, und gerade beweisen, dass die mehr ist, als eine blosse Physik der sensibelen Nerven.

Ich glaube aber auch, dass das Gesetz in der Art überhaupt nicht existirt, dass man gar keinen Grund hat, in jenem Falle das Sein der Empfindungen im peripherischen Ende des Nervs für ein nur scheinbares auszugeben, und durch den

Einfluss des Vorstellungsvermögens zu erklären, halte es vielmehr für viel wahrscheinlicher: dass bei der Reizung eines Nervs an irgend einer Stelle zwischen seinen beiden Endpunkten die Empfindung, d. h. dasjenige in oder an dem Nerven, welches der Empfindung zunächst zum Grunde liegt, nicht an der Stelle, wo der äussere Moment, das Drückende, Zerrende u. s. w. einwirkt, sondern in der That an dessen peripherischem Ende ist — eine Ansicht, mit der gerade die Thatsachen völlig übereinstimmen, die jenem Gesetze widersprechen würden. Wird die Strömung des Nervenprincips von der Peripherie zum Centrum irgendwo gehemmt, so wird der dadurch bewirkte Stoss am Stärksten den Punkt, von dem die Strömung ausgeht, das peripherische Ende treffen, dort der Turhor im Nerven-Fluidum (Nerven-Aether u. s. w.) am Stärksten sein, der da liegende, weniger unterstützte Theil der Bahn am Meisten dem Eingriffe nachgeben, von ihm afficirt werden. Das müssen wir annehmen, wenn überhaupt das Entstehen der Empfindung zunächst als ein physischer Vorgang aufgefasst werden soll, nach Analogie aller ähnlichen Fälle und den Gesetzen, die aus den dabei stattfindenden Erscheinungen abstrahirt sind — auch dann, wenn an ein Fluidum irgend welcher Art hier gar nicht zu denken wäre, sondern nur an irgend welche innere Bewegung der Faser von ihrem peripherischen nach ihrem centralen Punkte hin. Damit ist nicht gesagt, dass nicht auch die Stelle des Nervs, wo der Eingriff stattfindet, irgend wie afficirt werden sollte; aber ihre Veränderung ist nicht stark genug, oder überhaupt nicht der Art, um die Empfindung zu veranlassen, oder die des peripherischen Endes ist jedenfalls stärker, und die ihr entsprechende intensivere Empfindung absorbirt, nimmt in sich auf jene schwächere, der unmittelbar afficirten Stelle entsprechende. Nach dieser Theorie, aber nicht nach jenem Gesetze, ist denn auch die Erscheinung erklärlich: dass, wenn der Druck fortdauert, und bis zu einem gewissen Grade verstärkt wird, der Schmerz im peripherischen Theile zuletzt aufhört, und dafür ein Schmerz an der gedrückten Stelle selbst eintritt. Hier wird nämlich die Nervenbahn an der gedrückten Stelle geschlossen, die Verbindung zwischen dem peripherischen und dem centralen Theile des Nervs, dem Gehirn, aufge-

heben, oder es wird auch das lebendige Sein des peripherischen Theils durch die Dauer der Affection zuletzt annullirt. Damit wird aber der Theil des Nervs, der unmittelbar über der gedrückten Stelle liegt, zu demjenigen äussersten Theile des Nervs, der noch mit dem centralen Ende in Verbindung steht, er wird zum äussersten peripherischen Punkte, und durch den unmittelbar unter ihm stattfindenden Druck auf ähnliche Weise afficirt, wie sonst der peripherische Theil durch ein von Aussen direct auf ihn Einwirkendes, er wird dadurch in den Zustand versetzt, den wir uns im Nerven als die materielle Grundlage der schmerzhaften Empfindung denken. Die bleibt daher auch nicht aus, ist jedoch jetzt an der nach dem Centrum hinliegenden Grenze der gedrückten Stelle. Achten wir in solchen Fällen genau darauf, so werden wir auch wirklich finden, dass der Schmerz in der gedrückten Stelle immer etwas oberhalb des Punktes sitzt, auf den der Druck am Stärksten wirkt. — Nicht selten wird jedoch der Schmerz an dem peripherischen Ende und der gedrückten Stelle zugleich empfunden, z. B. beim Neurom (Müller), was wiederum dem obigen Gesetze widersprechen würde. Hier ist nun, meiner Ansicht gemäss, anzunehmen: dass nur ein Theil des Nervs oder der Nervenfaser (in ihrem Querdurchmesser) unwegsam geworden ist, weshalb hier die Stelle dicht oberhalb dieses Punktes, also das Neurom selbst, schmerzhaft wird, während der andere Theil keinen andern Druck erfährt, als einen solchen, wobei die durch den Druck, den er empfängt, entstandene Affection seines peripherischen Punktes, noch durch ihn, den gedrückten Theil, mit dem centralen Ende, dem Gehirn, in Verbindung steht. Ob aber hier der Leidende den Sitz des Schmerzes im oder am Neurom selbst genau unterscheiden, und es nachgewiesen werden kann, dass mit diesem Punkte die schmerzhaften Empfindungen an den peripherischen Punkten nicht genau, vielmehr mit den nicht schmerzhaften Stellen im Neurom correspondiren, lasse ich dahin gestellt sein. Es liessen sich jedoch die gleichzeitigen Schmerzen, und namentlich da, wo sie bei sehr starkem oder momentanem Drucke, bei einem Stoss auf den Stamm vorkommen (z. B. des *cubitalis*), auch dadurch erklären: dass hier mit dem peripherischen Punkte, auch die Stelle, welche der Stoss unmittelbar trifft, in dem Grade dadurch afficirt werde

(was aber, wie wir annehmen, bei geringem Drucke nicht geschieht), dass auch sie die materielle Bedingung zur Empfindung wird, weshalb denn auch zwei, örtlich getrennte, Schmerzempfindungen entstehen. — Es kommen nun freilich auch wieder Fälle vor, wo man doch anstehen möchte, eine reale Affection der Peripherie mittels der den Stamm treffenden Gewalt, und namentlich eine Fortleitung der etwaigen Affection zum Gehirne anzunehmen, und wo doch die Empfindung im peripherischen Theile erscheint. So entsteht in dem Augenblicke der Durchschneidung des Nervs bei der Amputation der Schmerz im peripherischen Theile desselben. (Müller.) Dass hier vermittels des Schnittes der peripherische Theil wirklich afficirt werden kann, ist allerdings nicht unwahrscheinlicher, als in allen andern Fällen; es fragt sich nur: wie kann auf diese Affection Empfindung entstehen, da die Verbindung des peripherischen Theils mit dem centralen Ende eben durch den Schnitt aufgehoben wird? Indessen zwischen dem Augenblicke, wo das Messer den Nerv berührt, bis dahin, wo dieser durchschnitten, seine Continuität aufgehoben ist, liegt doch immer ein, wenn auch noch so kleiner, Zeitraum. Denkbar ist es nun allerdings, und bei unsern Ansichten von der Nervenaction überhaupt, ja schon im Hinblick auf die Schnelligkeit der Licht- und Elektricitäts-Leitung, auch gar so unwahrscheinlich nicht, dass hier die Affection des peripherischen Theils und ihre Reflexion auf das Central-Ende noch rascher und eher zu Stande kommt, als die Durchschneidung des Nervs vollendet ist. — Ist aber auch dann, wenn der Nerv bereits durchschnitten, das ganze Glied aber noch nicht abgelöst ist, die Nervenstücke also noch mittelbar verbunden sind, die Empfindung eine peripherische, so muss man allerdings, wenn man auch dann noch diese Erscheinung hier, wie bei andern Wunden, wo dasselbe Verhältniss stattfindet, durch eine wirkliche Affection des peripherischen Theils erklären will, die Möglichkeit annehmen: dass das Nervenprincip, oder überhaupt die Nervenaction noch von einem Ende der durchschnittenen Bahn zum andern übergehen könne — eine Annahme, die sich übrigens auch wohl durch analoge Fälle unterstützen liesse. Ob man es aber jener idealistischen Erklärung (idealistisch, insofern sie als wesentliches Moment ein

Mitwirken des Vorstellungsvermögens annimmt) gegenüber annehmen darf, ist eine Frage, für deren Entscheidung nun folgender Fall von Einfluss sein würde: Gesetzt der Nerv wäre nicht nur durchschnitten, sondern auch das ganze Glied, überhaupt der peripherische Theil des Nervs von dem zurückbleibenden Ende in der Art getrennt und entfernt, dass an eine Communication beider Enden vermittels einer Ueberströmung des Nervenprincips, oder wie sonst, gar nicht zu denken wäre, so würde, wenn in diesem Falle dennoch bei Reizung des Stammes der Schmerz in dem früher vom peripherischen Theile eingenommenen Raume erschiene, dieser Umstand allerdings für jene Theorie sprechen; umgekehrt würde diese es als Ausnahme zugeben müssen, wenn der Schmerz nicht dort, sondern an der Stelle des Nervs erschiene, wo auch der Reiz einwirkte, oder noch einwirkt, an dem Theile des Nervs, der noch in dem zurückgebliebenen Theile des Gliedes, im Rumpfe, sitzt. Man wende nicht ein: dass hier von einer Ausnahme oder Bestätigung nicht die Rede sein könne, da ja der entfernte peripherische Theil des Nervs hier überhaupt nicht mehr in Betracht komme; denn damit gebe man einen Antheil des peripherischen Nervs an der Empfindung zu, der ihm ja nach jenem Gesetze eben abgesprochen wird — in ihm soll der Grund nicht liegen, warum die Empfindung in dem Raume, den er einnimmt, auftritt, sondern einzig und allein in unserm Vorstellungsvermögen. Es ist also gar kein Grund vorhanden, warum die Empfindung nicht wieder auf denselben Raum bezogen werden könnte. So wie diese letzte Erscheinung gegen das citirte Gesetz, so würde sie auch für meine Ansicht sprechen. Nehme ich eine wirkliche Affection des peripherischen Theils an, selbst da, wo sie abgesehen von meinen Gründen, unwahrscheinlich, aber doch noch möglich ist, so spricht augenscheinlich der Umstand sehr für diese Annahme, dass da, wo die Affection absolut unmöglich ist, auch die Erscheinung nicht eintritt, die ich sonst von ihr ableite. Giebt es aber nicht einen solchen Fall, den wir zur Probe für jene verschiedenen Theorien benutzen könnten? Allerdings, und zwar ein oft genug mit der Amputation sich wiederholender. Und wo erscheint da der Schmerz bei Reizung, z. B. entzündlicher, des noch im Rumpfe liegenden Nerven-Endes? Der Schmerz erscheint — im Rumpfe! (Romberg.) — Doch

so ausgemacht es ist, dass hierin nicht etwa nur eine Ausnahme liegen würde, wie es nun überall Ausnahmen giebt, sondern eine Negation des ganzen Gesetzes, so ist die Thatsache selbst doch noch keineswegs, wenigstens nicht als die, welche in der Regel vorkommt, allgemein anerkannt. Müller behauptet im Gegentheil, dass in dem angeführten Falle jene Erscheinung einträte, die für das Gesetz spricht, er hat dort also dessen Bestätigung, Romberg aber, der eben jenes Gesetz in der angegebenen Fassung aufstellt, das ihm Widersprechende gefunden, und als solches anerkannt. Wenn nun Beider Aussagen nicht zu bezweifeln sind, und es dahingestellt bleiben mag: welches dort die Regel ist? so muss mindestens die Gültigkeit jenes Gesetzes auch noch dahingestellt bleiben. — Jedenfalls würde aber aus dem, was Müller hier als thatsächlich hingestellt hat, hervorgehen: dass der Einfluss des Vorstellungsvermögens auf das sinnliche Empfinden ein nicht unbedeutender ist. Der tritt indess in einer andern Erscheinung noch weit entschiedener hervor, obgleich doch diese Erscheinung nicht eigentlich zu denen gehört, auf welche das obige Gesetz der excentrischen Erscheinung sich beziehen würde, und mit Unrecht unter dieses Gesetz gestellt wird. Es ist dies die bekannte, ebenfalls nach der Amputation vorkommende Erscheinung, wo der Amputirte die Empfindung nicht nur des vollständigen Gliedes, sondern auch des Schmerzes hat, als denselben Raum im Verhältniss zum Rumpfe einnehmend, den er früher an dem damals noch vorhandenen Gliede selbst einnahm, und zwar — ohne irgend welche Veranlassung, wobei man eine Reizung des im Rumpfe liegenden Nervenstücks voraussetzen könnte. Von einem Verhältniss zwischen Reizung des Stammes und peripherischer Empfindung kann hier also auch gar keine Rede sein. Wollte man aber auch im Stamm eine materielle Grundlage der Empfindung supponiren, so würde die doch hier wohl als etwas Secundäres, als die zurückgebliebene Wirkung der früheren unmittelbaren Reizung der Peripherie (wo das Geschwür u. s. w. seinen Sitz hatte) anzusehen sein. Die peripherische Empfindung bliebe dann trotz Entfernung des unmittelbar gereizten peripherischen Nerventheils, weil auch ihr bisheriger materieller Abdruck im Stamme als der einer peripherischen Em-

pfindung bliebe, weil der Stamm noch in demselben Zustande verharrte, der die frühere Reizung des peripherischen Endes und die Oertlichkeit der Empfindung als einen peripherischen repraesentirt, oder welcher gleich ist dem peripherischen Eindruck auf dem Wege zum Gehirn. Das Verhältniss würde hier also offenbar von dem bisher betrachteten, wo eine Reizung des Stammes als das Primäre vorlag, wesentlich verschieden sein. Nun ist aber dieser Zustand des im Rumpfe zurückgebliebenen Nerven-Theils gar nicht einmal als ein wirklich vorhandener erwiesen, es ist vielmehr sehr unwahrscheinlich, dass er überhaupt vorhanden ist. Denn entweder fungirt jener Theil des Nervs noch als Repraesentant seiner nächsten Umgebung, und dann ist es kaum denkbar, dass sich dabei der Abdruck oder die Art der Darstellung einer frühern peripherischen Affection so lange halten sollte, oder er nimmt gar keine Eindrücke mehr auf, ist zu einer nicht weiter benutzten Bahn geworden, die ihren letzten Eindruck festhält, gleichsam in ihrer letzten Function verharrt. Das würde aber eine Vorstellung sein, die zuletzt allen unsern Ideen von organischem Leben überhaupt widerspräche. Es geht also aus allem Diesen hervor: dass diese letztere Erscheinung bei Amputirten gar nicht zum Ressort des Gesetzes excentrischer Leitung gehören würde, wohl aber möchte sie allerdings von grosser Bedeutung sein für die Entscheidung der Frage: ob die sinnlichen Empfindungen, nicht in ihrem ursprünglichen Entstehen, sondern in ihrer Fortdauer und in ihrem Wiederauftreten stets an einen Zustand des Nervs gebunden sind, oder ob sie auch ohne Antheil des Nervs lange Zeit hindurch bestehen und reproducirt werden können? —

III. Antikritiken.

Entgegnung gegen Herrn Dr. Salomon in Leipzig.

Herr Dr. Eduard Salomon aus Leipzig (ich setze seinem Wunsche gemäss seine ganze Firma hieher) fühlte sich aus blosser Namensverwandtschaft dazu berufen, meine Bemerkungen über Krankengeschichten, die ich im 1. Hefte des 3. Bandes dieser Zeitschrift mitgetheilt, zu tadeln. Obgleich er im Eingange seines Tadels einräumt, in „einigen Nebensachen" mit mir übereinzustimmen, wenn auch nicht in der „Hauptsache", so kann ich dennoch keine Uebereinstimmung in irgend einer Sache herauslesen, und ich halte es daher für zweckmässig, seine gegen mich angeführten tadelnden Bemerkungen der Reihe nach durchzunehmen, vielleicht dass ich dadurch am Besten erfahre, worin wir gleicher Meinung sind. Wenn ich die theils zu breitgetretenen, theils zu kurzen Krankengeschichten getadelt, und man mir erwiedert, dieser Tadel sei für „gebildete Leser überflüssig", da sie gewiss das Gute von dem Schlechten sichten werden, oder das Schlechte gar nicht lesen, so hat man doch damit keineswegs die Existenz der schlechten Krankengeschichten geleugnet, sondern sogar zugegeben, dass solche sich hie und da wohl befinden, zwar nach Herrn Dr. Eduard Salomon's Meinung nur in schlechten Zeitschriften; allein wird es nicht sehr schwer halten, von vorn herein gleich einer Zeitschrift anzusehen, ob sie nur schlechte Krankengeschichten enthält? Kann sie nicht auf der einen Seite so manches Nützliche und Neue darbieten, und auf der nächstfolgenden eine Krankengeschichte enthalten, die meine gerügten Fehler im höchsten Maasse besitzt? Und lesen denn nur gebildete und urtheilsfähige Leser unsre medic. Zeitschriften? Ist es nicht ein sehr verdienstliches Werk, darauf hinzuarbeiten, dass in allen Zeitschriften nur Gutes geleistet werde? Dass dem Herrn Dr. Eduard Salomon nie eine solche Kranken-

geschichte zu Gesichte gekommen, ist wahrlich kein Beweis gegen mich, er mag vielleicht in der Wahl der Zeitschriften viel subtiler und gebildeter sein, oder auch keine so grossen Forderungen an eine Krankengeschichte machen wollen. Dass ich solche Krankengeschichten gelesen, kann ich ihm aufs Treuste versichern, und, unter uns gesagt, selbst in Zeitschriften, die gewiss auf Belehrung und Nützlichkeit den gerechtesten Anspruch machen können. In diesem Punkte also, ich weiss nicht, ob es eine Nebensache zu nennen, stimmen wir nicht überein; noch viel weniger aber in dem andern, den Herr Dr. Eduard Salomon gewiss zu der Hauptsache zählt. Es betrifft dieser Punkt nämlich eine ihm zu hart scheinende Behauptung von mir, „dass es Bosheit zu nennen sei, zu Krankengeschichten das Glaubensbekenntniss, und zwar nur das jüdische, ganz ohne Grund, hinzuzusetzen." Ich würde auch jetzt wieder der Reihe nach seine tadelnden Bemerkungen durchgehen, wenn es mir nicht logischer schiene, zuerst auf eine der Schlussbemerkungen einzugehen, die Herr Dr. Eduard Salomon auch nothwendigerweise hätte voranschicken sollen. Sie heisst: „Schliessend bemerke ich noch, vorzüglich in Bezug auf den Verf. jener Rüge, dass, wäre ich ein Jude, ich mich dessen nicht schämen würde." u. s. w. Dieser Tadel, unstreitig der lächerlichste von allen, den Sie, verehrter Herr Namensgenosse! (ich wende mich jetzt speciell an Sie) gegen mich angeführt, machte mich anfänglich stutzen; ich durchlas meine „Rüge", ob ich mich vielleicht irgendwo darin undeutlich ausgedrückt, oder ob der Setzer mir einen Streich gespielt; doch vergebens, mein Manuscript stimmte mit dem Gedruckten vollkommen überein, und ich konnte mir daher nicht erklären, wie Sie mich einer so lächerlichen Beschuldigung zeihen konnten. Anfänglich wollte ich Ihnen einmal die Frage vorlegen, woher Sie denn gar wüssten, dass ich ein Jude sei, um Sie dann in diesem Zweifel zu lassen. Aus dem Namen allein konnten Sie es doch am Wenigsten schliessen? Dann aber dachte ich, dass Sie am Ende wirklich nicht ganz davon überzeugt sein würden, und dann würde ich mich um eine grosse Freude gebracht haben, um die nämlich, Sie zu fragen, ob ich nicht, falls ich mich des Namens Jude geschämt, viel gescheidter gethan, die Sache ganz ruhig bewenden zu lassen, um Den und

Jenen nicht auf die Idee zu bringen, ich sei ein Jude. Sie sehen, die Sache ist höchst komisch, viel natürlicher wäre es doch, sobald ich mich einer Sache schäme, sie unberührt zu lassen, damit man mir die Scham nicht anmerke. Wenn ich nun aber im Gegentheil mich einer Sache warm und, wie Sie meinen, nur zu heftig angenommen, die meine Glaubensgenossen betrifft, so hätte Ihnen dies doch schon den klarsten Beweis geben müssen, dass ich mich gern zu den Juden zähle, warm und stark tadele, wenn man ihnen unverdienter Weise zu nahe tritt. Oder, hätte ich vielleicht darauf warten sollen, bis anders Glaubende unsre Vertheidigung übernommen? — Um mir nun ferner beweisen zu wollen, dass von „Bosheit" nicht die Rede sei, sagen Sie, „dass gewiss ein Jeder ehrbare und rechtschaffene Juden kennt, und dass jeder Arzt gewiss Gelegenheit hat, israelitische Charaktere zu ehren; dass es also Niemandem einfallen wird, wegen Einzelner ein ganzes Volk zu verdammen, sich über dasselbe seiner Gebräuche wegen lustig, oder es boshafter Weise gehässig machen zu wollen." Es ist eine bekannte Thatsache, dass die Bekenner anderen Glaubens Einzelnen unter den Juden gern Alles zugestehen möchten, Einzelne gern zu den Befähigsten, Tüchtigsten zählen, und aller Menschenrechte würdig erachten, dass sie es aber dennoch nicht über sich gewinnen können, im Ganzen über dieses Volk so vorurtheilsfrei zu denken, und daher kommt es, dass man, mag sein aus angeborner oder anerzogener Idee, überall, wo man einen Juden vor sich hat, es sich auch gern klar macht, und erwähnt. Doch, dass ich diese Vertheidigung ebenfalls übernehme, mag Ihnen wieder einen Beweis geben, wie wenig ich mich meiner Abstammung schäme; dies aber nur nebenbei, mich, als Arzt, betrifft hauptsächlich Folgendes, wo Sie mir zu beweisen suchen „dass die Jahrtausende hindurch beobachteten Sitten und Gebräuche, die Eigenthümlichkeit der Lebensart, selbst die wohlbewahrte (!) Nationalität, wohl auf die Constitution und den Krankheitscharakter (der Juden) Einfluss hat". Ich weiss zwar nicht, seit wie langer Zeit Sie schon ein Schüler Aeskulap's sind, soviel aber weiss ich, dass seitdem wir Beide seinen heiligen Stab ergriffen, die Juden eine so ganz eigenthümliche Lebensart nicht führen, als dass dies auf den Krankheitscharakter und auf die — Con-

stitution einen Einfluss ausgeübt hätte. Ich, als Jude (Sie sehen, ich schäme mich nicht einmal vor dem Setzer) kenne die Sitten und Gebräuche, Lebensart und Gewohnheiten, und habe noch niemals bemerkt, dass sie durch so manche Entbehrung, und das ist doch wohl das Eigenthümliche ihrer Ceremonien, dem Arzte etwas Eigenthümliches dargeboten hätten. Sie leben in denselben civilisirten Staaten wie die anders Glaubenden, bewohnen dieselben Städte, Dörfer und Häuser, haben Mässige, und Unmässige, Sittliche und Verwahrloste unter sich, ganz wie die anders Glaubenden, ihre Kasteiungen sind zu unbedeutend, als dass sie zu Krankheiten Anlass geben könnten, an ihren Festen ergeben sie sich derselben Freude, haben dieselben Pflichten zu erfüllen wie anders Glaubende, und wenn auch in Speisen und Getränken eine Verschiedenheit herrscht, so ist sie dennoch nicht so bedeutend, dass der Krankheitsgenius sich dadurch verändern sollte. Bis jetzt haben auch die angestellten Sectionen noch keinen Unterschied herausgestellt, und das durch die Beschneidung verlorne Blut ist in der Regel zu gering, um eine Veränderung in ihrer Constitution hervorzubringen. Uebrigens wäre gerade dies, sollte es sich wirklich nachweisen lassen, dass ein Unfall bei der Beschneidung etwas Krankes hervorgerufen, der einzige Fall, wo dieser Zusatz nothwendig wäre, gewiss von Allen gebilligt würde, und zur wissenschaftlichen Genauigkeit sicherlich gehörte. Dass die Juden aber, wie Sie fortfahren, durch die Beschneidung manchen Krankheiten entgehen, ist keinem Zweifel unterworfen; allein was sollte diese Bemerkung hier, über nicht vorhandene Krankheiten werden doch wohl keine Krankengeschichten geschrieben werden sollen? — Was nun aber die „Leiden" betrifft, die hauptsächlich der jüdischen Nation von Ihnen zugeschrieben werden, so erfahre ich und gewiss Viele hierdurch etwas Neues. Nirgends habe ich es in einem Buche oder in der Mittheilung eines Arztes gefunden, dass Juden „an verschiedenartig auftretenden Leberkrankheiten, an Weichselzopf und Hautkrankheiten" mehr leiden, als anders Glaubende. Woher haben Sie wohl diese Bemerkung? Die *Plica polonica* mag wohl auch viele Juden treffen, da sie bekanntlich in Polen am Häufigsten vorkommt, und dort verhältnissmässig mehr Juden als Christen leben. In Hamburg, Frankfurt a. M., wo doch so viele Juden leben, hat diese Krank-

heit nie unter ihnen geherrscht. Leber- und Hautkrankheiten aber? Sollten Sie vielleicht auf der Leipziger Messe hierüber grosse Erfahrungen gesammelt haben? Oder giebt es vielleicht einen ärztlichen Eisenmenger, der den Juden auch Krankheiten andichtet?

Ihr Geständniss am Schlusse, dass Sie, „nie eine Krankengeschichte in eine Zeitschrift haben rücken lassen" passt wahrlich nicht hieher, da es mir nur um die Sache zu thun gewesen; Personen spielen hierbei eine untergeordnete Rolle. Lobenswerth aber finde ich es, und ohne Zweifel alle Ihre Collegen, dass Sie „in Ihrem Tagebuche der Ausführlichkeit halber es stets hinzugefügt haben, wenn Patient andern Glaubens war", lobenswerth sage ich, denn wer weiss, es könnte sich doch ereignen, dass Sie dadurch vielleicht einmal einen Aufschluss über irgend ein „Symptom" zu geben im Stande wären, natürlich müsste dies bei weitem tiefer und gegründeter geschehen, als es die oben angeführten Bemerkungen sind.

Was nun endlich Ihre Schlussbemerkung betrifft, dass Sie durch Ihre Entgegnung sich nur vor einer „Namensverwechslung schützen" wollten, und deshalb von nun an mit Ihrem ganzen Namen „zeichnen," so muss ich Ihnen wirklich eingestehen, dass ich sehr leichtsinnig gehandelt, mich nicht auch näher signalisirt zu haben, da eine Verwechslung zweier Personen, die so sehr differenter Meinung sind, für einen Jeden von uns, etwas Unangenehmes haben muss. Doch diese Unvorsichtigkeit hat hier das Gute gehabt, dass eine Sache zur Sprache gekommen, über die Sie wenigstens, wie es scheint, früherhin nicht leicht Gelegenheit gehabt, nachzudenken.

Hamburg, im Mai 1841. *Dr. M. G. Salomon.*

Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Dr. Rosenbaum in Halle.

(Argos, Bd. 3. Heft 3.)

Von Dr. J. F. H. Albers in Bonn.

Dem Herrn Dr. Rosenbaum in Halle hat es gefallen, mich mit so zahlreichen äusserst höflichen Bemerkungen zu überschüt-

ten, dass ich künftighin kaum mehr wagen dürfte, dem ärztlichen Publicum unter die Augen zu treten, wenn Alles und Jedes wahr wäre, was an der oben angegebenen Stelle ausgesagt ist. Um den richtigen Standpunkt in der Beurtheilung dieses Briefes zu gewinnen, lasse ich die Stelle aus jener so viel Schmerz verursachenden Vorrede hier folgen:

S. XII. heisst es, nach der Angabe, in welcher Weise die Abhandlungen bearbeitet sind: „um so mehr muss es auffallen, dass Herr Dr. J. Rosenbaum, dem wir eine historische Untersuchung über die Lustseuche verdanken, die einseitige Auffassungsweise dieser Abhandlungen vom pathologisch-anatomischen Standpunkte tadelt. Hallische Literaturzeitung 1840. Febr. - Heft. Trotz allem am Schlusse der Anzeige den Abhandlungen ertheilten Lobe, muss ich gerade diesen Tadel abweisen. Ich habe gestrebt, jedes Krankheitsbild recht vielseitig aufzufassen. Dass hier nicht überall eine Erschöpfung des Gegenstandes möglich war, lag in der Natur desselben. Aber, was nicht vollkommen ist, kann man doch deshalb noch nicht einseitig nennen. Ein solcher Tadel ist geeignet, das neuere Studium der Pathologie, welches nur neu ist, weil es allseitig so viel als möglich sein will, bei sonst wohlgesinnten Männern zu verdächtigen, und daher den medicinischen Bestrebungen und der medicinischen Wissenschaft Schaden zu bringen. — Wenn er nun die von mir zuerst als selbstständige Krankheit erkannte Wassersucht der Drüsen nicht als solche gelten lassen will, so beruht dieses wohl nur auf dem Mangel an genügender Beobachtung, nach der besonders diese Abhandlungen zu beurtheilen sind. Ich habe Thatsachen mittheilen wollen, und diese bitte ich der strengsten Prüfung nicht zu entziehen. Bestätigen sie sich, so hat die Medicin gewonnen; ist dieses nicht der Fall, so wird die Pathologie von einem überflüssigen Ballast befreit."

„Hätte Dr. Rosenbaum die Abhandlung über die Anatomie, Physiologie und Pathologie der Darmdrüsen genau durchgelesen, so hätte er gefunden, dass gerade bei diesem Gegenstande, der eine über die Natur des Gegenstandes Licht verbreitende Geschichte hat, dieselbe auch nicht mangelt. Nicht jede Krankheits-Varietät hat eine Geschichte, welche der Beachtung werth und

belehrend genug ist, um durchgeführt der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Wo indess die Geschichte des Gegenstandes mir erheblich schien, um Licht über die Natur desselben zu verbreiten, da habe ich sie nicht unbeachtet gelassen. Wenn daher Herr Rosenbaum bemerkt, es sei das Historische nicht genug beachtet, so ist kaum zu begreifen, was er damit sagen will. — Wäre derselbe mit der jetzigen speciellen Pathologie bekannt, so würde er auch in dieser Abhandlung noch Manches gefunden haben, was ihm und seinen Lesern interessant erschienen wäre. Viel besser ist es, Schriften gar nicht zu recensiren, als in flüchtigen Arbeiten den Lesern eine schiefe Ansicht beizubringen. Der Sache wird dadurch geschadet. — Nebenbei tadelt der Recensent, dass ich auch jetzt noch nicht das Vorkommen innerer Exantheme anerkenne. — Auch hier redet er wieder ohne Sachkenntniss. Gerade ich bin der gewesen, der zuerst in der neuesten Zeit durch Untersuchungen und Beobachtungen dargethan hat, dass Exantheme auf innern Häuten, nur nicht auf allen, vorkommen. Vrgl. Rust's Magazin, Bd. 37. u. 42. — —. Es ist ausgemacht, dass sich alle jetzt bekannten Exantheme in ihrer eigenthümlichen Form mehr oder weniger auf die der Oberhaut zunächst gelegenen Schleimhäute, die Pocken sogar bis in die Luftwege verbreiten, aber es ist ganz unerwiesen, dass solche Exantheme auf dem Darm und auf allen serösen Häuten und noch viel weniger in den Geweben und Organen vorkommen." —

Wo ist hier ein Wort über das Alter des Herrn Dr. Rosenbaum? Wozu jene hierauf bezügliche Episode in dem Sendschreiben, die nichts Anderes als eine Fiction ist, um sich Luft zu machen, keinen andern Zweck haben kann, als mich lächerlich zu machen? Geziemt sich das in wissenschaftlichen Erörterungen? Die in dem Vorworte verkommende Bemerkung, dass ich die in den Abhandlungen angeführte Literatur, besonders jene des vorigen Jahrhunderts gelesen habe, hat doch wahrlich mit dem Alter des Herrn Dr. Rosenbaum Nichts zu schaffen! Auch möchte ich fragen, wer in jener angeführten Stelle eine gedankenlose, hämische Verdächtigung finden kann, wie sie Herr Dr. Rosenbaum darin sieht? Auf wen, ob auf Herrn Rosenbaum oder auf mich diese Beschuldigungen fallen, mögen die Leser nach dem Vorstehenden entscheiden.

Doch jetzt zu den einzelnen berührten Gegenständen.

1) Herr Dr. Rosenbaum nennt die Darstellung der Drüsenwassersucht, die der *Atra bilis*, des Schotengeräusches, des diagnostischen Zeichens der Geschwülste innerhalb der Gebärmutter einseitig. Ich habe nichts Anderes gewollt, als auf das Dasein dieser einzelnen krankhaften Zustände und Erscheinungen die Aufmerksamkeit unserer ärztlichen Collegen lenken; und kann man diese einfache Erzählung einer Thatsache einseitig nennen? Hat man alles berichtet, was an dem Gegenstande wahrzunehmen war, wie kann dann von Einseitigkeit die Rede sein. Ich weiss diese Gegenstände auch jetzt noch nicht anders darzustellen, und würde dem Herrn Rosenbaum sehr dankbar sein, wenn er dieselben noch vielseitiger Erforschung werth achtete, und weiter aufhellte. Ausführlicher, als diese Gegenstände in der Natur mir vorgelegen haben, kann ich sie nicht beschreiben. Das kann aber bei erneuter Beobachtung wohl möglich sein, doch glaube ich die spätern Aufschlüsse werden sich mehr auf die Aufhellung der Ursachen dieser Gegenstände als auf ihre Beschreibung beziehen.

2) Dass Herr Dr. Rosenbaum unrecht hat, wenn er mir zuschreibt, ich leugne das Vorkommen von Exanthemen, d. h. von denjenigen Bildungen auf Schleimhäuten, die von jeher als solche angesehen wurden, z. B. den Pocken, ergiebt sich auch aus obiger Stelle, indem ich ja geradezu sage, dass die Exantheme auf allen der Oberhaut zunächst gelegenen Schleimhäuten, die Pocken sogar in den Luftwegen und, wie ich im vorigen Jahre beobachtete, im Pharynx bis zum Oesophagus hin vorkommen. Es ist daher nicht der Wahrheit getreu, wenn es in jener Rec. Hallische Literaturzeitung. No. 26. S. 205. Jahr 1840. heisst: „Wenn der Verfasser auch jetzt noch das Vorkommen der sogenannten Exantheme auf den Scheimhäuten leugnet, so ist er sicher im Irrthum," und aus der fernern Darstellung offenbar sich ergiebt, dass ich diesen Irrthum hege, dieses ist aber nie der Fall gewesen. Einige Aerzte haben zwar hin und wieder dieses mir zugeschrieben. Was mir aber Andere beilegen, kann ich nicht vertreten.

3) In der angeführten Recens. lässt sich Herr Dr. Rosenbaum nur auf das anatomische und physiologische Verhältniss der Darmdrüsen ein. Das pathologische anatomische Verhalten ist aber zu wichtig, als dass es ganz und gar hintenangesetzt

werden sollte. Jemand, der mit den neuern Verhandlungen und den Beobachtungen über die Darmgeschwüre und den vielfachen, sie begleitenden Bildungen der Darmschleimhaut bekannt ist, muss dem anatomischen Verhalten der Darmdrüsen die grösste Aufmerksamkeit widmen. Das ist aber nicht geschehen, und hierauf allein bezieht sich der Passus in der angezogenen Stelle, die wohl milder ausgefallen wäre, wenn es mir weniger warm am Herzen läge, das Studium einer Doctrin zu fördern, der ich den wohlthätigsten Einfluss auf das Studium der Pathologie zuschreibe. Das Sendschreiben hat unrecht, wenn es die Abhandlung über die Darmdrüsen im ersten Theile der Beobachtungen, und jene im Horn'schen Archiv 1832 für dieselbe hält. Beide sind ganz verschieden.

4. „Aber freilich unser realistisches Zeitalter hält ja die Beschäftigung mit den Alten für Zeitverschwendung," heisst es in der angeführten Rec. S. 199. Ich konnte dieses nur deuten auf den Mangel des geschichtlichen Elements und des Geistes der alten Medicin in den jetzigen ärztlichen Leistungen, und habe es zunächst angewendet auf die recensirten Beobachtungen. Mir aber musste dieses um so weher thun, als ich von jeher mich bemüht habe, die geschichtlichen Ergebnisse so viel als möglich in meine Untersuchungen zu verflechten, und das Studium der Geschichte der Medicin und des classischen Alterthums zu fördern, wie meine und Ritter's Ausgabe des Celsus: de medicina und die geschichtlichen Einleitungen meiner Schriften über die Darmgeschwüre und die syphilitischen Hautkrankheiten lehren. Es freut mich, aus dem Sendschreiben zu vernehmen, dass jene Stelle nicht auf mich zu beziehen ist.

Schliesslich bedaure ich es aufrichtig, zu einer solchen geharnischten Schrift, wie die des Herrn Rosenbaum, die Veranlassung geworden zu sein. Die Wissenschaft und Kunst, deren Förderung unser vorzügliches Streben sein soll, gewinnt wahrlich dadurch nicht. Noch weniger wird die Würde des ärztlichen Standes dadurch gehoben und gehalten. Ich halte es für eines jeden Mannes Pflicht, dem seiner Oberflächlichkeit wegen meist nutzlosen Recensionswesen unsrer Tage entgegen zu treten. Ich gestehe gern, dass die Rec. des Dr. Rosenbaum zu den bessern gehört. Aber von dem Verfasser der historischen Dar-

stellung der Lustseuche, einem Forscher in der Geschichte der Medicin, hätte ich noch Besseres erwartet, und vorzüglich Belehrung über manche mir noch so zweifelhaften und dunkeln Seiten jener Beobachtungen. Recensionen sollten auch dem Verfasser weiter helfen. Das ist aber leider so selten in unsern Journalen der Fall. — Was die Fassung des Sendschreibens und einzelne Ausdrücke in demselben angeht, so mag der Verfasser sie selbst bei dem ärztlichen Publicum verantworten, und in einer ruhigen Zeit überdenken, ob ich dieselben verdient habe.

Ueber eine Kritik des Herrn Dr. A. W. Volkmann in Dorpat, betreffend die „Untersuchungen über Spinal-Irritation" etc.

Von

Dr. Stilling.

In Nr. 46 und 47 (September 1841) der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik spricht Herr A. W. Volkmann sehr harten Tadel über meine Schrift: „die Spinal-Irritation" (Leipzig 1840.) aus. — Es würde mir nie einfallen, einer aus dem Ernste der Wissenschaft entsprungenen Kritik eine Antikritik entgegenzusetzen. Ich ehre das *liberum arbitrium* in der Wissenschaft. — Eine dringende Pflicht aber fordert von mir, hier nicht zu schweigen, wo eine, entweder aus Oberflächlichkeit und Unwissenheit, oder aus niederer Absicht hervorgegangene, den Inhalt schmählich verunstaltende Darlegung meines Werks im Begriffe steht, weniger kundige Leser irre zu führen, und ihnen das Interesse für einen Krankheitszustand zu rauben, der mit zu den wichtigsten in der Pathologie gehört. Für kundige Leser schreibe ich hier nicht; denn schon bei oberflächlicher Betrachtung kann ihnen nicht entgehen, wie die vom Recensenten vorgebrachten Gründe zum grossen Theile seicht und unhaltbar, zum grossen Theile aber durchaus falsch sind. —

1. Rec. wirft mir Confusion vor. Statt Spinal-Irritation bilden Reflextheorie und Augenleiden die Hauptsache. — Hier

hat aber Rec. nicht eingesehen, oder, trotz besserer Einsicht, verschwiegen: dass alle in meinem Werke abgehandelten, so sehr verschiedenartigen Krankheitszustände unumgänglich nothwendig waren zur Erörterung des Wesens der Spinal-Irritation und der Pathologie der Nerven; dass alle jene Zustände in die Erörterung gezogen werden mussten, um daraus eine möglichst sichere und feste Basis zu der so schwierigen Begründung des abgehandelten Gegenstandes zu gewinnen; und dass also jene Erörterungen nur Baustücke, nur grosse Fragmente zu dem Bau, nur wichtige Nebensachen zur Erläuterung der Hauptsache, nicht aber selbst die Hauptsache sind. —

2. Rec. sagt: im 5. Capitel des 2. Buches sei die gross gedruckte Ueberschrift „Gesetz der Reflexion sensitiver Nerven auf sympathische"; aber das Gesetz werde weder entwickelt, noch zur Sprache gebracht. — Hier hat aber Rec. nicht mir einen Vorwurf zu machen, sondern, milde gesprochen, eine grosse Oberflächlichkeit und Gewissenlosigkeit von seiner Seite zu beklagen, indem, erstens: das Buch weder in Capitel eingetheilt, noch zweitens an der bemerkten Stelle eine Ueberschrift anzutreffen ist. Die vermeintliche Ueberschrift ist aber nur der hervorgehobene Schlusssatz des auf den 50 vorhergehenden Seiten bereits zur Erörterung gebrachten Gesetzes. — Dem Rec. war die äussere Form der Typen hier hinreichend, den gross gedruckten Satz für eine Ueberschrift zu halten, wie derselbe denn auch zwei Seiten weiter, p. 161, den durch grössere Schrift hervorgehobenen Satz: „Stockung des Blutes in den Capillargefässen" — wiederum für eine Ueberschrift erklärt, wiewohl sie nichts weniger als eine solche ist. —

3. Rec. sagt, ich habe die Krankheit in die Sphäre der Bestimmungslosigkeit geworfen, indem ich bekenne, dass es nicht ein einziges sicheres Zeichen der Spinal-Irritation gebe. — Der Recensent ist hier so gewissenlos, durch Entstellung eines vom Nachsatze abgerissenen Vordersatzes den Leser irre zu führen. — Ich habe aber p. 83 meiner Schrift gesagt, dass fünf daselbst angegebene Symptome die Diagnose begründen, wenn auch, wie das bei allen Krankheiten der Fall ist, ein einziges Symptom, für sich allein genommen, niemals zur Feststellung einer Diagnose hinreichen kann. —

4. Rec. sagt, er würde mir kaum Unrecht thun, wenn er aus meiner Darstellung den Schluss ziehe, dass aus Spinal-Irritation alle Krankheiten entstehen könnten. —

Hätte Recensent hinzugefügt: „mit Ausnahme von Entzündungen," so würde ich ihm entgegnet haben, dass er den Sinn meiner Schrift vollkommen erfasst habe; — denn ich vertheidige den Satz, so gestellt, ganz genau. — Die Art aber, wie Rec. es aufgefasst, beweist, dass er weder den Inhalt meines Werks erkannt, noch die richtigen Begriffe von dem Einflusse des Rükkenmarks (u. Gehirns) auf Gesundheit und Entstehung der Krankheit besitze. Denn, aus seiner Darlegung könnte ich, in seinem Namen, ohne Zwang den Schluss ziehen, dass, wenigstens in manchen Fällen, das erkrankte Rückenmark keinen störenden Einfluss auf die Functionen des Organismus ausübe. Ich zweifle fast nicht, dass Recensent diesen Satz vertheidige; denn derselbe stellt sogar in Zweifel, dass die *medulla oblongata* an der Vermittelung der Empfindungen Theil habe, — wie wir weiter unten sehen werden. —

5. Rec. behauptet, dass meine Definition der Spinal-Irritation falsch sei. Das Wesen dieser Krankheit bestehe nicht in einer verminderten, oder aufgehobenen Action sensitiver Nerven (resp. der damit zusammenhängenden Rückenmarkstheile); denn Irritation sei der Gegensatz von Depression, ich aber hätte beide identificirt. — Auch bestehe, nach Romberg, der Rückenschmerz in exaltirter Action sensitiver Nerven. — Recens. giebt hier einen abermaligen Beweis seiner Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit im Urtheilen über eine Sache, von der er sich nicht den richtigen Begriff verschafft hat. Nicht von Irritation, sondern von einer eigenthümlichen, unter dem Namen Spinal-Irritation eingebürgerten, Krankheit, deren Wesen uns bis dahin noch unbekannt war, habe ich, nach vielfachen Untersuchungen, eine Erörterung gegeben. Hier ist also nicht von Irritation die Rede, sondern von Spinal-Irritation, von einem *Ens sui generis*, welches von Irritation *toto coelo* verschieden ist. — Unsre Begriffe von Irritation sind also ganz verschieden von denen, welche mit Spinal-Irritation verbunden werden müssen. — Hätte ich die Krankheit, dem Begriffe von ihrem Wesen entsprechend, benennen wollen, so würde ich den Namen Spinal-Irritation nicht gewählt

haben. Da aber diese Krankheit von den hauptsächlichsten Autoren (Griffin, Ollivier etc.) nun einmal so genannt, und unter diesem allgemein gebräuchlichen Namen bekannt ist, so habe ich keinen Anlass gefunden, den Namen zu ändern, selbst nicht auf die Gefahr hin, dass sich ein Recensent daran stosse. Denkt doch Niemand daran, Demjenigen einen Vorwurf falscher Definition zu machen, der da sagte, eine Arterie sei eine mit hellrothem Blute gefüllte Ader, obwohl doch der Name eine mit Luft gefüllte bedeutet. — Der Einwurf des Rec. fällt also als ein durchaus grundloser in sein Nichts zusammen. — Und was dessen nachgesprochene Behauptung von Romberg betrifft, dass der Rückenschmerz in Exaltation sensitiver Nerventhätigkeit bestehe, so beweist Rec. hier wiederum, durchaus unrichtige Begriffe über die Nervenfunction zu haben. Der Schmerz ist nichts weniger, als Exaltation sensibler Nervenaction; und diess werde ich genauer, als es bereits in der „Spinal-Irritation" geschehen ist, an einem andern Orte zeigen, da ich hier zu einer ausführlichen wissenschaftlichen Erörterung nicht den Raum finde. —

6. Rec. greift meine Begriffe vom Reflexe an, und sagt, es sei längst bekannt, dass die sensitiven Nerven auf muskel- und gefässbewegende Nerven beständigen Reflex ausübten. — Was aber den Reflex auf gefässbewegende Nerven betrifft, so habe ich diess als ein neues Gesetz aufgestellt. Recens. macht mir also hier den Vorwurf, entweder der Unwissenheit, da ich ein schon vor meiner Arbeit bekanntes Factum nicht gekannt, und für eigenthümlich oder neu angesehen habe, — oder den Vorwurf des Plagiats, wenn ich geflissentlich das mir schon Bekannte als mir angehörig dargestellt hätte. — Indess ich muss beide Vorwürfe zurückweisen, und kann nur wiederholen, dass das vom Recens. als bekannt betrachtete Gesetz der Reflexion sensitiver Nerven auf gefässbewegende vor meiner Schrift nicht bekannt, von keinem Physiologen erörtert, oder angenommen war. — Kann daher Recensent nicht das Gegentheil dieser Behauptung beweisen, so würden seine Angaben wiederum als das Resultat einer leichtfertigen Unbesonnenheit erscheinen. —

7. Recens. sagt, ich behauptete Reflex in den Ganglien ohne Vermittelung der Centra (des Rückenmarks also). — Hätte ich eine solche Behauptung aufgestellt, ohne die stringentesten Be-

weise, so würde der Leser durch die Kritik den Begriff von meiner Schrift erlangen, wie es der Recensent wünscht. — Im vorliegenden Falle aber möge der Leser ermessen, dass der Begriff, welchen ich vom Recensenten hege, ein durchaus richtiger ist, nämlich, dass er die Facta verfälscht, um den Leser über meine Schrift durchaus in Irrsale zu verstricken. — Ich habe nämlich, ausdrücklich um Irrthümer zu verhüten, zu jenem Satze vom Reflex in den Ganglien p. 168, in einer langen Note bemerkt: „Wir betrachten hiermit keineswegs ein Ganglion als Analogon des Rückenmarkes etc. Wir glauben keineswegs, ein Ganglion sei allein, ohne Einfluss des Rückenmarkes, im Stande, den Reflex fortwährend zu unterhalten, — im Gegentheil, u. s. w." — Hier sind also nur zwei Meinungen möglich, die man vom Rec. hegen kann; entweder: er kannte jene Note und also meine Ansicht, und verschwieg sie, um mir eine Ansicht unterzuschieben, die mir gänzlich fremd ist, — nur, um dem Leser seiner Kritik eine schlechte Meinung von meiner Schrift beizubringen; — oder: er kannte sie nicht, und verfälschte durch eine nicht zu entschuldigende Oberflächlichkeit den Sinn, da er meine Schrift nur zum Theil gelesen, oder oberflächlich durchblättert, ohne ernstlich in den Ideengang derselben einzudringen. — Ich lasse dem Recens. die Entscheidung, zu welcher von den beiden Meinungen über sein literarisches Richter-Amt man sich zu bekennen hat. —

8. Recens. greift nun aus meiner Schrift zwischen den Seiten 162 und 347 einige abgerissene Sätze heraus, und sucht durch eine willkührliche, eines jeden Zusammenhangs baare, Zusammenstellung derselben meine Ansichten über Reflexaction zu verdächtigen. Recens. hält z. B. das Zurückfahren des Kopfes bei einem Menschen, dem man droht, mit dem Finger ins Auge zu fahren, nicht — wie ich — für Folge einer Reflexaction, u. s. w. — Rec. unterlässt jedoch jegliche Anführung eines Grundes für eine gegentheilige Ansicht. — Eine wissenschaftliche Verständigung ist daher hier nicht möglich. — Daher kann ich, dem Leser gegenüber, nur erinnern, dass ich nicht allein jenes Phänomen wie früher, so auch fernerhin, als Folge der Reflexaction betrachte, sondern auch alle übrigen vom Rec. angezogenen Beispiele ganz genau so als Reflexactionen ansehe, wie ich das

in meinem Werke auseinandergesetzt habe, — und dass, nach dem jetzigen Zustande unsrer Wissenschaft, die erörterten Phänomene nicht anders, als durch die Wirkung des Reflexes, d. h. durch die Wirkung sensitiver (und Sinnes-) Nerven auf motorische mittels des Rückenmarks (u. der Ganglien) erklärt werden können. —

9. Rec. hält meine Behauptung, dass die Thätigkeit sensitiver Nerven, des Trigeminus etc., die Bedingung für gehörige normale Sinnesaction, Muskelbewegung und höhere geistige Thätigkeit sei, für grundlos. — Ein ehrenhafter Recensent würde Gründe für eine solche absprechende Behauptung aufgestellt, und Fälle angeführt haben, in denen, trotz mangelnder sensitiver Nervenaction, dennoch jene Functionen vollkommen vorhanden waren. — Unser Recens. sagt blos, er habe für meine Behauptung keine haltbaren Gründe gefunden; er erörtert aber und widerlegt die zahlreichen von mir gegebenen Gründe nicht. Es bleibt mir also nichts übrig, als ihm den mir gemachten Vorwurf vollständig zurückzugeben, und die Leser wiederholt darauf aufmerksam zu machen, dass der heutige Stand unserer Physiologie keine andre Behauptung zulässt, als: dass zu allen jenen Lebensvorgängen die unversehrte Function sensitiver Nerven eine *conditio sine qua non* ist, und dass kein begründeter Fall vorkommt, der das Gegentheil dieser Behauptung stützen könnte. —

10. Rec. leugnet das von mir aufgestellte Gesetz, dass die einfach centripetale (sensible) Leitung eines Nerven aufgehoben sein, und dessen Reflexion auf die entsprechenden vasomotorischen Fasern fortbestehen könnte; und sagt, ich führe einen Fall von Bell an, wo die empfindungslose Conjunctiva nicht geröthet war, zu dessen Erklärung ich mit früheren Ansichten über die Blutstockung bei Anästhesie nicht ausgereicht hätte. — Daher sei das unbequeme Factum von mir bei Seite geschoben, und zu einem neuen Gesetze gestempelt worden. — Auch bei diesem Einwurf des Recens. muss ich von Neuem bedauern, wiederholen zu müssen, dass Recens. die Facta gewissenlos darstellt, und auf eine unbesonnene Weise mittheilt; denn nicht jener eine Fall, sondern viele Fälle und Erörterungen, die ich von p. 312 bis 355 in meiner Schrift zusammengestellt habe, begründen das von mir aufgestellte Gesetz über jeglichen Zweifel. — Ausserdem ist

es bekannt und allgemein angenommen, dass die sensible Leitung eines Nerven aufgehoben sein, und dennoch dessen Reflex auf muskelbewegende Nerven fortbestehen kann. — Den Reflex sensitiver Nerven auf vasometorische nimmt aber Recens. an, und hält ihn sogar für eine schon vor dem Erscheinen meiner Schrift bekannt gewesene Sache. — Es ist also ein offenbarer Widerspruch des Recens., dass er dessen Existenz zugiebt, und dessen isolirtes Verschwinden durch Krankheit leugnet, während er doch das isolirte Verschwinden einer andern Facultät desselben Nerven (sensible Leitung) bei dem Fortbestehen der übrigen Facultäten annimmt. — Was also von dem oben mitgetheilten Verwurf des Recens. zu halten sei, leuchtet aus dem Gesagten zur Genüge hervor. —

11. Rec. führt nun den Hauptschlag aus, indem er mir den Boden unter den Füssen wegnimmt. Er leugnet, dass die Experimente Magendie's am Trigeminus Beweise für die Entstehung der organischen Veränderungen seien, die sich an den betreffenden Theilen zeigen, und welche ich als in Causalzusammenhang damit stehend betrachtet habe. Dabei wirft mir Recens. vor, dass ich auf Mayo's, Eschricht's und Backer's Versuche, die Magendie's Lehre vielfach berichtigten, keine Rücksicht genommen hätte. Hätte dieser Einwurf des Recens. nur einen Funken von Wahrheit, so würde ich alle meine Schlüsse für Trugschlüsse halten. — Aber die Sache verhält sich ganz anders, denn der Recens. sagt blos aus Unwissenheit, dass Magendie's Lehre in Folge der Versuche am Trigeminus durch Mayo, Eschricht und Backer berichtigt worden wäre. Es ist hier nicht der Raum, durch Mittheilung der historischen Documente das zu erörtern, der Leser kann das leicht selbst, indem er ein gutes Handbuch der Physiologie zur Hand nimmt; das aber ist ausgemacht, dass durch die genannten Männer gar nichts berichtigt worden ist, und dass die Magendie'schen Versuche felsenfest gegen solche Angriffe stehen, und deren Resultate unwandelbar sind. — Jeder, welcher die grossen Experimente Magendie's zu wiederholen versteht, kann deren Resultate täglich beobachten, und zwar so, dass mit mathematischer Sicherheit genau das Resultat des Experiments vorausgesagt werden kann. — Freilich, an zersägten Kalbsköpfen lassen sie sich nicht beobachten. —

Was aber bei den Einwürfen des Recens. noch mehr auffallen muss, ist seine Frage: wie es komme, dass nach Durchschneidung andrer sensibler Nerven nicht dieselben Erscheinungen (Blutstockung etc.) eintreten, wie nach Durchschneidung des Trigeminus? Und doch wird dieser Satz wohl von allen den Versuchen, die darüber angestellt worden sind, auf das Evidenteste bewiesen. In meiner Schrift habe ich von Seite 106—157 durch Zusammenstellung aller Folgen von Durchschneidung der Nerven gezeigt, dass Blutstockung u. s. w. nach Durchschneidung aller sensitiven Nerven constante Folge ist. Recens. behauptet zwar, „zahlreiche Beobachtungen bewiesen das Gegentheil." Aber er weist nicht eine einzige nach. Auch kennt der jetzige Stand unsrer Physiologie keine solche Beobachtung. — Ist also Recens. nicht im Stande, durch Mittheilung der von ihm berührten Beobachtungen seine Behauptung zu beweisen, so wäre letztere wiederum als eine ohne Ueberlegung und ohne Sachkenntniss gemachte zu betrachten, die nur dazu tauglich ist, leicht zu blendende Leser irre zu führen. —

12. Recens. hält es für einen Widerspruch, dass ich p. 41 sage: „die (musculo-) motorischen und sympathischen Nerven schlisse ich unbedingt von den empfindenden Theilen aus," und dass ich p. 166 den Sympathicus zusammengesetzt betrachte als aus sensitiven und andern Fasern. — Der Recens. hat aber dabei wohlweislich verschwiegen, dass ich, wie Andre, in fast jedem Nerven unterscheide zwischen: empfindenden und nicht empfindenden (resp. die Empfindung vermittelnden) Fasern, ohne dass diese beiden Gattungen getrennt im Nerven für unser Auge wahrnehmbar seien; dass es also darum kein Widerspruch ist, in einem vorzugsweise sensitiven Cerebrospinalnerven die ihm beigemischten motorischen Fasern als nicht empfindend zu bezeichnen, und dass es also eben so wenig als Widerspruch angesehen werden kann, im Sympathicus sensitive Fasern anzunehmen, während man die ihn charakterisirenden, seinen Hauptbestandtheil bildenden, vasomotorischen (eigentlich sympathischen) Fasern zu den nicht empfindenden Theilen zählt. — Hier wird demnach Niemand, bei nur einiger Ueberlegung, einen Widerspruch finden; kommen doch die sensitiven Fasern der Muskeln u. s. w. eben so wenig unvermischt vor, als die motorischen oder sym-

pathischen, und unterscheiden wir doch in jedem solchen Nervenstämmchen zwischen sensiblen und nicht sensiblen Fasern!

13. Recens. führt noch einen Widerspruch an, der ins Komische überschlagen soll, weil ich sage: „die dem *(Sympathicus) Vasomotorius* allein angehörigen Ganglien sind stets mit sensitiven und musculomotorischen Nerven vermischt.“ — Das Komische muss hierbei jedoch mehr in dem Erkenntnissvermögen des Recens. liegen, indem ein Jeder zugeben wird, dass die Spinalnerven sensitive Ganglien haben, die ihnen allein angehören, und dennoch aus den verschiedenen Primitivfasern zusammengesetzt sind; und dass dagegen auch der *Sympathicus* (von mir *Vasomotorius* genannt, wegen der seine grösste Masse bildenden, die Gefässe versorgenden Fasern) Ganglien hat, die ihm allein angehören, nicht sensibel sind, im normalen gewöhnlichen Zustande, und dennoch aus verschiedenen Primitivfasern zusammengesetzt ist, worunter auch sensitive gehören. —

14. Recens. findet einen andern Widerspruch in den Worten p. 365: „bei Entzündung eines Theils entsteht eine Blutstockung, gerade so, als in den Theilen, deren sensible Nerven durchschnitten sind.“ Weil nun Durchschneiden der Nerven mit Erlöschen der Reflexkraft, Entzündung aber noch mit Steigerung derselben verbunden ist, wie ich gezeigt habe, — so findet Recens. hier einen Widerspruch. — Dem Recens. ist aber hier wieder irgend Etwas, was mir nicht so ganz bekannt ist, an der richtigen Erkenntniss, oder an der richtigen Darstellung trotz besserer Erkenntniss, hinderlich gewesen, indem er fälschlicher Weise die Worte „gerade so“ auf das Verbum „entsteht“ bezog, während sie auf das Substantivum „Stockung“ sich beziehen. — Ich habe an jener Stelle genau auseinandergesetzt, dass die Art, der Modus, der Entstehung jener „Blutstockung“ in genannten beiden Zuständen sehr verschieden, das Resultat aber (die Stockung) dennoch ein und dasselbe (im einen „gerade so“ wie in dem andern) ist, — obwohl wiederum die Folgen der in beiden Fällen gleichen Stockung sehr verschieden sind. —

15. Recens. findet fernere Widersprüche in meiner Behauptung über die locale Kälte bei Blutstockung aus Reflex-Mangel, und die locale Hitze bei Stockung durch Entzündung. — Recens. fragt: „warum dringt denn nicht auch bei Stockung in Folge ge-

störten Reflexes das Blut mit vermehrter Gewalt in die Nachbargefässe und erzeugt gesteigerte Hitze?" Diese Frage erscheint trotz ihrer Grund- und Gehaltlosigkeit zu naiv, um nicht nochmals die schon in meiner Schrift gegebene Antwort zu wiederholen: dass nämlich, was Recens. nicht gelesen oder eingesehen hatte, nach zerstörtem Reflexe die Contraction der Nachbargefässe nicht verstärkt wird, also das Blut nicht mit grössrer Kraft von ihnen vorwärts getrieben werden kann. — Eine zweite Frage des Recens., die mit seiner ersten in gleiche Kategorie gehört, ist: „wenn die Erhitzung von den Nachbargefässen ausgeht, warum ist sie nicht in diesen, sondern in der entzündeten Stelle selbst am grössten?" Die Beantwortung dieser Frage zwingt mich zu meinem Bedauern, eine grosse Blösse in dem Wissen des Recens. zu berühren, nämlich die, dass er in dem Glauben befangen ist, der durch seine folgende dritte Frage ausgesprochen wird: „wenn die Hitze nur eine mitgetheilte und vom Blute ausstrahlende ist, wie kommt es, dass entzündete Theile sich über die Blutwärme erhitzen?" — Recens. spricht also hier unverhohlen die Meinung aus, dass entzündete Theile sich über die Blutwärme erhitzen. — Weniger kundige Leser, welche entweder aus Erfahrung wissen, oder ausserdem die Ueberzeugung erhalten haben, dass entzündete Theile wärmer oder heisser sind, als nicht entzündete Theile, werden einen Augenblick glauben können, Recens. müsse eine richtige Ansicht haben, und die grössere Wärme entzündeter Theile könne nicht eine vom Blute ausgestrahlte sein, sonst wären sie höchstens so warm als das Blut selbst, was doch das Gefühl und das Thermometer widerlegen. — Aber hier ist ein Irrthum von der allerderbsten Natur, eine Unkenntniss von den Vorgängen des organischen Lebens, die man nur, wie ich bereits erwähnt, bei Unkundigen muthmassen darf. — Es ist nämlich ein unerschütterliches Factum, dass bei keiner Entzündung die Temperatur des entzündeten Theiles höher ist als die Blutwärme des erkrankten Individuums. — Es kann die Temperatur der gesammten Blutmasse eines erkrankten Individuums über den Normalgrad steigen; alsdann ist diese Temperatursteigerung auch an allen von Entzündung befallenen Theilen desselben Individuums merklich, und der entzündete Theil zeigt eine höhere Temperatur

als die normale Bluttemperatur. — Wenn aber bei entzündeten Stellen, z. B. an der äusseren Oberfläche des Körpers, die Temperatur der entzündeten Stelle höher erscheint, für Gefühl und Thermometer, als an andern nicht entzündeten Stellen der äusseren Haut, so würde man einen ungeheuren Fehlschluss thun, wollte man behaupten, die entzündete Stelle habe eine höhere Temperatur, als die des Blutes. — Es ist nämlich hier zu bedenken, dass an allen nicht entzündeten Stellen die Blutcirculation in den Capillargefässen langsamer von Statten geht, als in den entzündeten; dass in den letzteren die Blutmasse rascher erneuert wird, als in den ersteren; dass daher in allen nicht entzündeten Stellen sich die Temperatur der die Haut umgebenden Atmosphäre mit der des Blutes ihrer Capillargefässe mehr ausgleicht, als in den entzündeten Stellen; dass somit die nicht entzündeten Stellen kälter sind, als die entzündeten. — Aber: — ist hieraus zu schliessen, dass die entzündeten Stellen sich über die Blutwärme erhitzen? Wir sagen: Nein! Existirt auch nur eine einzige thermometrische Messung, welche gezeigt habe, dass die Bluttemperatur eines an Entzündung leidenden Individuums niedriger gewesen sei, als die Temperatur des entzündeten Theiles? Ich verneine das abermals; und wiederhole nochmals: die Temperatur der gesammten Blutmasse kann sich durch Krankheit um einige Grade erhöhen, und dann, aber auch nur dann, ist die Temperatur einer entzündeten Stelle desselben Individuums höher, als die normale Bluttemperatur. — Ist aber nicht die gesammte Blutmasse eines Individuums wärmer, als im Normalzustande, so zeigt sich an keiner von Entzündung befallenen Stelle desselben Individuums ein höherer Wärmegrad, als der des Blutes überhaupt ist. — Ein Jeder kann sich leicht von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, wenn er bei irgend einem, an einer äusseren Entzündung leidenden, Kranken Vergleiche anstellt zwischen der Temperatur der entzündeten Stelle, der Wärme andrer nicht entzündeter Hautstellen, und der Wärme des Mastdarms. — Ein Jeder wird hier finden, dass die entzündete Stelle wärmer ist, als die nicht entzündeten der Haut; dass aber der Wärmegrad der entzündeten Stelle nicht höher ist als der des Mastdarms. — Und dass der letztere seine Wärme nur dem Blute verdanke, das wird ein Jeder zugeben. — Kann man aber das Blut eines

solchen Kranken bei einem Aderlass unmittelbar mit dem Thermometer untersuchen, so wird man finden, dass dessen Temperatur derjenigen der entzündeten Stelle durchaus gleich ist. Ich setze voraus, dass der Aderlass an einer grossen Vene (z. B. am Oberarm) gemacht wird. — Das Venenblut ist, wie wir später noch sehen werden, zwar immer etwas kälter, als das Arterienblut; indess dieser geringe Unterschied compensirt sich durch die ebenfalls geringe Verminderung der Temperatur des entzündeten Theils mittels der umgebenden kälteren Atmosphäre. — Ich bin in dieser Erörterung ausführlicher gewesen, um einem Irrthum der gröbsten Art den Zugang bei weniger Kundigen abzuschneiden. Dem Kundigen aber ist es nicht unbekannt, dass schon vor 30 Jahren der Irrlehre, welcher Recens. huldigt, die gehörige Würdigung widerfahren ist, durch den vortrefflichen Thomson, der da gezeigt hat, dass die Temperatur eines entzündeten Theiles nicht höher sei, als die des Blutes in den grossen Gefässstämmen. —

Somit wären denn die beiden oben mitgetheilten Fragen des Recens. in ihrer wahren Natur dargestellt, und es ist zu wünschen, dass solche Proben von Unwissenheit über die wichtigsten Capitel der thierischen Oekonomie nirgends eine Stelle fänden, von wo aus nicht nur die Verbreitung des Irrthums möglich ist, sondern auch nothwendig der Schluss bei jedem Sachkenner sich zur Ueberzeugung ausbilden muss, dass die Redactionen jener Organe empfindlicher Täuschung ausgesetzt werden. —

16. Den bedeutendsten Widerspruch findet Rec. zwischen meiner Pathologie und Therapie. — Ich hätte, sagt Rec., wesentlich verschiedene Mittel gegen die Eine Spinal-Irritation empfohlen, nämlich stärkende und schwächende (Worte des Rec.). — Das Wesen dieser Krankheit sei aber von mir für alle Formen derselben in verminderte oder aufgehobene Einwirkung sensitiver Nerven auf vasomotorische gesetzt, *ergo*: könnten nur stärkende Mittel helfen — *ergo*: hätte ich den grössten Widerspruch begangen; oder, wenn wesentlich verschiedene Mittel helfen, so sei die Spinal-Irritation nicht eine Krankheit. — Ich weiss hier wiederum nicht, welcher Vorwurf dem Recens. vorzugsweise gebührt; ob der der Verfälschung und absichtlichen Entstellung der Thatsachen, oder der der Oberflächlichkeit und Unwissenheit. —

Ich habe nämlich zur Heilung der Spinal-Irritation zwar wesentlich verschiedene Mittel empfohlen, und mit diesen wesentlich verschiedenen Mitteln strebe ich zur Erreichung eines Zieles. — Aber: die von mir empfohlenen wesentlich verschiedenen Mittel sind von mir nicht sämmtlich als direct gegen die nächste Ursache, gegen das Wesen der Spinal-Irritation, wirkend empfohlen worden; nicht durch alle die empfohlenen Mittel ohne Unterschied habe ich direct den aufgehobenen, oder verminderten Einfluss sensitiver Nerven zu heben, oder zu erhöhen gesucht; — sondern: die empfohlenen Mittel sind genau unterschieden worden in solche, welche die Complicationen der Krankheit beseitigen, und in solche, welche nach entfernten Complicationen, ohne die die Hauptkrankheit nicht zu heilen ist, das eigentliche Leiden, den eigentlichen pathologischen Zustand des Rückenmarks wieder zum Normalzustand zurückführen. —

Also: die Blutentziehungen und alle Mittel der ersten Classe sind von mir empfohlen worden für die geeigneten Fälle, nicht zur directen Erhöhung der verminderten Action sensitiver Nerven, sondern zur Verminderung der Blutüberfüllung, die eine Folge der Spinal-Irritation ist, aber auch eine Complication derselben, welche durch ihr Bestehen die Heilung jener in vielen Fällen hindert — Erst nach Entfernung dieser Complication ist die Heilung der eigentlichen Krankheit möglich; und zwar in manchen Fällen durch eigne Kraft der Natur, indem durch veränderte und verbesserte Blutcirculation in den Capillargefässen des Rückenmarks die abnorme Beschaffenheit der erkrankten Partie in Mischung und Function wieder zur Norm geführt wird; oder in andern Fällen: durch direct auf die sensitiven Nerven und Theile des Rückenmarks wirkende Mittel, welche die gesunkene Action jener erhöhen, stärken. — Dahin aber gehören die Mittel der von mir p. 494—499 als zur zweiten Classe gehörig aufgeführten Agentien. Pag. 482 meiner Schrift wurde aber auch noch ausdrücklich bemerkt, dass die Blutentziehungen nur indirect zur Heilung der Krankheit wirkten. —

Ferner: die dritte Classe der von mir empfohlenen Mittel, die Mercurialia und Narcotica enthaltend, ist gleichfalls von mir

nicht als direct gegen das Wesen der Krankheit wirkend, nicht als stärkend, nicht als die gesunkene Action sensitiver Nerven erhöhend, empfohlen worden; sondern von mir zur Beseitigung einer bestimmten Classe von Complicationen der Spinal-Irritation aufgeführt worden. — Ausdrücklich habe ich p. 501 meiner Schrift bemerkt, dass durch die Wirkung des Quecksilbers „die Spinal-Irritation nur auf „einen einfachen Zustand zurückgeführt wird, indem die Com„plicationen dadurch zum Verschwinden gebracht, die durch Ir„radiation entstandenen krankhaften Nervenreflexe abgeschnitten „werden.“ — Und gleich nachher ist ferner daselbst bemerkt: „Ein jeder sieht hiernach leicht ein, dass jetzt (nach Entfal„tung der Quecksilberwirkungen) die Spinal-Irritation noch „nicht geheilt ist; sie ist nur in solche günstige Umstände „gebracht, dass die Heilung sehr erleichtert wird — durch eigne „Bestrebungen der Natur, oder passende (die sensitive Nerven„action stärkende) Heilmittel.“

Von den Narcoticis aber findet sich p. 503 bemerkt: „Die „Grundwirkung der Narcotica ist dieselbe, wie die der Spinal„Irritation. Man wird also leicht einsehen, dass Narcotica „keine Haupt-Heilmittel jener sein können. Sie würde „dadurch nur vermehrt. Ein vorübergehender Gebrauch ist aber „in manchen Fällen unentbehrlich, — wenn, durch abnorme „Reflexe u. s. w. von der Umgebung der kranken Rückenmarks„stelle aus, eine Verschlimmerung des ganzen Leidens zu fürch„ten ist.“ u. s. w. —

Also: Aus dem Mitgetheilten folgt, dass zwar verschiedenartige Mittel zur Heilung einer Krankheit von mir empfohlen worden, aber nicht verschiedene zur Heilung der nächsten Ursache dieser Krankheit; — dass Recensent aber die Sache so dargestellt, als habe ich alle die verschiedenartigen Mittel als direct die gesunkene Nervenaction erhöhend, als gegen die nächste Ursache der Krankheit direct gerichtet, anempfohlen; dass demnach die Darstellung des Recensenten nichts Anderes ist, als eine Verfälschung der Thatsachen; dass demnach der Recensent den Verfasser in ein falsches Licht, und den Leser seiner Kritik in Irrthum versetzt; aber: nicht minder folgt hieraus, dass Recens. das literarische

Richteramt auf eine Weise gehandhabt habe, die keines Ehrenmannes würdig ist.

17. Bald sind wir am Ende der Einwürfe angekommen; ich habe nur noch mitzutheilen, dass Recens. gegen die von mir aufgestellte Wärmelehre Manches einzuwerfen hat. Es ist dieser Gegenstand gewiss von hohem Interesse; und es würde mir eine Freude gewährt haben, in ernste wissenschaftliche Erörterungen darüber einzugehen. — Aber der Rec. setzt mich dazu ausser Stand. — Denn von Vorn herein bekennt er sich zu der Ansicht: „dass die *medulla oblongata* an der Vermittelung von Empfindungen keinen Antheil habe," und bringt diess als Hauptgrund gegen meine Lehre vor. — Bei solchen Behauptungen aber kann ich mich nur zurückziehen, und jedem Schüler das Urtheil über den Recens. überlassen. Ferner leugnet Recens. den Einfluss des Vagus und des verlängerten Marks auf die Wärmebildung — weil nach Durchschneidung des Vagus die Wärme eine Zeit lang ab-, dann wieder zunehme, was Arnold gezeigt habe. — Ich bringe dagegen dem Leser in Erinnerung, dass die Erfahrung des von mir persönlich hochgeachteten Arnold mit denen Anderer und den meinigen nicht übereinstimme, und dass nach Durchschneidung beider Vagi die Wärme bis zum sicher erfolgenden Tode des Thieres in constanter Abnahme begriffen ist. —

Recens. leugnet ferner, dass sich die Wärme in den Lungen bilde, dass von ihnen und dem Herzen aus die erwärmte Blutmasse in die Arterien und die Organe des Körpers gehe, und abgekühlt als Venenblut zurückkomme. Der Recens. nennt diese meine Ansicht in seiner Verblendung „grundfalsche von Lavoisier" und bedenkt nicht, dass meine Ansicht nicht im Mindesten eine rein chemische ist. — Recens. behauptet dagegen, dass nicht die Lunge der Ofen sei, der den übrigen Körper heize; denn die Lunge sei sogar kühler als die umliegenden Theile. — Die Beweise zu seiner unbesonnenen Behauptung findet Recens. in Chaussat's Versuchen. Der Leser mag sich jedoch auch hier wieder ein Urtheil bilden über den Werth der Gründe, die der Recens. gebraucht. — Für den kundigen Leser ist die Entschleierung überflüssig, für den weniger kundigen aber darf ich nicht verschweigen, dass die Versuche Chaussat's zu den albernsten gehören, welche je in der Physiologie gemacht worden

sind, und dass aus ihnen gar nichts zu folgern ist, als die Beschränktheit ihres Urhebers und ihrer Verehrer. — Es würde zu viel Raum einnehmen, die genannten Versuche hier zu analysiren; wer sich dafür interessirt, der sehe sie in jedem guten Handbuche der Physiologie, oder im 7ten Bande von Meckel's Archiv nach. — Damit aber der Leser nicht fürchte, dass mein Urtheil ein unrichtiges sei, so will ich statt Alles Weiteren nur mittheilen, was Johannes Müller in seinem ausgezeichneten „Handbuche der Physiologie des Menschen" 1. Bd. Coblenz 1833 p. 84 über die hierhergehörigen Versuche von Chaussat sagt; es heisst dort: „Chaussat legt hier auf schwankende Versuche, die wenig oder gar nichts beweisen, ein grosses Gewicht, ohne die vielen Einwürfe, die man denselben entgegenstellen kann, vorauszusehen." Ich finde aber, dass Joh. Müller ein noch viel zu mildes Urtheil über diese Versuche gesprochen hat, und jeder denkende Leser wird, wenn er die nähere Bekanntschaft derselben macht, es eben so finden. —

Ueberdiess aber zeigt der Recens., dass ihm die thermometrischen Messungen des arteriellen und venösen Blutes von Joh. Davy, Mayer u. A. durchaus unbekannt blieben, obgleich sie für jeden Physiologen von der höchsten Wichtigkeit sind, indem aus denselben sonnenklar hervorgeht, dass das venöse Blut kälter ist, als das arterielle, wie auch ich das angenommen und erörtert habe. —

Und wenn Recens. meint, dass die Steigerung der Temperatur entzündeter Theile über das Maass der Blutwärme Beweis für seine Ansicht sei, dass die Wärme durch die Wechselwirkung des Blutes mit den Organen, und nicht durch die Umwandlung des Blutes in den Lungen erzeugt werde, so hat Rec. hier wiederum sich auf eine grundlose Behauptung eingelassen. — Denn, wie ich bei 15 auseinandergesetzt, so steigt auch bei der heftigsten Entzündung die Temperatur des entzündeten Theiles niemals über diejenige der Blutmasse des erkrankten Individuums überhaupt; — eine Ansicht, welche durch alle genauen Untersuchungen bestätigt wird, und welcher ungenaue Angaben und Beobachtungen keinen Abbruch thun können. — Gerade jenen Umstand aber sieht nun Recens. als Beweis sich gegen ihn

selbst umkehren, um ihm die Unhaltbarkeit seiner Ideen zu bezeugen. —

Ich wäre nun mit den Einwürfen des Recensenten zu Ende. Derselbe sagt nur noch, ich hätte in allen den behandelten physiologischen Partieen mir vielfache Blössen gegeben, und die Nervenlehre in die bedauerlichste Verwirrung gestürzt. — Da nun Rec. für diese seine Behauptung keinen Grund anführt, den ich erörtern und prüfen könnte, so wird es ein Jeder billig finden, dass ich sie mindestens seinen früheren Behauptungen gleich stelle, bei denen sich noch Gründe vorfanden. — Die früheren Behauptungen aber zeigten sich als ein Gewebe von Verfälschung und Unwahrheit, und auf diese bleibe ich billig die Antwort schuldig. —

Dass aber Recensent die von mir angekündigte Nervenphysik schon im Voraus verurtheilt, und sich veranlasst fühlt, öffentlich auszusprechen, wie wenig Recensent meine Leistungen mit den Ansprüchen der Wissenschaft zu vereinigen wisse, — kann mir in der That nur ein sehr ehrenvoller und erfreulicher Umstand sein; denn ich müsste inniglich bedauern, von einem Manne Beifall zu erhalten, der das ihm anvertraute literarische Richteramt auf die von mir erörterte Weise gehandhabt hat. —

Und nun noch ein Wort zum Verständniss:

Es ist eine sonderbare Sache um die sogenannte „Autorität." Wir finden sie häufig da, wo wir sie nicht vermuthen, vermissen sie aber weit öfter da, wo wir sie mit Bestimmtheit erwarteten. —

Ohne Zweifel erwarten viele Leser in dem Herrn Volkmann eine Autorität, die durch seine 1836 erschienene Schrift: „Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes" bei denselben hervorgerufen worden ist, — und welche ihm die Achtung verschafft hat, die er sicherlich von vielen Seiten her geniesst. — Denn die andern Arbeiten desselben, nämlich einige Journal-Aufsätze und eine 1837 erschienene populäre Schrift „die Lehre vom leiblichen Leben, zum Selbstunterricht für Gebildete" — sind nicht geeignet, eine Autorität zu begründen. — Mit Bedauern aber muss es jeder Freund der Wissenschaft empfinden, wenn

er die Erfahrung macht, dass es auch um seine mit Anerkennung aufgenommene Schrift eine gar sonderbare Bewandniss hat, erzeugt durch unsre leichtgläubige Zeit, die oft erst glaubt, und dann prüft. — Ich müsste aber fürchten, den Vorwurf der Animosität auf mich zu laden, wollte ich hier ein Urtheil über die Volkmann'sche Schrift fällen. — Daher wird es billiger erscheinen, das Urtheil eines Mannes aufzuführen, der zwar auch erst geglaubt, und dann geprüft, nach der Prüfung aber anders geglaubt hat, als nach dem ersten Glauben. — Es ist dieses Herr A. Burow, der in diesem Jahre eine vortreffliche Schrift „Beiträge zur Physiologie und Physik des menschlichen Auges" (Berlin 1842. 8. mit 24 lithogr. Fig.) veröffentlicht hat. — Um jedoch nicht zu weitläufig zu werden, und nicht einen Volkmann'schen Satz nach dem andern hier mit Burow analysirt und über den Haufen geworfen zu sehen, theile ich blos ein Fragment aus der Vorrede mit. Es heisst aber hier: „Ich erstaunte nicht wenig, als ich das Werk von Volkmann, dessen Resultate derzeit ziemlich allgemein für wahr angenommen sind, näherer Prüfung unterwarf, und fast alle Versuche, auf die der geachtete Physiolog die wichtigsten Resultate seiner Forschungen gründet, und die ihrer Einfachheit wegen etwas Bestechendes an sich tragen, bei der Wiederholung zum Theil nicht bestätigt, zum Theil derartig fand, dass ich gerechte Zweifel hegen zu dürfen glaubte, er habe sie wenigstens nicht mit der nöthigen Vorsicht angestellt." „Mit Bestimmtheit aber glaube ich die Unhaltbarkeit aller Beweise dargethan zu haben, aus welchen er den Hauptlehrsatz herleitet: das Auge drehe sich um einen Punkt, welcher gleichzeitig der Kreuzungspunkt der Richtungsstrahlen und der Sehstrahlen ist." — Alle, die sich nun mehr für diese Sache und die Autorität Volkmann's interessiren, verweise ich auf Burow's Schrift selbst hin, falls nicht eigne Untersuchungen ihnen das überflüssig machen. —

Ich aber schliesse diese Erörterung mit dem Gedanken an die Autorität Volkmann's, zu dem sich unwillkürlich associirt: *„opinionum commenta delet dies"*

Cassel im October 1841. *Dr. Stilling.*

Dr. Eisenmann an Herrn Prof. Dr. H. E. Richter.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie haben meiner Schrift über die vegetativen Krankheiten eine nachsichtige Anzeige im 2. Heft des 32. Bandes von Schmidt's Jahrbüchern gewidmet, was ich um so mehr zu würdigen weiss, da Sie kein Freund der „sogenannten" naturhistorischen Schule zu sein scheinen. Wenn ich dessenungeachtet mir erlaube, mich gegen einige von Ihnen erhobene Anstände zu vertheidigen, so geschieht es aus Motiven, die sich recht gut mit der Hochachtung vertragen, die ich gegen Sie hege.

Vor Allem will ich Sie auf eine Stelle (S. 63) meines genannten Buchs aufmerksam machen, welche Sie übersehen zu haben scheinen; diese lautet: „Die Hauptverlegenheit, die mich trifft, ist die, welche ich mit allen jenen theile, die eine eigene Classe von Nervenkrankheiten aufstellen, da es nur sehr wenige protopathische Nervenkrankheiten geben dürfte, indem die meisten derselben Folgen oder Rückwirkungen eines vegetativen Krankheitsprocesses sind. Uebrigens giebt es auch unbestrittene primitive Neurosen, und von vielen Neurosen kennen wir die eigentliche Natur und die Ursachen nicht; die Aufstellung einer eigenen Classe von Nervenkrankheiten ist daher unerlässlich." Diese Erklärung hätte mich wohl einerseits gegen den Vorwurf, als hätte ich das Verhältniss der Neurosen zu den vegetativen Krankheiten nicht gefühlt, und andererseits gegen die Folgerung schützen sollen, dass ich allen Neurosen als selbstständigen Krankheiten das Urtheil gesprochen. Wenn psychische Einflüsse eine Congestion gegen irgend eine Provinz des Cerebro-Spinal-Systems hervorrufen, und wenn diese Congestion durch Rückwirkung auf diese Nerven-Provinz entsprechende Anomalien in deren Verrichtungen hervorruft, so wird man die so entstandene Neurose kaum für das Ergebniss einer vegetativen Krankheit nehmen dürfen; denn die Basis der Krankheit ist eine durch Gemüthsbewegung veranlasste dynamische Veränderung in den Nerven, die Congestion ist blos Folge, und Congestion ohne anomale Plastik ist noch keine vegetative Krankheit. Diese Ansichten weiter auszuführen, ist hier wohl nicht der Ort,

nur das will ich wiederholt bemerken, dass es, wenn nicht ganz irrthümlich, doch jedenfalls zu voreilig wäre, wenn wir bei dem gegenwärtigen Stande unsers Wissens die Existenz primärer resp. selbstständiger Neurosen leugnen wollten.

Wenn Sie nun noch die Anmerkung 2) S. 84 meines Buchs vergleichen wollen, wo ich gestand, dass meine Kenntniss der Nervenkrankheiten noch nicht so weit gediehen sei, um mein System auch in dieser Krankheitsclasse durchzuführen, und dass ich deshalb die Neurosen nur provisorisch nach ihren Formen geordnet; so werden Sie leicht einsehen, dass ich mich damals nicht für berufen halten konnte, meine allgemeinen nosologischen Vorträge auch auf die Classe der Neurosen auszudehnen, ich musste sie auf die Classe der vegetativen Krankheiten beschränken. Ich mag nun allerdings bei der Wahl des Titels des genannten Buchs in einer oder der andern Beziehung unglücklich gewesen sein, aber ich war dabei redlich und wahr: ich habe auf dem Titel nicht mehr versprochen, als ich wirklich geleistet. Wenn aber das Buch je eine zweite Auflage erleben sollte, dann würde es unter dem Titel: „Allgemeine Nosologie und Therapie" erscheinen.

Ich habe an zwei Stellen meines Buchs folgende Aeusserungen niedergelegt.

1) Seite 83: „Wenn ich den Ausdruck Psychosen gebrauche, so nehme ich deswegen keine Geisteskrankheiten an, denn wenn ich je eine Geisteskrankheit anerkennen würde, so wäre es der Glaube an Geisteskrankheiten. Die organischen Gewebe, die Organe des Geistes können erkranken, nicht aber der Geist selbst. Wer die sogenannten Geisteskrankheiten unbedingt für ein Werk der Sünde hält, der ist wahrscheinlich durch eine der gehässigsten Sünden zu solchen verrückten Behauptungen verleitet worden."

2) S. 391: „Ueberblickt man die Nosologie von diesem Standpunkt, so wird man nicht zu der absurden und oft höchst ungerechten Meinung geführt werden, dass die Psychosen Folge der Sünde und ein Werk des Teufels seien; man wird sich bedenken, die Heilkunde so sehr zu entwürdigen, dass sie mit der bei den Hexen-Processen geltend gemachten Rechtspflege auf eine Stufe zu stehen käme. Doch dem Mystiker ist manches möglich, wovor dem Naturforscher graut."

In diesen Sätzen habe ich der Lieblosigkeit, dem Mysticismus, dem pharisäischen Aburtheilen über Andere, der Heuchelei u. s. w. den Krieg gemacht; ich habe mich aber an die Sache gehalten und keine Personen genannt. Sie aber nehmen von diesen Sätzen Veranlassung, zu sagen, ich hätte mir den hämischen Ausfall auf Heinroth ersparen können. Ich weiss nicht, ob eine anständige Polemik gestattet, den Thatsachen gleich Personen zu substituiren, besonders in Fällen, wo die Thatsachen mehreren Personen angehören, denn bekanntlich ist Herr Professor Heinroth nicht der alleinige medicinische Teufelsseher in Deutschland. Da Sie aber einmal Namen genannt haben, so werde ich, was ich aus literärischem Anstand verschwieg, nun nicht aus Feigheit bemänteln. Sie meinen, Heinroth sei Dichter und Arzt wie Kerner, und das erkläre des Ersteren Richtung. Wenn Herr Professor Heinroth und Andere zu ihren poetischen Motiven den Teufel brauchen, so mag die Aesthetik darüber urtheilen; wenn sie uns aber auch den Teufel als oberstes pathologisches Princip in die Heilkunde einführen wollen, so kann kein Arzt von Ehre, dem seine Wissenschaft lieb ist, dazu schweigen, selbst wenn seine Opposition mit Unannehmlichkeiten für ihn verbunden sein sollte. Ich sollte meinen, der Geist der Finsterniss habe schon mehr Raum gewonnen, als sich mit der Ehre unsers Jahrhunderts verträgt, und es fehlt in der That nichts, als dass die Aerzte mit dem hochgehenden Obscurantismus sich verbinden, und die nach Wahrheit strebenden Naturforscher wie ehedem dem Scheiterhaufen überliefern.

Ueber meine Theorie von der alterirenden und von der entgiftenden Heilmethode Folgendes. Aus Jupiter's Haupt sprang die geistesleuchtende Minerva mit Schild und Speer; ich bin kein Jupiter, sondern blos ein Mensch, und die Kinder der Menschen kommen bekanntlich sehr klein zur Welt, und müssen allmälig wachsen, und gebildet werden. Dasselbe Loos haben denn auch meine Geisteskinder, und wenn Sie meine Lehre von den genannten Heilmethoden nach dem beurtheilen wollen, was ich vor mehr als 7 Jahren darüber schrieb, so werden Sie hinter der Wahrheit zurückbleiben, denn binnen sieben Jahren zahnen die Menschenkinder schon zweimal, und meine Lehre hat auch bereits gezahnt, und ist seitdem viel stärker geworden. Vergleichen Sie nur

darüber die Abhandlung: „die alterirende Heilmethode u. s. w.," welche der ärztliche Verein zu München einstimmig eines Preises und eines Platzes in seinen Jahrbüchern gewürdigt hat.

Endlich haben Sie über meine Terminologie und Schreibart einige Bemerkungen gemacht, die einer Verständigung bedürfen. Dass der Arzt den Krankheiten keine Namen geben dürfe, welche bereits andere Naturforscher gewissen Thieren oder Pflanzen beigelegt, dass ich daher keine Amorphen, Rosen und dergleichen in der Pathologie aufstellen dürfe, das habe ich nicht gewusst, da die medicinische Terminologie bereits voll solcher Namen wimmelt, wie die Ausdrücke Lichen, Lupus, Cancer, Flechten u. s. w. bezeugen, auch möchte ich bezweifeln, dass der von Ihnen aufgestellte Grundsatz bei den Aerzten Anerkennung finden wird. Ihrer ferneren Meinung, dass mehrere meiner gewählten Namen den Geist und Sinn der griechischen Sprache und Grammatik ins Gesicht schlagen, erlaube ich mir folgende Bemerkungen zu entgegnen. Eine aus dem Leben geschiedene Sprache kann ihren Geist beinahe eben so wenig conserviren, als ein aus dem Leben geschiedener Organismus, und in der That stossen wir in der Terminologie der Physik, der Botanik und der Medicin immer und ewig auf Misshandlungen des griechischen Sprachgeistes. Oder wollen Sie vielleicht die Ausdrücke Oxygen, Hydrogen u. s. w. für ächte Kinder dieses Geistes erklären? Auch scheint es, dass Sie Manches für ungrammatisch halten, was gerade der Sprachweise der alten Griechen gemäss ist: so tadeln Sie meine Namen Haemonosen und Stomapyra, und wollen dafür Haematonosen und Stomatopyra gesetzt wissen; aber haben Sie denn auch schon Haematorrhagie und Stomatocace gelesen? *Quid volit usus, sit lex et norma loquendi,* sagt Horaz. Auch der Sinn mancher Wörter ist mannigfacher, als Sie glauben: *psychros* heisst allerdings kalt, es heisst aber auch geist- und verstandlos. Uebrigens ist mir dieser Ausdruck mehr unwillkürlich, in Folge der Erinnerung aus Studentenjahren, wo ich ihn von meinem Lehrer gehört, in die Feder gekommen, ich nenne die entsprechenden Krankheiten Psychosen, oder wenn Sie durchaus wollen, Psychonosen u. s. w. Durch diese Remonstrationen will ich aber durchaus nicht den Schein usurpiren, als sei ich ein Held in der griechischen Sprache, ich gestehe vielmehr recht gern, dass unter meinen vielen schwachen

Seiten die Kenntniss des Griechischen meine schwächste ist. Ich habe mich überhaupt mit todten Sprachen nicht mehr befasst, als die dringendste Noth forderte, und wenn Sie wollen, können Sie auch dieses zu den „Idiosynkrasien der naturhistorischen Schule" rechnen. Nun will ich aber Sie und andere ehrenwerthe Recensenten auf eine individuelle Idiosynkrasie von mir aufmerksam machen. Es berührt mich nämlich immer sehr unangenehm, wenn meiner Person lobende Beiwörter beigelegt werden; dagegen macht es mir viel Freude, wenn meine Arbeiten Anerkennung, oder eine gründliche Widerlegung finden. Der berühmte Fox sagte, nach dem Vergnügen, im Spiele zu gewinnen, kenne er kein grösseres, als im Spiele zu verlieren; und ich sage: nach dem Vergnügen, meine Arbeiten anerkannt zu finden, kenne ich kein grösseres, als dieselben gründlich widerlegt zu sehen, denn letzteres macht mich immer um einen Irrthum ärmer, und die grösste Armuth dieser Art ist gewiss sehr wünschenswerth.

Empfangen Sie schlüsslich meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundliche Theilnahme, und erhalten Sie Ihre Zuneigung Ihrem ergebensten

Eisenmann.

Warum soll es ungeeignet sein, bei Abfassung von Krankengeschichten die Religion der Kranken zu benennen?

Die Bemerkungen des christlichen Arztes, Dr. Eduard Salomon in Leipzig, S. 247 des III. Bandes des Argos, betr. die Rüge des israelit. Dr. Salomon in demselben Bande S. 119, führen uns nicht allein zu dem Gedanken, dass es unklug war, eine so grosse und heftige Beleidigung der Menschenrechte darin zu finden, dass ein Arzt den Beisatz: Israelit, bei einem seiner Krankengeschichten gemacht hat, als wenn das Bewusstsein dieses Religionsbekenntnisses an sich und Andern nur ein kränkendes sein könnte, und nicht vielmehr das eigne Benehmen des sich nur zu sehr emancipirenden Volkes die Verschuldung der Nichtemancipation trüge; sondern machen auch auf die ganz eigenen Sanitätsgesetze und auf Verhältnisse aufmerksam, die gerade es

rechtfertigen, ja sogar nothwendig machen, bei Erzählung von Krankheitsgeschichten den Beisatz der Religion nicht zu übersehen. — Nicht allein haben die Juden durch Beibehaltung ihrer Sitten und Gebräuche sich von uns, den nördlichen Bewohnern der Erde gesondert erhalten, und ihre Nationalität nur wenig modificirt, sondern sie haben auch ihre eigenthümlichen Krankheiten, nebst denen, die sie mit uns theilen. Kaum kann sich auch dies anders gestalten, wenn das wahr ist, was Dr. Steinheim in Altona auseinandergesetzt, oder vielmehr zu beweisen versucht hat, dass nämlich dieses Volk, als das für die Bekehrung der heidnischen (und vielleicht auch spätern christlichen) Nationen von Gott auserwählte Priestervolk, deshalb von dem Genusse so mancher Fleischarten, die wir Christen mit den Heiden geniessen, mittels des weisen mosaischen Gesetzes abgehalten worden sei: „um ihm eine Sinnesweise, eine Denkart, eine Lehre von Gott, Welt und Pflicht zu geben, die der heidnischen ganz entgegengesetzt, und geeignet war, seinen Leib dem Geiste, die Saiten der Melodie, das Werkzeug der Arbeit entsprechend zu machen" — u. s. w. Sachs medic. Allmanach 1840. S. 39. Es ist demnach gar nicht befremdend, dass wo der Körper der Juden durch seine (weit spirituosere?) Nahrung so sehr modificirt ist, auch die Leberkrankheiten, wie bei gemästetem Federvieh, in den verschiedenartigsten Formen auftreten, der Weichselzopf sie mehr als andere befällt, die Nervenfieber verheerender sind, wie sich Jeder überzeugen kann, der die Todtenlisten der Städte liesst, in welchen Juden wohnen, und welcher weiss, wie sehr sie in solchen Fällen auf schnellere Beerdigung drängen, und dass endlich gewisse Hautkrankheiten am häufigsten bei ihnen gefunden werden. Ob Moses schon Erfahrungen über den Eicheltripper, die Phimosis u. s. w. gemacht, vielleicht Traditionen von den Patriarchen, die sich gelegentlich beschneiden liessen, überkommen, und deshalb die Circumcision eingeführt habe, mag dahin gestellt bleiben; heute könnte er Erfahrungen in Menge aus den ärztlichen Tagebüchern sammeln. Es wäre der Mühe werth, wenn dieses Volk anders Sectionen gestattete, zu forschen: ob in dem Organismus der Juden, des Collectivmissionäres, wie Steinheim sagt, in Wahrheit ein um so feineres Nervensystem, eine um so trefflichere Dauungskraft für fette Speisen und für

Zuckerwerk und Hülsenfrüchte, sowie auch eine andere Leberstructur gefunden würde, als bei uns andern Menschen, die wir uns freilich nicht rühmen können, jemals Collectivmissionäre gewesen zu sein. Ist es nicht auffallend, dass bei den übrigen Fortschritten in Cultur und Wissenschaften, die das israelitische Volk mit uns theilt, dies Volk, der Emancipation so fähig als würdig, noch nicht angefangen hat, seine Todten seciren zu lassen? was hält überall diese Menschen ab, auch ihre Körper nach dem Tode für die Wissenschaft nützlich zu machen? — da sie in allen andern uns Christen gleichgestellt zu werden wünschen, warum sollen ihre Körper von der Forschung nach dem Tode eximirt sein? ist es ein Vorurtheil, das in diesem Betreffe noch statt hat, — warum suchen nicht jüdische Aerzte dies zu beseitigen? ist es ein Recht, was sie ansprechen, woher leiten sie dieses Recht? und was wäre die Anatomie, Physiologie, Pathologie, deren Resultate auch ihnen durch unsre Wissenschaft zu statten kommen, ohne Untersuchungen der Cadaver geworden, was würden sie werden, wenn kein Mensch Sectionen an Todten gestattete; d. h. wenn alle Menschen Juden wären? Möge Herr Dr. Salomon — der israelitische — sich vor Allem bemühen, seinem Volke den Wahn der Exemtionen von Manchem, welchem sich der geschneidte Christ unterwirft, zu benehmen, und ihm eine vernünftige für unser Klima geeignete Diät anzurathen, so wird, wenn auch keine vollkommene bürgerliche Gleichheit, doch eine bedeutende Annäherung an uns, unter denen man lebt, die Schroffheiten weniger fühlbar machen, und es bei den Aerzten wenigstens dahin bringen, dass der Beisatz: Israelit, seine physiologische und pathologische Bedeutung immer mehr verliert. Hier in Fürth, wo so viele Juden leben, hat sich durch dieses Praedicat, soviel mir bekannt, weder ein nicht ärztlicher, noch ein ärztlicher Israelit verletzt gefühlt, dem des Herrn Dr. Frenmüller's Beiträge in Ammon's Zeitschrift zu Gesicht kamen.

Fürth im October 1841.

Dr. Braun.

Erwiderung.

Jetzt erst kam mir No. 112 (Jahrg. 1840) der Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik in die Hand, welche eine Kritik Steinheim's über die Schrift Rösch's: Ueber die Bedeutung des Nervenmarks und Bluts etc. enthält, in welcher meine Schrift: „die Solidarpathologie und die Humoralpathologie," durch welche die genannte Entgegnung Rösch's hervorgerufen wurde, nebenbei ebenfalls beurtheilt ist.

Dass Steinheim die Schrift seines Jüngers Rösch, der seine humoralpathologischen Ansichten wieder aufgefrischt und verarbeitet hat, sehr schmeichelhaft beurtheilt, und ihre Blössen nur leicht andeutet, ist natürlich, da es die Eigenliebe allzusehr kitzelt, wenn man seine Ansichten von Andern so eifrig adoptirt und wieder vorgetragen sieht, dass er aber über mich und meine Schrift im Tone verachtenden Hohnes spricht, ist eine Unverschämtheit, die ich nicht verdient habe, und nicht erwiedern werde. — Ich habe auf die fragliche Schrift Rösch's nicht öffentlich geantwortet 1., weil in derselben dem streitigen Gegenstande keine einzige neue Seite abgewonnen ist, sondern auf „der alten Leier" von selbstständigem Leben des Blutes und den primären Säftekrankheiten fortgespielt wird; 2., weil in derselben meine gewichtigsten Einwendungen gegen die Humoralpathologie zwar geschickt umgangen, nicht aber beseitigt worden sind; 3., weil der Streit durch eine abermalige Entgegnung ohne Nuzzen für die Wissenschaft nur weiter geführt, aber nicht beendigt worden wäre, und endlich 4., weil es sich zeigt, dass es eben nicht nothwendig ist, gegen diese humoralpathologische Lehre fernerhin anzukämpfen.

Da mich nun die Steinheim'sche Quasi-Kritik nur indirect angeht, so lasse ich mich weiter nicht darauf ein, sondern beschränke mich auf folgende Bemerkungen: Steinheim hat nicht Ursache, sich darüber zu ereifern, dass ich in den Ernst, mit welchem er seine „Humoralpathologie" ausgearbeitet und dem Publicum übergeben, einen Zweifel setze, und glaube, er habe dieselbe nur „eines erbärmlichen Witzes halber" in die Welt geschickt, da mir ein solcher nicht beigekommen ist, und ich, wenn

ich erkläre, dass ich in derselben nichts weiter gefunden habe (und noch finde), als geistreich ausgesprochene Ansichten (ohne hinreichende Begründung), mich auf das Motiv, das ihn zu ihrer Herausgabe veranlasst haben mag, ja gar nicht einlasse, und seine sentimentale Betheurung von seiner Liebe zu der Wissenschaft rührt mich deshalb gar nicht und um so mehr gar nicht, als mir meine Wissenschaft so lieb und theuer ist, als irgend einem Andern. Indessen wird eine Humoralpathologie in seinem Sinne niemals Boden gewinnen, und er hat sie so wenig begründet, als Rösch sie befestigt hat, oder er durch sein tergiversirendes Gerede in der fraglichen Recension weiter hiezu beitragen wird. Den allgemeinen Theil dieser seiner „Humoralpathologie" habe ich nicht überschlagen, sondern wiederholt gelesen, wie ich denn überhaupt wohl hinreichend dargethan habe, dass ich ernste Studien nicht scheue, und mich dieser leichtfertige Vorwurf Steinheim's nicht trifft. Wohl aber habe ich weder die zwischen ihm und Stieglitz gewechselten Streitschriften, noch die von ihm citirte Abhandl. in Hecker's Annalen gelesen, aus dem einfachen Grunde, weil ich das Unglück hatte, von ihrer Existenz nichts zu wissen, und bedaure diess aufrichtig, weil ich sonst meine Schrift natürlich anders gefasst und nicht angeblich bereits beseitigte Einwürfe wieder vergebracht hätte. Doch hätte ich wohl auch in diesem Falle durch mein Berufen auf die Wirksamkeit homoeopathischer Arzneimittel jeden Anspruch auf ernstliche Beachtung von seiner Seite verscherzt, wie er mich jetzt in dieser Recension einer solchen völlig unwerth erklärt. Es ist dieser stockblinde, fanatische Hass gegen alles die Homoeopathie Angehende eine Bornirtheit, die Steinheim mit Vielen theilt, um welche ich ihn nicht beneide, und die ich ihm ebenso leicht hingehen lassen kann, als die Verläumdung, vermöge der er mich für einen Jünger aus Hahnemann's Schule erklärt, da er gar wohl weiss, dass ich dieser Schule so wenig angehöre, als der seinigen, oder irgend einer andern. — Nicht nur einen kleinen, sondern sogar einen sehr grossen Unsinn würde die Behauptung enthalten, dass eines Mannes Denk- und Sinnesweise keinen Einfluss auf sein Handeln habe, den Satz aber, dass es für die Praxis eines Arztes nicht von der grössten Bedeutung sei, ob er theoretisch den Lehren der Solidar- oder der Humoralpatho-

logie huldige, wie Rösch diess behauptet, hat die Geschichte der medicinischen Praxis zu fest begründet, als dass ihn Exclamationen und Phrasen, wie Rösch, oder Invectiven, wie Steinheim sie dagegen vorbringt, erschüttern könnten. — Steinheim verwahrt sich mehrmals gegen den Vorwurf, dass er Humoralpatholog im exclusiven Sinne und namentlich, dass er Haematopatholog sei, und die hohe Dignität des Venensystems nicht allenthalben anerkenne, und dennoch ruft er aus, er möchte denn doch wissen, was das Rückenmark — abgesehen vom Herzschlag — für einen Einfluss auf die Circulation des Blutes habe? — eine Frage, durch deren Aufstellung er sich, weder als „Vordenker," noch als „Nachdenker," noch als Denker überhaupt, sondern kaum als „einmal rational" zeigt.

Kirchheim unter Teck d. 6. Nov. 1841.

Dr. Hauff.

IV. Miscellen.

Vorschlag zur Einführung einer polizeilichen Vorsichtsmaassregel in Betreff der Arsenikvergiftungen.

Von

Dr. M. Schreber in Leipzig.

Noch immer ereignen sich allenthalben leider die Fälle ziemlich häufig, dass da, wo durch unvorsichtige Missgriffe, durch Zufall, oder durch böse Absicht Arsenikvergiftungen vorkommen, dem mit Herbeiholung der rettenden Hülfe nothwendig verbundenen Zeitverluste die Schuld des tödtlichen Ausganges allein beizumessen ist. Nun hat uns aber die neuere Zeit in dem Eisenoxydhydrate ein zuverlässiges und gefahrloses Rettungsmittel kennen gelehrt, dessen Anwendungsweise im vorkommenden Falle so einfach ist, dass sie selbst in nicht sachkundigen Händen nicht leicht verfehlt werden kann, — ein Mittel, welches, sobald es nur zeitig genug angewendet wird, d. h. so lange die Gifteinwirkung noch nicht

bis zu organischer Zerstörung des Magens und der Därme vorgeschritten ist, in jedem Falle den Tod abzuwenden vermag.

Unser Vorschlag geht demnach dahin, dass bei kräftiger Strafe der Contravenienz eine polizeiliche Verordnung erlassen würde:

a) dass überall da, wo Arsenik zu welchem Zwecke immer bewahrt oder verwendet wird, auch eine gewisse Menge des Gegengiftes vorräthig gehalten werden müsste;

b) dass demnach beim Verkaufe des Arseniks in den Fabriken und Apotheken den Bedingungen der Verabfolgung auch die des gleichzeitigen Entnehmens einer gewissen Menge von Eisenoxydhydrat hinzugefügt würde; und

c) dass alle Fabriken und Officinen, welche zu technischem Gebrauche Arsenik fortwährend vorräthig haben, und wo eben deswegen die Möglichkeit einer Vergiftung immer vorhanden ist, einer zeitweisen strengen Revision, besonders behufs der Vorzeigung der vorgeschriebenen Menge des Gegengiftes unterworfen würden.

Die Wichtigkeit der Sache würde jedenfalls die geringe polizeiliche Mühwaltung und die dem betreffenden Publicum dadurch auferlegte kaum erwähnenswerthe Zwangsmaassregel vollkommen rechtfertigen. Die ganze Gebrauchsanweisung könnte etwa in folgender einfacher, aber vollkommen genügender, dem Gefässe anzuklebender Signatur bestehen:

Gegengift des Arseniks,
mit warmem*) Wasser reichlich verrührt, dem Leidenden, so viel als er schlucken kann, davon einzuflössen.

Jedes etwaige Zuviel von dem verschluckten Gegenmittel wird entweder durch das ohnedies schon erfolgende Erbrechen, oder durch den Stuhl ohne alle üble Folgen ausgeleert, ist also in allen Fällen dem Zuwenig der Sicherheit wegen unbedingt vorzuziehen.

*) Bekanntlich zur Vermittelung einer schnelleren giftzersetzenden Einwirkung.

Aehnliche, wenn schon nicht so bestimmten Erfolg in Aussicht stellende Maassregeln würden sich auch für Unfälle mit andern, und zwar mit solchen Giftstoffen treffen lassen, die ebenfalls bestimmte chemische Antidota haben, und durch ihr häufiges Vorkommen im Handel und in verschiedenen Fächern der Gewerbthätigkeit, gleichwie der Arsenik, Vergiftungsfälle leicht möglich machen. Beispielsweise sei hier nur die Schwefelsäure und ihr vorzüglichstes Gegengift *Magnesia usta* erwähnt.

Wenn nun auch selbst bei der grössten Umsicht und Strenge der Arm des Gesetzes nicht überall hinreicht, und eine derartige Maassregel nicht jede Möglichkeit der Todesfälle durch solche Vergiftungen abschneidet, so würden doch sicherlich dergleichen zum bei weitem grössten Theile seltener vorkommen; und wäre es nicht, selbst wenn auch nur wenige Einzelne dadurch gerettet würden, schon Lohn genug?

Schon in dem 2. Bande des Argos S. 526 rügten wir, dass in der Leipziger Zeitung vom 29. Juni 1839 ein Buch von Fischer: Cur des Trippers etc. angezeigt worden war, und bemerkten dabei, dass derartige Anzeigen in nicht med. Zeitungen unpassend, undelicat und von nachtheiligen Folgen wären, und man begreife um so weniger, dass sie noch immer vorkommen, als bereits im November 1835 eine strenge Ministerialverordnung erschienen sei, dass die Censoren bei populairen med. Schriften, namentlich bei solchen, welche Erörterungen der Geschlechtsverhältnisse betreffen, genaue Censur handhaben und, selbst Anzeigen von bereits gedruckten Werken, nicht gestatten sollen. Trotz dem fanden wir auch in diesem Jahre mehrere der Verordnung zuwider laufende Anzeigen, als z. B. im Leipziger Tageblatte, Beilage zu No. 274:

„Anweisung, die veralteten venerischen und vom Missbrauch des Quecksilbers entstandenen Krankheiten gründlich zu heilen etc. etc. von Dr. C. W. Bergmann, und in der 229. No.:

„Heilung der galanten Krankheiten bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte, in ihren verschiedenen Formen und Folgekrankheiten; nebst

[illegible] Verhaltungsregeln gegen die Ansteckung [illegible] Heilung des männlichen Unvermögens und weiblichen Unfruchtbarkeit. Von Dr. L. Fischer. [illegible] Annahme solcher Anzeigen zu verweigern, wird [illegible], wie gesetzlich geboten. —

Damit die bestellten wie eignen Lobhudeleien wegfallen, haben die Aerzte Hamburgs die Herausgeber der daselbst erscheinenden politischen Blätter angegangen, das Lobpreisen eines Einzelnen, seiner Heil- oder Operationsmethoden, Danksagungen von Seiten der Kranken etc. nie, ohne den Betheiligten befragen zu lassen, ob es mit seinen Willen geschehe, abzudrucken. Indem wir dieses Mittel zu anderweiter Benutzung empfehlen, wünschen wir [illegible] Leipzig, dass man vor Allem die Redaction des Tageblattes um ein Gleiches ersuche, damit der ärztliche Stand nicht, durch fremdes oder eignes Verschulden Einzelner, Spötteleien Preis gegeben werde.

In [illegible] wird erzählt, dass die Gräfin Quaron- [illegible] erreichte ein Alter von 112 Jahren, [illegible] Lebensjahre einer vollkommenen [illegible] alle ihre Geisteskräfte. — [illegible] Elisa Clergues, eine Frau [illegible] Ihre Tochter, [illegible] noch als unmündig von ihr an- [illegible] die täglichen Portionen an [illegible] —

[illegible] englischer Soldat, Donald Ross, in [illegible] welche wir aus dem [illegible] September 1841.

[illegible] Leipzig [illegible] Individuen [illegible]

Prospectus.

Das **SUMMARIUM**

des Neuesten und Wissenswürdigsten

aus der

gesammten Medicin

zum Gebrauche praktischer Aerzte und Wundärzte

herausgegeben

von

einem Vereine praktischer Aerzte u. Wundärzte

wird auch im Jahre 1842 seinen ungestörten Fortgang nehmen und zwar wird dasselbe zweimal in jeder Woche, jedesmal zu einem Bogen, ausgegeben werden, indem Verleger und Redacteur durch diese Veränderung und Erweiterung des Summarium der Tendenz desselben immer mehr zu entsprechen hoffen. Die Tendenz des Summarium ist nämlich: den praktischen Aerzten und Wundärzten ohne grossen Zeit- und Kostenaufwand möglichst schnell Nachricht von den neuesten und wichtigsten Beobachtungen und Erfahrungen im Gebiete der gesammten praktischen Medicin in systematischer Ordnung zu geben und wie es möglich sein wird, durch das zweimalige Ausgeben des Summarium in jeder Woche die Leser mit dem Neuesten auf das Schnellste bekannt zu machen, so wird auch durch die vermehrte Bogenzahl der Kreis des Wissenswürdigen noch weiter ausgedehnt und dadurch der Nutzen dieser Zeitschrift gesteigert werden können. Was die übrige Einrichtung anlangt, so wird dieselbe, da sie sich als passend erwiesen hat, unverändert beibehalten werden. Die einzelnen Aufsätze sollen, wie bisher, in systematischer Ordnung mitgetheilt und bei der Auswahl die ärztliche und wundärztliche Praxis vorzugsweise beachtet werden und zwar mit besonderer Berücksichtigung der deutschen medicinischen Journalistik, ohne jedoch selbstständige Werke

und das Ausland auszuschliessen. Als Auswahl wird das Summarium immer das Neueste geben können, es wird, was zur Benutzung für die Praxis höchst nothwendig ist, die Mittheilungen nicht zu sehr abkürzen dürfen und neben dem augenblicklichen Werthe einen bleibenden haben, da es das Wichtigste und Werthvollste der heutigen Medicin und Chirurgie in leichter Uebersicht der Zukunft aufbewahrt. Wie bisher wird nächstdem das Summarium auch interessante Originalabhandlungen liefern, für die ärztliche Praxis wichtige Schriften in kürzeren oder längeren Anzeigen besprechen und, damit die Benutzung des soviel enthaltenden Werkes möglichst erleichtert werde, sehr umfassende Register erhalten.

Die freundliche Theilnahme, welche diese Zeitschrift nun schon **vierzehn Jahre** gefunden hat, dürfte wohl am besten beweisen, dass dies Unternehmen ein dringendes, durch die eigenthümlichen Verhältnisse der jetzigen Zeit und der medicinischen Literatur gebotenes Bedürfniss für alle diejenigen praktischen Aerzte und Wundärzte sei, welche theils zu beschäftigt sind, als dass sie viel lesen könnten, theils auch der grossen Kosten wegen, bei dem besten Willen, sich an die Originalschriften nicht halten können und so hoffen denn Verleger und Redacteur, dass die alten Freunde dem Summarium bleiben und die angedeuteten Vorzüge desselben ihm neue Freunde erwerben werden; dass man, da, ungeachtet der vermehrten Bogenzahl, eine Preiserhöhung nicht eintritt, den redlichen Willen: das Unternehmen zum Nutzen der Leser immer mehr zu fördern, erkennen und dass man jetzt und später das Summarium so beurtheilen wird, wie seit 1789 die „Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte" beurtheilt worden ist!

Der Preis für den vollständigen Jahrgang von 104 Bogen bleibt wie früher $6^2/_3$ Rthlr.

Leipzig, im November 1841.

Otto Wigand,
Verleger.

D. *Ernst Heinr. Kneschke*,
a. o. Prof. d. Med.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BIBLIOTHEEK
EESMUSEUM
AMSTERDAM.
STK
R51
M42

Medicinischer

A R G O S.

STANFORD LIBRARIES
MAY 7 1991

Herausgegeben

von

Dr. *Hacker.*

Vierter Band, zweites Heft.

☞ **Der Argos erscheint in Heften, deren drei einen Band bilden. Preis eines Bandes 2 Rthlr., wofür derselbe in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Der Verleger.

Leipzig, 1842.
Verlag von Otto Wigand.

Inhalt.

I. Originalabhandlungen.

Ueber die Apotheker-Prüfungen, besonders in Sachsen, von Dr. Otbek ..... S. 145—161
Ueber die gesetzliche Verhütung ärztlicher Vergehungen am Krankenbette, von Dr. Thierfelder in Meissen - 161—169
Können Forschungen nach homöepathischen Grundsätzen für die Pharmakodynamik heilbringend sein? von Dr. Scharlau in Stettin ..... - 169—206

II. Kritiken.

Noch ein Wort über das Mutterkorn, von Dr. Wenderoth, Geh. Medicinal-Rathe und Professor in Kassel .... - 207—211
Der Aufsatz: „Die heilsame Wirkung des Brechweinsteins in steigender Gabe in der Gehirnhöhlenwassersucht bei Erwachsenen; von Dr. Trusen in Posen“ (Casper's Wochenschrift No. 42, 1839) beurtheilt von Dr. A. Dreyer in Moskau ..... - 211—216
Ueber die Begriffe: „Naturhistorisches Princip, natnrhistorische Bearbeitung der Pathologie.“, von Dr. Th. Reinbold in Hannover ..... - 217—220
Ueber das Verfahren bei Augenentzündungen, von Dr. Krüger-Hansen in Güstrov ..... - 220—238
Ueber die Unzulässigkeit der innerlichen Anwendung des Arseniks in Krankheiten und über die Unwirksamkeit des Schwefelarseniks in der Lugenschwindsucht, von Dr. Thierfelder in Meissen ..... - 238—241
Einige Bemerkungen über Hauff's Ansicht von der Bedeutung der Strangulationsmarke bei Erhängten, von Demselben ..... - 241—244
Ueber Entwickelungskrankheiten. Mit besonderer Berücksichtigung der Meinung Brefeld's über die Dentitio dificilis von Demselben ..... - 244—253

III. Antikritiken.

Ueber Journalgeschwätz, von Dr. Reinhard Fiedler, prakt. Arzte und Geburtshelfer in Plauen ..... - 253—255
Dr. Rampold's Kritik über die Schrift von Dr. Mor. Bruck: „das Wesen und die Behandlung der asiatischen Cholera etc. Berlin 1841“, beleuchtet von Dr. Löwenstein in Berlin ..... - 256—260
An Herrn Dr. Eisenmann, von Dr. Kurtz, Medicinalrath und Leibarzt in Dessau ..... - 260—263

IV. Miscellen.

1) Die trockne Zunge ..... - 263
2) Der Puls ..... - 263—264
3) Anfrage ..... - 265
4) Ueber die Krankheitsbilder, welche man den Anfängern gewöhnlich entwirft, von Dr. Th. Reinbold in Hannover ..... - 265—267
Rüge, von Dr. Meurer in Dresden ..... - 267—268
Polemische Briefe eines Arztes, von B. ..... - 268—271
Blindes Glück in der ärztlichen Praxis, von Dr. B. ..... - 271
Kleine Bemerkungen ..... - 271—272

I. Originalabhandlungen.

Ueber die Apotheker-Prüfungen, besonders in Sachsen.

Von

Dr. *Otbek.*

Dass die Apotheker sich mehrfachen Controlen unterwerfen müssen, ist für die Apotheker selbst, besonders für die ausgezeichneten der Classe, unter den bestehenden Umständen lästig und unangenehm, aber dessenungeachtet nothwendig und nicht zu umgehen. Denn eines Theiles sind die Forderungen, welche der Staat an diese Bürger zu machen hat, so eigenthümlicher Natur, dass nicht jeder Mensch dieselben zu erfüllen vermag, oder dass sie nur unter bestimmten Verhältnissen sich erfüllen lassen; andern Theiles giebt es doch auch unter den Apothekern schwache und ihre Pflicht versäumende Menschen, was alle Schriftsteller, selbst die, welche bisweilen aus den Apothekern lauter Heroën in Tugend und Wissenschaft zu machen geneigt sind, eingestehen. Auf eine doppelte Weise hat der Staat also sich zu versichern, dass der Apotheker im Stande sei, den an ihn zu stellenden Anforderungen zu genügen: der Apotheker muss die erforderliche Bildung besitzen, und seine Werkstätte in tüchtigem Zustande sich befinden; die Controlen der Apotheker bestehen hauptsächlich in den Prüfungen des Personals und in den Visitationen der Apotheke. Vor der Hand soll nur von den erstern die Rede sein.

Die Verpflichtung, welche der Apotheker auf sich nimmt, ist, eine Anzahl von Mitteln, die bei Heilung körperlicher Gebrechen, besonders der Menschen, nothwendig erachtet werden, in bester Beschaffenheit jederzeit zu verabreichen. — Um dieser Verpflichtung wirklich nachzukommen, muss er die vorgeschriebenen Mittel ein-

sammeln, einkaufen, darstellen, für längere Zeit haltbar machen, und darauf achten, dass nicht die verdorbenen und unwirksam gewordenen ausgetheilt werden. Offenbar sind hierzu Kenntnisse und Geschicklichkeiten der verschiedensten Art nothwendig: es müssen also Einrichtungen und Anordnungen getroffen werden, dass nur solche Leute Provisoren, Administratoren oder Besitzer von Apotheken werden, welche diese Eigenschaften wirklich besitzen, dass aber auch immerfort dergleichen Leute sich ausbilden, um die abgehenden Apotheker sofort und augenblicklich zu ersetzen. Ausser jenen Eigenschaften scheint aber noch Etwas untersucht werden zu müssen, nämlich die moralische Befähigung der Individuen. Allein wenn man bedenkt, wie schwierig, der Menschlichkeit wegen, ein richtiges Urtheil über diesen Punkt sich bilden lässt, wie leicht die Behörden in ihrem Eifer zu weit gehen, und ihr Gericht in ein Inquisitionsgericht verwandeln könnten, wie leicht Nachforschungen über den Handel und Wandel einer Person zu Klatschereien und Verläumdungen Anlass geben, so scheint es nicht wohl räthlich, die betreffenden Behörden zur Abgabe eines Urtheils über die Moralität eines Apothekers zu verpflichten, es sei denn, dass grobe Fehler und Laster bei einem Apotheker sich kund gegeben hätten.

Die Kenntnisse und Geschicklichkeiten, welche man im Allgemeinen von einem Apotheker fordern kann, lassen sich ziemlich leicht nach dem bezeichnen, was oben über die von ihm zu erfüllenden Pflichten festgestellt worden ist. Er hat einige Körper einzusammeln und einzukaufen: hierzu braucht er naturgeschichtliche Kenntnisse und Droguenkunde; er soll andere Körper darstellen und für längere Zeit haltbar machen: hierzu sind mancherlei Handgriffe und hauptsächlich physikalische und chemische Kenntnisse nöthig; alle Arzneimittel soll er kennen und zu prüfen verstehen: hierzu dienen Pharmakognosie und Reagentienlehre, im Grunde wieder Naturgeschichte, Droguenkunde und Chemie; er soll endlich die Arzneien dispensiren: hierzu ist Receptirkunst erforderlich. Alles Andre, was man vom Apotheker als solchem gefordert hat, ist Ueberfluss*), nämlich insofern, als die Behörden

*) Hierzu gehören namentlich: Anthropologie, Psychologie, Metaphysik, Moralphilosophie, Naturrecht, Geschichte der Philosophie, allgemeine Menschen- und Staaten-Geschichte, Statistik, Philologie der lateinischen

darüber zu urtheilen haben; aller Zwang, mehr zu lernen, als was unmittelbar gebraucht wird, bewirkt in der Regel nur Entfernung vom eigentlichen Zwecke des Apothekers.

Aber man hat die Kenntnisse und Geschicklichkeiten des Apothekers zu etwas mehr, als zu blosser Arzneibereitung zu benutzen empfohlen. So sagt Buchner: „Da der Apotheker ohne wissenschaftliche Bildung seinen Beruf nie ganz erfüllen kann, da er ausser den gewöhnlichen Schulwissenschaften noch besonders gründliche Kenntnisse fast in allen Theilen der Naturwissenschaft nöthig hat, da er Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik u. s. w. nicht blos theoretisch inne haben darf, sondern geübt sein muss im Selbstbeobachten und Selbstuntersuchen; da er ferner bei seinen botanischen Excursionen, bei seinen chemischen Arbeiten stets Gelegenheit hat, neue Versuche und Beobachtungen zu machen, da ihm Bücher, Naturaliensammlungen, chemische Geräthschaften und Reagentien nothwendig an der Hand sein müssen, und da seine vielseitigen praktischen Beschäftigungen mit chemischen und botanischen Gegenständen in beinahe alle Zweige der Landwirthschaft und Technologie mehr oder weniger eingreifen, so ist wohl ausser dem Universitätslehrer Niemand so sehr geeignet, naturwissenschaftliche Kenntnisse und Aufklärung im Volke zu verbreiten und zur Erhöhung des Kunst- und Gewerbfleisses und des Wohlstandes (?) in einem Staate beizutragen, als eben er.“ — „Hält man es je für nützlich, feiertägliche Gewerbsschulen im Lande zu errichten, so wird der wissenschaftlich-gebildete Apotheker hierin gewiss sehr viel wirken können. Sein Laboratorium könnte an gewissen Stunden der Woche füglich der Hörsaal für den chemischen Theil der Technologie sein*).“ So viel dieser Gedanke für sich hat, so sehr er besonders jüngeren, also noch beweglicheren Pharmaceuten schmeicheln und sie zu gründlicherem Studium der Naturwissenschaften anspornen mag, so kann doch von Seiten der

---

Classiker, Diätetik, Heilmittellehre, nebst Infinitesimal-Rechnung (!!), Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie, physische Geographie und Meteorologie. Ueber die „Frequenz“ (d. i. Häufigkeit, Versammlung!) aller dieser Gegenstände soll nämlich nach Kittel's ausschweifenden, phantastischen Forderungen schon der Practikant (etwa Lehrling!) Zeugnisse vorlegen! S. Entwurf u. Vorschlag zu einer Apotheker-Ordnung u. s. w., u. s. w. Nürnberg 1830. S. 175 f.

*) Würdigung der Pharmacie. S. 21 ff.

öffentlichen Behörden nur indirect dahin gewirkt werden, dass der Apotheker die bezeichnete Stufe der Ausbildung erklimme. Man kann nicht von jedem Apotheker verlangen, dass er gründliche Kenntnisse fast in allen Zweigen der Naturwissenschaft habe; diess ist bei dem jetzigen Umfange der einzelnen Zweige nur von der Natur sehr begünstigten Menschen noch möglich. Wie wenige sind geübt in Selbstbeobachten und Selbstuntersuchen, besonders unter den Pharmaceuten, die so häufig den noch jetzt einwirkenden schädlichen Einflüssen auf ihre Bildung unterliegen! Man kann nicht von jedem Apotheker mit Billigkeit verlangen, dass er sich die Gelegenheit verschaffe, neue Versuche und Beobachtungen zu machen, dass er sich immerfort neue Bücher kaufe, und Naturaliensammlungen anlege; wie wäre diess bei den gedrückten Umständen der Besitzer mancher kleinen Landapotheken nur einiger Massen möglich! Man kann nicht fordern, dass jeder Apotheker Lehrergaben besitze, und dass er aus seinem oft düstern, sehr oft engen Laboratorium einen Hörsaal mache; findet man doch, dass die Apotheker nur zu häufig um die gehörige, ja sogar nothdürftige Ausbildung der Zöglinge ihrer eigenen Kunst sich wenig, oder gar nicht bekümmern. Ueberhaupt ist für das öffentliche Leben nichts gefährlicher, als wenn manche Verhältnisse zu ideal gezeichnet werden.

Nur also Derjenige, welcher die Pharmacie, die Arzneibereitungs-Kunde und Kunst, völlig inne hat, soll zur Administration, oder zum Besitze einer Apotheke zugelassen werden. Ueber seine Befähigung hat eine öffentliche Behörde zu entscheiden. Man hat viel gestritten, ob es gut sei, dass eine Prüfungscommission aus Männern bestehe, die über die Gegenstände der Prüfung Vorträge halten: man hat Parteilichkeit befürchtet und dabei übersehen, dass auch nicht-docirende Examinatoren von Aeusserlichkeit bestochen, mithin parteilich werden können; auch soll gar nicht ausführlich nachgewiesen werden, dass nicht-docirende Examinatoren oft genug die Klarheit in der Behandlung der einzelnen Gegenstände, welche öftere Vorträge über dieselben nach und nach nothwendig herbeiführen, nicht besitzen, und dass dadurch die Examina gar bald stereotyp und unfruchtbar werden. Es scheint wirklich, als wenn von der Uebertragung des Unterrichts- und Prüfungs-Geschäftes an verschiedene Personen nicht so viel abhänge, als man

gedacht hat, das heisst, wenn man das Wesentliche im Auge behält, und nicht etwa die Vervielfältigung der Aemter und Aemtchen, welche bisweilen etwas Erwünschtes sein mag. So viel steht aber gewiss fest, wenn die Prüfungsangelegenheiten ernst und ohne Nebenabsicht geordnet werden sollen, dass die zu einer solchen Commission berufenen Männer mit Umsicht auszuwählen sind: sie müssen streng, doch nicht abschreckend sein; sie dürfen keinen Fehler übersehen, doch nicht in Pedanterei verfallen; die einzelnen Gegenstände der Pharmacie müssen sie der Zeit gemäss behandeln, doch nicht die frischesten Neuigkeiten fordern. Ihre Stellung muss ganz unabhängig und für ihre Mühe ein anständiges Salar ausgesetzt sein, welches jedoch keineswegs blos von den Examinationsgebühren der Candidaten abhängen darf.

Wie viel solcher Prüfungscommissionen in einem Lande zu errichten sind, hängt natürlich von seiner Grösse ab. Niemals muss eine einzelne mit Arbeiten zu sehr überhäuft werden, denn es stumpft nichts mehr ab, als eben zu häufiges Examiniren. Aber die Anzahl der Commissionen darf auch nicht allzusehr vermehrt werden; denn die zu gebenden Censuren können, so lange Menschen examiniren, niemals absolut, sondern immer nur relativ sein; nur bei der Möglichkeit hinreichender Vergleichung der Leistungen verschiedener Candidaten wird man also im Stande sein, ein annähernd richtiges Urtheil zu fällen. Sind aber mehrere Commissionen nöthig, so müssen sie einander coordinirt, niemals irgend einer subordinirt werden, nicht einmal in dem Grade, dass die in der Haupt- und Residenzstadt geprüften Apotheker in allen Theilen des Reichs, die von den anderwärts niedergesetzten Commissionen geprüften Pharmaceuten aber nur in den resp. Bezirken die erlangten Rechte ausüben dürfen. Diess ist eine grundlose Ungleichheit; denn eines Theiles kann der Fall eintreten, dass die in der Hauptstadt residirende Commission schlechter zusammengesetzt ist, als jede der Provinzial-Commissionen, oder dass sie von zu viel Prüfungen ermüdet, ihr Amt schlaff oder leistenmässig verwaltet, welcher Umstand sehr bald das sogenannte Zureiten durch einzelne Bereiter und sogar in Reitschulen hervorruft; andern Theiles wird einigen Pharmaceuten offenbar ein Vortheil vor andern ertheilt, den sie oft nicht ihrer Würdigkeit, sondern nur dem Umstande verdanken, dass sie sich in der Hauptstadt examiniren lassen konnten.

Die Prüfung selbst kann nach den bestehenden Einrichtungen nicht anders als eine dreifache sein. Der Candidat muss zuerst seine Fertigkeit im Manuellen, seine hinreichende Geschicklichkeit in Anstellung pharmaceutischer Processe an den Tag legen. Die „praktische Seite seiner Kunst," ein Ausdruck, der sehr häufig vorkommt, ist und bleibt für den Apotheker ohne Widerrede ein Hauptstück, und man kann eher einen Mangel von Kenntnissen nachsehen, als einen Mangel von jener Seite. Daher änderte die medicinische Facultät zu Leipzig mit dem Eintritt ihres jetzigen Professors der Chemie, der seiner Stellung nach auch für Pharmacie zu sorgen hat, ihren bis dahin üblichen Modus der Apothekerprüfungen, und beauftragte jenen mit der Prüfung der Apotheker im Laboratorium. Prof. Kühn, anfangs mit 225 Thlrn. angestellt und bis auf den heutigen Tag auf sein 4 Treppen hoch, in einer Dachetage befindliches Privatlaboratorium beschränkt, übernahm diese Last ohne Zaudern; er hatte sich selbst dazu erboten, um die Ehre seiner Facultät zu bewahren und sie einem gerechten Tadel, der jedoch nur der Beschränkung ihrer äusseren Mittel gegolten hätte, nicht auszusetzen. Die Examina erstreckten sich gleich von allem Anfange an, also vom Jahr 1832 an, auf pharmaceutische und analytische Chemie: dem Candidaten wird nicht blos aufgegeben, ohne Zuziehung der Pharmakopöe oder eines andern literarischen Hülfsmittels, als höchstens einer Tabelle der Atomgewichte oder Mischungsgewichte der Elemente, ein chemisches Medicament darzustellen, sondern es werden demselben nach Befinden ein oder mehrere Körper vorgelegt, mit deren qualitativer Untersuchung die leere Zeit, welche bei der Hauptarbeit übrig bleibt, auszufüllen ist. Was den ersten Theil betrifft, so hat Prof. Kühn neuerlich die ihn noch weiter belästigende, aber eine denkbare Parteilichkeit ganz entfernende Einrichtung getroffen, die Aufgabe durch das Loos bestimmen zu lassen. Dass diese Einrichtung wirklich noch mehr belästigt, als die freie Auswahl der Aufgabe, wird jeder Sachverständige zugeben, besonders wenn erwogen wird, dass wegen Unzulänglichkeit der gegebenen Mittel ein Aufwärter im Laboratorium für den ganzen Tag nicht gehalten werden kann, und dass die hier Statt habende Trennung der Wohnung und des Laboratoriums schon an und für sich eine ungeheure Last ist. Eben so werden aber auch

alle Sachverständige in der Meinung übereinstimmen, dass zur praktischen Probearbeit eines Pharmaceuten nicht wohl etwas anderes als die Darstellung eines chemischen Präparates erwählt werden könne; denn hierbei lassen sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten ebenmässig erkennen. Allerdings wird nicht überall ein solches zur Aufgabe gemacht, sondern der Candidat muss hier und da darstellen, was gerade auf der Defecttafel oder im Defectbuche steht. So hat es sich getroffen, dass als Probearbeit, bei welcher Kenntnisse und Geschicklichkeiten des Candidaten an den Tag kommen sollen, z. B. die Darstellung von *Extractum Rhei compositum* mit Zulassung der Landespharmakopöe dienen musste! — Der andere Theil der Prüfung im Laboratorium (in der analytischen Chemie) scheint ebenfalls nicht überall für nöthig gehalten worden zu sein. Denn nach einer Bekanntmachung in der Leipziger Zeitung hat sich das Hohe Königlich Sächsische Ministerium des Innern erst neuerlich bewogen gefunden, die betreffenden Examinations-Behörden des Landes anzuweisen, bei den Apotheker-Prüfungen auch die analytische Chemie in geeigneter Weise in den Kreis der regelmässigen Prüfungsgegenstände mit aufzunehmen. Wenn, wie gemeldet, diese Aufnahme bei der Leipziger medicinischen Facultät schon beinahe vor 10 Jahren den schon damals dringenden Anforderungen der Zeit gemäss Statt fand, so konnte jene Ministerial-Verordnung in Sachsen nur der Dresdner, hinter der Zeit zurückgebliebenen Prüfungsbehörde gelten; aber jene lässt auch leider, ebenso wie früher die keinesweges musterhafte, im Gegentheil gar sehr mangelhafte Pharmakopöe von 1837, eine allzugeringe Aufmerksamkeit, man könnte fast sagen, ein Zurückbleiben in der Leitung der pharmaceutischen Angelegenheiten erkennen.

Nach Beendigung der Probearbeiten im Laboratorium hat der Candidat eine schriftliche Ausarbeitung unter Aufsicht, wie man zu sagen pflegt, bei verschlossenen Thüren, über ein paar gegebene Themata zu fertigen. Diese Anforderung erscheint Manchen etwas zu überspannt. So meinen Herberger und Hoffmann in ihrem Entwurfe zu einer zeitgemässen Apotheker-Ordnung, mit besonderer Beziehung auf das Königreich Baiern, Erlangen 1839. S. 38, dass man bei den schriftlichen Prüfungen gewöhnlich darin fehle, dass man Alles, ja manchmal selbst das Unmögliche, vom Gedächtnisse des zu Prüfenden verlange; es seien daher die

rein naturhistorischen Fragen ganz wegzulassen, als mehr für die mündliche Prüfung passend; auch müsse man dem Candidaten die Benutzung literarischer Hülfsmittel gestatten, denn es komme unendlich viel darauf an, zu erfahren, ob ein Examinand ein ihm gegebenes Werk gründlich verstehe, und wie er es zu benützen wisse? Dem ist jedoch zu erwidern, dass die Fragen rein aus der Pharmacie sich wählen lassen, die Beantwortung rein naturhistorischer Fragen bei verschlossenen Thüren im Allgemeinen den Pharmaceuten nicht zugemuthet werden wird, sie beträfen denn etwa nur Elemente, dass aber Fragen, die man mündlich wagen darf, eben so gut schriftlich vorgelegt werden dürfen; endlich ist bei der Aufgabe einer schriftlichen Ausarbeitung die Hauptabsicht, zu erfahren, nicht blos ob der Candidat gut und leserlich schreibe, und ob er die Orthographie gehörig inne habe, sondern hauptsächlich, ob er über einen ihm geläufigen Gegenstand sich deutlich und folgerichtig auszudrücken vermöge. Gelehrte Arbeiten und solche, wo zur Vollständigkeit eine Masse von Zahlen beigebracht werden müssen, werden von einer Examinationsbehörde, welche ihre Stellung nur einiger Maassen begreift, niemals den Candidaten angesonnen werden.

Endlich beschliesst die ganze Prüfung das mündliche Examen. Sind die beiden ersten Theile der Prüfung nicht wohl anders vorzunehmen, als dass man den Candidaten so viel als möglich isolirt, so ist keine Frage, dass das mündliche Examen dem Geiste unserer Zeit gemäss nicht anders als öffentlich sich anstellen lasse. Man könnte einen Uebergang von der jetzigen Weise zur besseren dadurch bereiten, dass man wenigstens den am Orte befindlichen Apothekern den Zutritt zu den mündlichen Prüfungen gestattete, ja sie förmlich dazu einlüde. Hierbei ist über die Erfolge der beiden vorhergehenden Prüfungen kurz zu referiren und wenigstens das Präparat vorzulegen.

Der Gegenstand der mündlichen Prüfung ist natürlich die Pharmacie in ihrer vollen Ausdehnung, so weit sie sich besprechen lässt. Es ist nicht rathsam, die Forderung aufzustellen, dass die Prüfung sich auf alle Grund- und Hülfswissenschaften der Pharmacie erstrecken müsse. Auch wird dieselbe, wo man sie gethan hat, immer bedeutend eingeschränkt. So sagen Herberger und Hoffmann a. a. O. S. 39, „die Prüfung habe sich möglichst

innerhalb eines praktisch-wissenschaftlichen, auch das Gebiet der Technik einschliessenden Gesichtskreises zu bewegen.“ Also ist die gründliche Kenntniss der Grund- und Hülfswissenschaften im Allgemeinen weniger zu fordern, als vielmehr vorzugsweise der Partieen, welche besonders in die pharmaceutische Praxis einschlagen (auf andere Anwendungen als auf Pharmacie, wenn wir „Technik“ richtig übersetzen, ist ganz und gar nicht, oder nur mit grosser Sparsamkeit Rücksicht zu nehmen!); man erwartet weniger die Kenntniss der Thatsachen, welche jede einzelne Wissenschaft als Ganzes begründen und ihre einzelnen Theile verknüpfen, als vielmehr die Thatsachen, welche jede Wissenschaft als Resultate aufzuweisen hat, insoweit dieselben dem Apotheker bei seinen Geschäften vorkommen. Auch dadurch schränken die genannten Herren die Forderung ein, dass sie meinen, „die Prüfung über die Grund- und Hülfswissenschaften der Pharmacie stehe den pharmaceutischen Mitgliedern der Prüfungsbehörde zu.“ Da solcher Gestalt Examinatoren ausgeschlossen werden, welche sich mit den Grundwissenschaften der Pharmacie an und für sich, ohne besonders an ihre Anwendung zu denken, beschäftigen, so werden nothwendiger Weise nur die oben deutlich genug bezeichneten Partieen jeder einzelnen Wissenschaft zur Sprache kommen. Aber es scheint nicht zweckmässig, Apotheker mit dem Examen zu beauftragen, wo es möglich ist, Männer für dieses Geschäft zu finden, welche sich mehr mit den Wissenschaften beschäftigen, und weniger um die Anwendung derselben zu den verschiedenen Zwecken besorgt sind. Es wird sich eine andere Gelegenheit finden, gründlich genug auseinander zu setzen, dass die Bildung der Pharmaceuten auf die Weise in der Regel verfehlt werde, dass sie bei ihren Studien eben um Nichts sich bekümmern, als nur um Pharmacie, dass sie die Grundwissenschaften in keiner andern Absicht studiren, als eben nur um Nutzen für die Pharmacie davon zu ziehen. Wenn nun gar Apotheker, d. h. Gelehrte, bei welchen die Praxis das Uebergewicht über die Speculation haben muss, das Hauptexamen der Pharmaceuten vorzunehmen haben, so werden die jungen Leute noch viel weniger als jetzt besorgt sein, in das eigentliche Mark der Wissenschaft einzudringen. Es ist aber von ausserordentlicher Wichtigkeit für die Pharmacie selbst, dass ihre Jünger die Grundwissenschaften

gründlich studiren und nicht blos in alleiniger, ängstlicher Rücksicht auf Pharmacie, wenn sie auch später in ihrem geschäftlichen Leben die Speculation über der Praxis mehr oder weniger vergessen müssen.

Ein Zeitraum von 2 bis 3 Stunden genügt für das mündliche Examen vollständig.

Unmittelbar nach Endigung desselben ist über die Tüchtigkeit des Candidaten das Urtheil zu fällen, ohne allen Zweifel der schwierigste Theil der ganzen Prüfung! Auch hier ist man verschiedenen Ansichten gefolgt. Am rigorösesten sprechen sich über diesen Punkt Solche aus, welchen die Praxis abgeht, oder welche die Verhältnisse im Leben zu idealisiren belieben. So wollen Herberger und Hoffmann nur zwei Abstufungen zulassen. „Die Note vorzüglich (I. Censur) soll nur Demjenigen zugetheilt werden, welcher in moralischer, wissenschaftlicher und praktischer Beziehung Bürgschaft für einen gediegenen Charakter, tiefes und ausgebreitetes Wissen und die Gabe klarer und correcter schriftlicher Mittheilung des Angeeigneten geleistet hat (Apotheker I. Classe). Die Note fähig (II. Censur) wird Demjenigen ertheilt, der sich in moralischer, wissenschaftlicher und praktischer Beziehung vollkommen tüchtig gezeigt hat für die Anforderungen an einen künftigen Apotheken-Vorstand, wenn er auch während der Prüfung geringere Gewandtheit bewies hinsichtlich mündlicher und schriftlicher Mittheilungen oder bezüglich solcher Gegenstände, die mehr Sache des Gedächtnisses oder reiner Wissenschaftlichkeit sind. Dagegen muss er, ein künftiger Apotheker II. Classe, sich der gesammten Präparatenlehre, der Receptur-geschäfte und der Waarenkenntniss völlig kundig erwiesen haben; ausserdem verweist ihn das Comité zur Fortsetzung seiner Studien während $^1/_2$ bis 1 Jahres; besteht derselbe auch nach diesem Zeitraume dieselbe strenge Prüfung nicht, so ist er für immer abzuweisen.“ Die Worte sind nicht durchweg scharf und klar. Es hat z. B. den Anschein, als solle ein Solcher die II. Censur bekommen, der sich das Gedächtniss weniger vollgestopft habe, als ein Anderer; Gedächtnissstärke ist aber, nach einer sehr gewöhnlichen Annahme, sehr häufig mit Verstandesschwäche gepaart. Auch kann geringere Gewandtheit im Sprechen und Schreiben unmöglich der Grund zu Ertheilung der II. Censur sein, wenn der

Candidat in der bezeichneten dreifachen Beziehung sich vollkommen tüchtig gezeigt hat für die Anforderungen an einen künftigen Apotheken-Vorstand. Was aber das Ende betrifft, so ist hier das höchste Maass der Unbilligkeit erfüllt. Die Verfasser meinen zwar in der Note: „wer das eben Geforderte nicht zu leisten vermag, verdient die Vollmacht über Leben und Tod nicht, die dem Apotheken-Vorstande anvertraut ist," und zuletzt noch: „bei den von uns für Erlernung des pharmaceutischen Standes (*sic!*) aufgestellten Vorbedingnissen und bei dem weitern Bildungsgange desselben, kann ein zu seichtes Wissen nur von Unfleiss herrühren." Aber in Beiden irren sie gewaltig. Denn der Apotheker hat nicht Vollmacht über Leben und Tod, oder etwa nur in gleichem Grade wie der Droguist, wie der Schwertfeger oder Gewehrfabrikant; es gehört jedoch gewiss nicht die I. Censur dazu, um die dem Apotheker zukommenden Verordnungen des Arztes gewissenhaft ausführen zu können. Und was den letzten Passus betrifft, so kann man fragen: sollen nur Genies oder wenigstens ausgezeichnete Talente zu Apothekern gebildet werden? Diess wäre eine Ungerechtigkeit gegen andere Stände der menschlichen Gesellschaft; auch sind die kleinen Verhältnisse der Apotheken kleiner Städte und Orte nicht eben grosse Reize, von denen talentvolle Menschen vorzugsweise angezogen werden können. Besonders aber werfe man einen ruhigen Blick auf die Erfolge der Prüfungen selbst. Eine Uebersicht der in Leipzig examinirten Apotheker kann hier nur zur Grundlage benutzt werden, da leider! eine andere nicht zu erlangen war. Es sind von der medicinischen Facultät an genannter Universität seit 1832 bis jetzt 51 Apotheker geprüft worden. Davon haben nur 11 die I. Censur erhalten können, 3 bekamen die II. mit Auszeichnung, 25 die II. hin und wieder mit einer Admonition, 8 die III., zweien ward blos erlaubt, das Provisorat auf die kurze Zeit anzunehmen, für welche sie engagirt waren, und zwei mussten völlig zurückgewiesen werden. Von 51 also trugen fast eben so viel die I. wie die III. Censur davon, die grosse Hälfte ($^{28}/_{51}$) bestand nur mittelmässig. Sollten diese ganz zurückgewiesen werden? Den spärlichen und unvollständigen Erkundigungen nach, welche über das spätere Wirken der Apotheker sich einziehen liessen, befinden sich die Apotheken Derjenigen, welche die II. Censur erhalten haben, so-

weit sich eine Vergleichung anstellen lässt, in gleich gutem Zustande wie die Solcher, denen die I. gegeben werden konnte. Die Censur hat also keinen Einfluss auf die spätere Wirksamkeit der Apotheker als Vorstände der Arzneimagazine (*sit venia verbo*) geäussert. — Eine noch bessere Uebersicht wäre vielleicht zu gewinnen gewesen, wenn die nöthigen Notizen über die in Dresden examinirten Apotheker hätten mitgetheilt werden können. Allein uns wenigstens war jeder Weg verschlossen, Auskunft darüber zu erlangen, und sie wäre doch um so interessanter gewesen, als, dem Vernehmen nach, bei jener Examinationsbehörde kein einziger Repuls vorgekommen sein soll, trotz dem, dass dieser Behörde aus übersehbaren Ursachen ein viel grösserer Sprengel zugetheilt ist, als der Leipziger medicinischen Facultät.

Da die Censur, wie gesagt, keinen Einfluss auf die spätere Wirksamkeit der Apotheker als Apotheken-Vorstände äussert, so ist eine Einrichtung von Seiten der Regierung zu treffen, dass eine Auszeichnung in dieser Hinsicht auf irgend eine Weise Anerkennung oder Belohnung finde. „Anerkennung braucht Jedermann. Der grösste Held und der grösste Dichter bleiben ohne sie — und zeigte sie sich auch durch die wüthendste Feindseligkeit — gewiss nicht Dichter und Held. Es ist thöricht, wenn kalte Menschen einen in dieser Beziehung Darbenden auf sein eigenes Bewusstsein verweisen, weil gerade die besten und tüchtigsten Seelen immerdar an sich zweifeln und von Anderen eine so grosse Meinung haben, dass sie in deren Schätzung ihr Gericht finden. Alle Eigenschaften können durch todte Gleichgültigkeit der Umgebungen zu Grunde gerichtet werden.“ Ist diese Bemerkung des Schulmeisters Agesel in Immermann's Münchhausen richtig, so denke man darauf, auch in vorliegendem Falle Anerkennung Statt finden zu lassen. Man hat vorgeschlagen, Denen, welche die I. Censur davon getragen haben, die Erlaubniss zur Annahme von Lehrlingen ohne Weiteres zu ertheilen, den mit der II. Durchgekommenen bedingungsweise, und als eine Folge der III. Censur das Gegentheil eintreten zu lassen. Dieser Vorschlag ist gewiss von grosser Wichtigkeit für die Bildung der Lehrlinge, und er würde bei Berathung jeder Apotheker-Ordnung in Betracht kommen müssen. Er empfiehlt sich den Regierungen auch gar sehr dadurch, dass er dem Staate nichts kostet. In

Rücksicht auf den Kostenpunkt würde noch ein anderer Vorschlag Beifall finden, nämlich die Anerkenntniss der grösseren Tüchtigkeit eines Pharmaceuten durch die Ertheilung irgend eines Titels (z. B. Doctor der Pharmacie) mittels eines Diplomes, welches jedoch allein von einer Facultät ertheilt werden dürfte, und vielleicht noch von der Herausgabe irgend einer approbirten Abhandlung abhängig zu machen wäre. Grössere Schwierigkeit in finanzieller Hinsicht erführe jeden Falles die Anerkenntniss durch Ertheilung eines Preises, einer Medaille u. dergl.

Der erste Vorschlag macht aber etwas Anderes nothwendig, das ist ein anderes Gehülfen-Examen. Dasselbe scheint zwar in ein anderes Capitel, nämlich in das von der Bildung der Apotheker, zu gehören; und da der Verfasser sich vorgenommen hat, auch darüber seine unmaassgebliche Meinung, so wie über die betreffenden Anordnungen, welche von den höheren Behörden in Sachsen getroffen worden sind, so wie auch über das Dresdner sogenannte pharmaceutische Institut, einmal hören zu lassen, so könnte die Besprechung um so mehr auf jene Gelegenheit verschoben werden. Indessen rechtfertigt der Titel: „über die Apotheker-Prüfungen" die Besprechung auch an dieser Stelle, und vor Allem der Fluss der Rede und der heilige Eifer!

Dem Gehülfen-Examen muss eine andere Gestalt gegeben werden. Man kann dasselbe durchaus nicht mehr in den Händen lassen, in welchen es jetzt ruht; es ist vielmehr von einer aus ansässigen Apothekern, oder besser aus Universitätslehrern und Apothekern zusammengesetzten Commission vorzunehmen, und zwar in Gegenwart des Lehrherrn, vielleicht wohl öffentlich; man könnte (für jeden District) ein allgemeines Examen zu einer bestimmten Zeit ansetzen, in der Art, wie es für die Schulamts-Candidaten geschieht. Auch hier wäre ein schriftlicher Aufsatz zu fordern; vielleicht könnte man schon mit einem Dictat seinen Zweck vollständig erreichen. Es soll nämlich untersucht werden, ob der Candidat gut und orthographisch schreiben könne. Das ausserdem mündliche Examen würde über folgende Gegenstände sich verbreiten: Lateinische Sprache nach dem Bedürfniss, Zahlenrechenkunst, Droguenkunde, besonders Kenntniss inländischer officineller Pflanzen, pharmaceutische Processe, allgemeine gesetzliche Vorschriften für die Apotheker, Pflichten der Gehülfen, insoweit die-

selben das Publicum und den Arzt berühren. Man wird zugeben, dass hiermit nicht zu viel von einem Lehrlinge, welcher Gehülfe werden will, gefordert werde, und man wird wohl errathen, dass hierbei mehr auf das Vermögen des Lehrherrn im Allgemeinen, als auf die Forderungen, die man an angehende Gehülfen zu machen berechtigt wäre, Rücksicht genommen worden sei. Diess ist ganz ohne Geringschätzung, ohne Missachtung irgend eines einzelnen Gliedes des ganzen Standes gesagt, sondern vielleicht nur in unrichtiger Beurtheilung der ganzen Sachlage. Aber es scheint bei der vielfachen Beschäftigung der Apotheker nicht blos in ihrem Berufe, sondern auch häufig ausserhalb desselben, z. B. in Communalämtern u. dergl., bei nicht glänzenden Umständen, in denen besonders leicht die Inhaber kleinerer Apotheken sich befinden, dort die Zeit, hier die materiellen Mittel zu fehlen, um durch das Studium der Hauptwerke, anderer Mittel nicht zu gedenken, immerfort auf der Höhe der Wissenschaft sich erhalten zu können, und man darf daher kaum erwarten, dass mehr als Elemente gelehrt würden: von Mineralogie und Zoologie ist oben nichts erwähnt, weil angenommen wird, dass die Droguenkunde für diese Theile hinreichend vicariren kann. Ohne hinreichende Kenntniss des Lateinischen und ohne gute Fertigkeit im gewöhnlichen Zahlenrechnen wird ein gewissenhafter Apotheker keinen Lehrling annehmen, und während der Lehrzeit findet sich Uebung genug, im Lateinischen durch das Lesen der Pharmakopöe und der Recepte, und im Rechnen durch Erläuterung physikalischer und chemischer Sätze und hauptsächlich bei täglichen Geschäften.

Als Gegenstände des Gehülfen-Examens werden von Herberger und Hoffmann, a. a. O. S. 32, noch mehrere aufgeführt, indem es heisst: „Die Prüfung umfasst: *a*) die Kenntniss der bestehenden Apotheker-Ordnung; *b*) die Uebersetzung einzelner Stellen der Landespharmakopöe; *c*) das Ablesen einiger in der Apotheke vorhandenen Recepte, unter Erklärung ihrer Bereitungsart und Specificirung ihrer Taxe; *d*) die Erörterung der Bereitung, Eigenschaften und Zusammensetzung einiger Präparate; *e*) die Bezeichnung (Erkennung) und Untersuchung einiger pharmaceutisch-wichtigen Gewächse; *f*) die Bestimmung und Charakterisirung einzelner Droguen; *g*) die Darstellung eines pharmaceutisch-chemischen Präparates, nach Wahl der Commission.“ Die hier

gemachten Anforderungen scheinen etwas zu hoch sein. Es ist zu bemerken: *ad a*): die Kenntniss der ganzen Apotheker-Ordnung ist nicht nöthig, sondern nur die Kenntniss dessen, was die nächst-künftige Stellung des Examinanden angeht; *ad c*): die Kenntniss der ganzen Taxe scheint kaum erwartet werden zu können, höchstens die Kenntniss dessen, was in der Praxis des Examinanden vorgekommen ist, um so mehr, als die Ausführung grösserer, besonders Gifte verordnender Recepte nur versuchsweise und unter specieller Aufsicht der Gehülfen und des Lehrherrn, dem ausgesprochenen Willen der Apotheker-Ordnung nach, gestattet werden, und also die nöthige Sicherheit in Anwendung der Taxe kaum vorhanden sein kann; *ad d*): ob die Erörterung der Bereitung von einem ausgelernten Lehrlinge im Allgemeinen sich fordere lasse, ist zweifelhaft; denn dazu gehören doch bisweilen tiefere Kenntnisse, namentlich der Chemie, als man voraussetzen darf; eben diess gilt von der *sub e*) geforderten Untersuchung pharmaceutisch-wichtiger Gewächse; die Darstellung eines Präparates endlich ist jeden Falles unnöthig und überflüssig; der Lehrling soll dem Laboranten nur zur Hand sein, und wird daher noch nicht gelernt haben, pharmaceutische Processe selbstständig und mit der Umsicht zu leiten, dass ein fehlerfreies Präparat entsteht; Aufgüsse, Abkochungen u. dergl. werden aber gewiss nicht unter jenem Titel verstanden worden sein.

Das in Rede stehende Examen muss so streng, als es bei der Unbestimmtheit der Umstände möglich ist, angestellt werden; denn der Lehrling ist noch in den Jahren, wo an einer schwachen Stelle leicht nachgeholfen werden kann. Die Unbestimmtheit der Forderungen, die hinsichtlich der Kenntnisse eines Lehrlings, welcher Gehülfe werden will, sich machen lassen, ist ein Hauptgrund, weswegen in einem Lande, wenn es nicht gar zu umfänglich ist, nur Eine Examinationsbehörde für Gehülfen bestellt werden sollte; die Gleichmässigkeit der Forderungen, auf die es gewiss nicht wenig ankommt, hängt offenbar hier von Persönlichkeiten ab; die Forderungen an Apotheken-Vorstände sind viel schärfer auszudrükken, die Examina solcher Personen können also mehreren Commissionen aufgetragen und ziemlich gleichmässig vorgenommen werden.

Zeigt sich beim Gehülfen-Examen ein solcher Mangel der Ausbildung, dass die sogenannte Lehrzeit nicht geschlossen werden

darf, so ist zu untersuchen, an wem der Mangel gelegen habe, am Lehrling oder am Lehrherrn. Ergiebt sich, dass der letztere um den Unterricht des ersteren zu wenig besorgt gewesen ist, so kann beim ersten Male in Aussicht gestellt werden, was bei erster (oder zweiter) Offenbarung einer ähnlichen Vernachlässigung eines Scholaren in Ausführung käme, dass nämlich die Erlaubniss, Lehrlinge annehmen zu dürfen, ihm entzogen würde; unterdessen müsste der zu schwach befundene Lehrling bei einem andern Apotheker zu besserer Instruction untergebracht werden *). Ansprüche auf Entschädigung, welche der Lehrling wegen Vermehrung der Kosten seiner Lehrzeit zu haben vermeinen dürfte, mag er auf Wegen Rechtens gegen seinen ersten Lehrherrn geltend machen; diesen Punkt kann und muss die Examinationsbehörde für sich ganz unberücksichtigt lassen. Es könnte aber noch aus einem andern Grunde einem Lehrherrn nicht glücken, einen Lehrling nicht bis zur gehörigen Reife zu bringen, wenn ihm das Talent zu lehren oder gar die nöthigen Kenntnisse abgehen. Der erstere Mangel wird kaum den Behörden bekannt werden können, jedoch mit der Zeit wenigstens seine natürlichen Folgen haben; der letztere möchte kaum vorkommen, wenn nämlich im Gesetze die Bestimmung getroffen würde, nur solche Apotheker, welche bei ihrem Examen die I. Censur bekommen, auch wohl noch die Vorzüglicheren unter denen, welche die II. Censur davon getragen haben, dürften Lehrlinge annehmen; wenn die übrigen die gleiche Vergünstigung erlangen wollten, könnte es nur durch ein neues Tentamen geschehen, oder vielleicht auch, indem *versuchsweise* die Erlaubniss gegeben würde. — Aber die Schuld des Mangels an Bildung kann auch am Lehrlinge liegen: demselben kann es entweder an Fleiss und Aufmerksamkeit oder an Talent fehlen. Der letzte Fall ist ohne Zweifel der betrübteste; doch werden ihn gewissenhafte Apotheker so viel als möglich vermeiden; denn was kann ein solcher unglückliche Mensch nun noch anfangen, nachdem ihm 3 oder 4 Jahre nutzlos verschwendet sind, und er in sein achtzehntes oder zwanzigstes Lebensjahr getreten ist, wo eine Aenderung des Le-

*) Königl. Preuss. revid. Apotheker-Ordnung von 1801. §. 15, d. ad fin.

bensplanes viel schwieriger wird, als in früherer Zeit? Waren aber Faulheit und Nachlässigkeit die Ursachen der zurückgebliebenen Ausbildung, so finden diese ihre Strafe im Repulse. Doch werden auch diese Fälle selten vorkommen; denn der Principal kann sehr wohl die Fortschritte seines Lehrlings beurtheilen, und sind diese nicht zum gehörigen Grade gediehen, so wird der gute Rath, noch nicht auf das Examen zu dringen, dem Lehrlinge die Augen öffnen, und ihn zu grösserer Thätigkeit anspornen.

Hat der Lehrling sein Examen glücklich überstanden, so wird ihm hierüber ein Patent, ein einfaches Zeugniss mit Angabe der Censur ausgestellt, nicht ein Lehrbrief. In jenes Zeugniss ist nothwendig noch eine besondere Note, wegen der sich zeigenden Geschicklichkeit oder Anstelligkeit im Receptiren, einzufügen, ohne Zweifel von Seiten des (einzigen oder letzten) Principals. Sollte sich ergeben, dass man nicht überall auf diese Note sich verlassen könne, so würde auch in dieser Rücksicht eine officielle Prüfung nothwendig werden.

Vergleicht man diese Andeutungen und Vorschläge mit dem jetzigen Stande der pharmaceutischen Angelegenheiten, so wird man nicht in Abrede stellen, was oben schon freimüthig ausgesprochen ward, dass die Leitung der letzteren den Fortschritten der Zeit angemessener zu wünschen wäre. Aber auch in anderer Hinsicht, als in der der Prüfungen, tritt ein solcher Wunsch recht lebhaft hervor; es muss jedoch die Besprechung solcher mangelhaften Stellen des vorhandenen Gebäudes auf andere Zeit verschoben werden.

Ueber die gesetzliche Verhütung ärztlicher Vergehungen am Krankenbette.

Von Dr. *Thierfelder* in Meissen.

Wenn, wie ich glaube, es keinem Zweifel unterliegt, dass die Vergehungen der Aerzte am Krankenbette gesetzlich zu verhüten, dem Staate ungleich mehr nützt, als eine mit Erfolg gegen einen Arzt wegen seines therapeutischen Verfahrens geführte Untersuchung jemals nützen kann, so wäre sehr zu wünschen, dass

die auf diesen Gegenstand bezüglichen Verordnungen der obern Staatsbehörden dem Zwecke angemessener wären, und ihre Befolgung genauer beaufsichtigt würde. Der Staat glaubte bisher genug gethan zu haben, wenn er für die Bildung tüchtiger Aerzte gesorgt, nur geprüften Männern die Erlaubniss zur Ausübung der ärztlichen Kunst ertheilt, und durch die angeordneten Medicinalbehörden für allgemeine Aufsicht über diesen Zweig der öffentlichen Gesundheitspflege gesorgt hätte. Wenn aber auch, wie sich im Verfolg dieser Zeilen zeigen wird, mit diesen Einrichtungen noch nicht alles zu Erreichung jenes Zweckes Erforderliche gethan ist, so kann und wird doch kein Unbefangener läugnen, dass damit — wenn die gesetzlich bestehenden Verordnungen, vorausgesetzt, dass sie auch zweckmässige sind, nur überall und in allen Fällen beachtet werden, — viel gethan ist, und die Erfahrung lehrt auch, dass auf diesem Wege das Meiste und Beste für diese Angelegenheit gethan werden kann. Verordnungen aber, welche auch den Unwissendsten und Unfähigsten vom Studium der Heilkunde auf Universitäten und Akademieen nicht auszuschliessen erlauben; ärztliche Prüfungsbehörden und medicinische Facultäten, welche leichtsinnig die Befugniss zur Praxis und die Doctorwürde ertheilen, die nur durch solche Facultäten so viel von ihrem sonstigen Ansehen verlieren konnte, als sie bekanntermaassen verloren hat, und dadurch zu einer fast werthlosen Sache in den Augen des Publicums herabgesunken ist; untere Medicinalbehörden endlich, welche jeden Pfuscher ungestört sein Wesen treiben lassen *), untüchtig zu ihrem Amte überhaupt, oder so gering besoldet, dass sie die Pflicht des öffentlichen Arztes über der der

*) Ich kannte einen Physicus einer nicht unbedeutenden Stadt, der einem Arzte auf dessen pflichtmässige Anzeige erheblicher Thatsachen in Betreff eines nichtswürdigen Pfuschers dieser Stadt achselzuckend entgegnete: „man mache sich durch Denunciationen dieser Art keine Freunde," und somit die ganze Sache auf sich beruhen liess. Wenn nun aber dieser Physicus, der zu den nachlässigsten und zugleich eigennützigsten gehörte, die je gedacht werden können, fast funfzig Jahre im Amte bleiben konnte, wie sollte es uns wundern, wenn in einem solchen Medicinalbezirke es von Pfuschern aller Art wimmelte. Wie traurig contrastiren mit Erfahrungen dieser Art die glänzenden Berichte über die Fortschritte der Cultur in der Staatenverwaltung, mit denen so manches öffentliche Blatt das Publicum täuscht, während die besser Unterrichteten zu schweigen gar mancherlei Grund haben. Aber — *difficile est, satirum non scribere.*

Selbsterhaltung zu versäumen beinahe gewungen werden — sind die eigentlichen, freilich schon längst bekannten, aber immer noch sehr ergiebigen Quellen ärztlicher Vergehungen am Krankenbette, die zu verstopfen — es kann dies gar nicht oft genug gesagt werden — viel nützlicher wäre, als gerichtliche Untersuchungen wegen verdächtig gewordener Curen einzelner, oft sehr ausgezeichneter Aerzte — *exempla sunt odiosa* — anzustellen, die — sehr wenige Fälle abgerechnet — nicht einmal mit Erfolg für die Gerechtigkeitspflege geführt werden können, indem mehrerer Umstände wegen, deren Erörterung nicht hierher gehört, es meistens unmöglich ist, den Beweis der Schuld des Arztes zu führen.

Dass für Abhülfe der eben angeführten Uebelstände und Gebrechen in den meisten deutschen Staaten, und namentlich auch in Sachsen, in neuerer und neuester Zeit viel geleistet worden ist, wird hoffentlich dankbar Jeder anerkennen, der mit der früheren und gegenwärtigen Beschaffenheit dieser Verhältnisse bekannt ist, der es weiss, wie namentlich durch die Errichtung klinischer Anstalten auf allen Universitäten dafür gesorgt ist, dass der angehende Arzt, noch ehe er in die eigene Praxis tritt, die Grundsätze seiner Kunst auf einzelne Fälle anwenden lerne, wie streng sodann die auf den meisten Universitäten doch wohl genau befolgten, das Doctorexamen betreffenden Verfügungen sind, wie ferner in Sachsen die gesetzlich vorgeschriebene Prüfung, im Preussischen das Staatsexamen *) verhüten soll, dass ein im Auslande promovirter

*) Während in Sachsen und Preussen und in den meisten übrigen deutschen Staaten jedem im Auslande Promovirten die Befugniss zur ärztlichen Praxis unbedenklich ertheilt wird, sobald er die für Ausländer festgesetzte Prüfung bestanden hat, ertheilt Oesterreich (vgl. Ueber die Medicinalverfass. des Königr. Ungarn; in Sachs's med. Almanach f. 1839. S. 105.) diese Befugniss den im Auslande Promovirten nur unter der Bedingung, dass sie eine der fünf österreichischen Universitäten während eines gewissen (früher auf zwei Jahre festgesetzten) Zeitraums besuchen, die für die letzten Jahre der medicinischen Studien bestimmten Vorlesungen hören und sich dann von der medicinischen Facultät dieser Universität (also zum zweiten Male) promoviren lassen, wodurch zugleich die Erlaubniss zur ärztlichen Praxis ertheilt wird. Es ist auffallend, dass gegen dieses höchst unbillige Verfahren, in welchem eben so eine fruchtbare Gelegenheit zur Begünstigung der sträflichen Absicht inländischer, des Geldes wegen thätiger Facultäten und eine offenbare Beleidigung gegen andere, durch ihre vortreffliche Einrichtung und bekannte Gewissenhaftigkeit ihrer Lehrer sich auszeichnende, medicinische Facultäten liegt, wie — was ich hier blos beiläufig erwähne, da ihm bereits in dieser Zeitschrift (Bd. 2. Hft. 2. S. 529 ff.) die erforderliche Beleuchtung

Unwissender als praktischer Arzt das Leben und die Gesundheit seiner Mitbürger gefährde, und wie endlich gegenwärtig auch in Sachsen die öffentlich angestellten Aerzte eine ihren Mühewaltungen mehr angemessene, gesetzlich bestimmte Besoldung erhalten. Aber diese Ueberzeugung, dass bereits viel für die Bildung tüchtiger Aerzte und eben dadurch für die Verhütung ärztlicher Vergehungen am Krankenbette geschehen sei, kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass auch, was noch übrig ist, geschehen möge, und über diesen Punkt, insofern ich vermag, ihn zu beurtheilen, sei mir hier ein freimüthiges Wort, nur gesprochen, um zu nützen, nicht um irgend Jemand zu verletzen, vergönnt.

Für höchst wünschenswerth in dieser Angelegenheit halte ich zuvörderst eine strenge und umsichtige Prüfung der bereits bestehenden, das Medicinalwesen betreffenden Verordnungen in Hinsicht auf ihre Zweckmässigkeit, und sodann eine noch strengere — als die bisherige — Controle der Befolgung der als zweckmässig befundenen Verordnungen. Die als die nützlichste unter ihnen sich erweisen würde, muss ganz fruchtlos sein, wenn sie verletzt werden kann, ohne dass den Verächter des Gesetzes die verdiente Strafe ereilt, oder wenn er wohl gar die Ueberzeugung haben darf, dass nichts geschehen wird, um seine Schuld auch nur auszumitteln. Dass Fälle dieser Art häufiger vorkommen, als unvermeidlich ist, wird Niemand läugnen, und nur ein bereits mehr-

---

geworden ist — in dem Staatsexamen der medicinischen Facultät zu Berlin gegen die medicinischen Facultäten der übrigen Universitäten Preussens — von Seiten dieser Staaten keine Repressalien ergriffen werden, und daher wenigstens wünschenswerth, dass überall, wie in Leipzig, Königsberg, Erlangen und Göttingen (s. Gruner's Almanach vom Jahre 1784. S. 145. und Medic. Briefwechsel, 1. St. Halle 1785. 8. S. 14 f.) der Doctorand einen Eid darauf abzulegen verpflichtet werde, dass er sich nicht zum zweiten Male promoviren und dadurch sein früheres Diplom annulliren lassen wolle. Es scheint, dass die allmächtige Gewohnheit allein es sei, die eine solche Nichtbeachtung der Diplome unserer Facultäten von Seiten Oesterreichs uns in einem weit minder widerwärtigen Lichte erscheinen lässt, als wohl der Fall sein würde, wenn wir von dorther etwas Besseres erwarteten. Uebrigens sind von jeher die Missgriffe arg genug gewesen, die namentlich in Beziehung auf ärztliche Angelegenheiten österreichische Behörden sich zu Schulden kommen liessen. Worauf mag sich wohl demnach die günstige Meinung stützen, die so viele Aerzte von jenem Medicinalwesen noch gegenwärtig hegen, und der Wahn, der viele jüngere Aerzte antreibt, in Wien zu suchen, was sie doch dort nicht finden können, und was ihnen in so reichem Maasse diejenigen Gegenden ihres deutschen Vaterlandes darbieten, die von der Sonne ächter Aufklärung wohlthätig erwärmt werden? — —

fach gerügtes, zu den wichtigsten gehörendes Gebrechen, das als die unmittelbare Folge der Unzweckmässigkeit der dasselbe betreffenden gesetzlichen Verfügungen betrachtet werden muss, brauche ich namentlich anzuführen, um mich gegen den Vorwurf, etwas Unmögliches oder Unausführbares gefordert zu haben, sicher zu stellen — ich meine die Pfuscherei der Chirurgen. Obgleich Gesetze sie verbieten, so treibt sie doch ihr Wesen fast aller Orten so wenig im Geheimen, dass man manchmal fast zweifelhaft werden möchte, ob sie wirklich gesetzlich und ausdrücklich verboten sei. Wollte man aber auch behaupten, dass die unteren Medicinalbehörden diesem Gegenstande überall die Aufmerksamkeit schenken, die er in so hohem Grade verdient, und dass also meistens den Schuldigen die verdiente Strafe treffe, so kann dies doch offenbar nur von denjenigen Fällen gelten, in welchen das Unzweckmässige und Nachtheilige einer solchen Pfuscherei oder ärztlichen Misshandlung erwiesen werden kann. In allen denjenigen Fällen aber, in welchen besonders in Sachsen durch das die Ausübung der innern Heilkunde betreffende Mandat vom 1. Juni 1824 den Chirurgen die innere Praxis gestattet ist, so wie in unzählbar anderen, zu welchen die Unbestimmtheit eben dieser Verordnung ihnen Thor und Thür öffnet, werden diese Individuen, ohne fürchten zu müssen, von dem Gesetz erreicht zu werden, unbefugt innere Curen unternehmen und daher selbst in der besten Absicht, Leidenden Hülfe zu leisten, fast immer ein falsches Mittel zu Erreichung dieses Zweckes ergreifen und dadurch oft direct unersetzlichen Schaden stiften, noch öfterer aber indirect, indem sie den Kranken hindern, zweckmässigen Rath von einem erfahrenen Sachverständigen einzuholen, und dadurch Veranlassung geben, dass eine anfänglich leicht zu hebende Krankheit einen tödtlichen Ausgang nimmt, oder einwurzelt und unheilbar wird. Sollte es nicht möglich sein, diese Quelle vielfachen Unheils und Elends zu verstopfen? Das gründlich und unfehlbar helfende Mittel zu diesem Zwecke würde freilich, wie der ungenannte Verfasser des höchst lesens- und beherzigungswerthen Aufsatzes: „Ueber die unbefugte Praxis der Chirurgen“ (in d. Sächsischen Vaterlandsblättern. 1840. Nr. 12.) mit Recht bemerkt, die gänzliche Aufhebung des Standes der Chirurgen sein, die auch für Baiern als eine höchst wünschenswerthe bereits früher Can-

statt (in Henke's Zeitschr. für Staatsarzneikunde. 27. Ergänzungsheft 1840.) beantragt hat. Allein vor der Hand und bis diese Maassregel ins Leben getreten sein wird, würde es genügen, wenn in einer öffentlich zu erlassenden Verordnung wegen Ausübung der innern Praxis eine grössere Bestimmtheit, Begrenzung und Specialisirung der einzelnen Fälle, in welchen Chirurgen ein innerliches Heilgeschäft übernehmen dürfen, gebracht würde, um Auswegen und Ausflüchten, wie sie besonders die §§. 12 und 13. des erwähnten Mandats gestatten, zu begegnen, und dabei zugleich der Umstand berücksichtigt würde, dass es bei dergleichen Individuen nicht, wie bei den zu sogenannten inneren Curen vollkommen Berechtigten, darauf ankommen kann, zu erweisen, dass eine unbefugt unternommene Cur geschadet habe. Dass sie unternommen worden ist, unter Umständen, die das Gesetz als rechtfertigende nicht anerkennt, darin besteht, meines Erachtens, das strafwürdige Verbrechen, welches jetzt täglich ohne Scheu und ungeahndet begangen wird. Eben so wenig kann als eine gültige Bedingung der Schuld des Pfuschers angesehen werden, obschon sie ebenfalls in neuerer Zeit aufgestellt worden ist, dass die nothwendige Vorsicht bei der unbefugten Behandlung von Seiten desselben nicht beobachtet worden sei. Denn nur von Dem, der einer Sache kundig ist, lässt sich die nöthige Vorsicht bei derselben erwarten und fordern, weil ihm allein die Klippen bekannt sind, an denen man scheitern kann. Der Unkundige und Halbwisser aber handelt — streng genommen — immer unvorsichtig, und sein Handeln macht ihn also in allen Fällen strafwürdig *). Durch gewissenhafte Befolgung einer solchen zweck-

*) Pfuscher sind, meines Bedünkens, immer strafwürdig, auch wenn ihr gesetzwidriges Verfahren keinen Nachtheil angerichtet hat, ja sogar dann noch, wenn sie genützt haben. Insofern also kommt auf das Resultat ihrer Wirksamkeit wenig oder gar nichts an. Uebrigens wird in dergleichen Fällen immer noch der Versuch gemacht werden können, ob es sich beweisen lässt, dass aus ihrer Pfuscherei Nachtheil hervorgegangen ist. Ist dieser Beweis möglich — und er wird durch Hülfe der oben desiderirten gesetzlichen Verordnung es fast immer sein — so wird der Pfuscher auch für den angerichteten Schaden gestraft zu werden verdienen, also in diesem Falle doppelte Strafe leiden müssen. Nicht unter den Begriff der Pfuscherei zu subsumiren sind diejenigen ärztlichen Bemühungen, wie z. B. zur Rettung Scheintodter u. s. w., welchen sich Laien, in Ermangelung eines Arztes, nicht blos mit Bewilligung der Gesetze, sondern auch auf ausdrücklichen Befehl der obern Staatsbehör-

mässigen, diesen hochwichtigen Gegenstand betreffenden gesetzlichen Verordnung, deren Erlass als dringendes Bedürfniss namentlich auch für Sachsen erscheint, würden die genannten Afterärzte unfehlbar gehindert werden, so vielen und mannichfaltigen Schaden zu stiften, als wir ihnen, der Erfahrung zu Folge, beimessen müssen. Wenn nun zugleich auch dafür gesorgt ist, dass der Staat eine hinlängliche Zahl tüchtiger, in jeder Hinsicht gebildeter Aerzte besitze, so ist, meines Erachtens, in dieser Hinsicht von seiner Seite alles geschehen, was er zu Verhütung solcher Vergehungen thun konnte, von welchen in diesem Aufsatze die Rede ist, und dass in Hinsicht der Bildungsanstalten für Aerzte in den meisten deutschen Staaten überhaupt und in Sachsen insbesondere wenig zu wünschen übrig sei, habe ich bereits im Vorhergehenden angedeutet. Es giebt indessen, wenn ich nicht sehr irre, auch bei uns noch ein anderes, gar nicht gering zu achtendes und doch leicht zu entfernendes Hinderniss, welches der Verhütung ärztlicher Vergehungen am Krankenbette im Wege steht, und ich darf gewiss auf die Zustimmung aller einsichtsvollen Männer rechnen, wenn ich es in dem Mangel classischer Vorbildung, die, obschon sie in neuester Zeit wieder von manchen Seiten für entbehrlich und überflüssig gehalten wird, dennoch erst die wahre Befähigung zum gedeihlichen Studium wie der Wissenschaften überhaupt, so der Heilkunde insbesondere ertheilt, in der Unreife also vieler die Universität beziehender und insbesondere dem Studium der Heilkunde sich widmender Jünglinge zu finden glaube. Eine gesetzliche Bestimmung befiehlt zwar, dass Diejenigen, welche sich dem Studium der Wissenschaften widmen wollen, ein Zeugniss ihrer wissenschaftlichen Reife für diese Studien beibringen, es erlaubt aber nicht, dass die geistig Unreifen von der Aufnahme in die Zahl der Studirenden und von dem Besuche der wissenschaftlichen Vorlesungen ausgeschlossen werden. Die erste Hälfte

---

den unterziehen. Aber eben so wenig, wie diese Laien, verdienen diejenigen Chirurgen und die Krankenwärter, welche den Anordnungen und Befehlen eines Arztes Folge leisten, den Namen der Pfuscher, weil sie bei ihren Verrichtungen und Geschäften, wie jene bei ihren Rettungsversuchen, nicht dem eigenen Urtheile und ihrer Willkühr folgen, sondern deutlich ausgesprochenen, ihr ganzes Verfahren genau bestimmenden Verordnungen, von welchen sie sich aber auch keine Abweichung erlauben dürfen, wenn wirklich das Prädicat der Pfuscher keine Anwendung auf sie finden soll.

dieser gesetzlich getroffenen Einrichtung beruht auf Gründen, welche gar keiner Erörterung bedürfen, da sie auch dem Kurzsichtigsten einleuchten müssen, die zweite aber scheint mit der ersten im Widerspruche zu stehen. Allein auch für sie sprechen drei allerdings nicht verwerfliche Gründe, und sie erklärt sich leicht durch die Annahme, dass dabei der Gesetzgeber theils die Absicht gehabt habe, den freien Entschluss der jungen, den Wissenschaften sich widmenden Männer und ihre Entscheidung über ihr eigenes Schicksal nicht zu hindern, theils darauf Rücksicht genommen habe, dass die Anlagen mancher Individuen sich erst in den späteren Lebensjahren entwickeln, und dass das männliche Alter dieser Individuen Früchte trägt, welche das jugendliche nicht erwarten liess, endlich auch, dass jene Erlaubniss des Besuchs der Vorlesungen noch keine Ansprüche auf irgend ein öffentliches Amt für Denjenigen in sich schliesst, der nach beendigten Universitätsstudien die von den obern Behörden angeordneten Prüfungen beruflicher Tüchtigkeit nicht zu bestehen vermag, der Staat mithin durch jene Erlaubnissertheilung gar nicht gefährdet wird. So entscheidend dieser letzte Grund zu sein scheint, so lehrt doch die Erfahrung, dass mancher von Denen, welche anerkanntermaassen unreif und sogar geistig unfähig die Universität beziehen, nach geendigter gewöhnlicher Studirzeit unreif und untüchtig auch ein Amt erlangt, und diese Erfahrung, verbunden mit anderen leicht aufzufindenden Rücksichten, lässt uns bedauern, dass das Gesetz nicht einem Jeden, der nicht das Zeugniss wissenschaftlicher Reife auf die Universität mitbringt, den Zutritt zu dieser geradehin verbietet. Erscheint dieser Wunsch schon im Allgemeinen gerechtfertigt — unter anderen auch darum, weil seine Erfüllung den zu wissenschaftlichen Studien Unreifen hindern würde, drei oder vier seiner besten Jünglingsjahre zu verlieren und Geld und Mühe vergeblich zu verwenden, und weil die spätere, unerwartete Entwickelung von geistigen Kräften und Talenten eine Ausnahme von der Regel und zugleich ein so seltenes Glück ist, dass es nicht Jeder für sich in Anspruch nehmen kann — so wird er in Beziehung auf das Studium der Heilkunde noch um vieles leichter zu rechtfertigen sein. Denn während der Theolog und Jurist dem Staate in manchem Amte treu und redlich dienen können, welches weder grossen Scharfsinn, noch einen Reichthum von Kenntnissen fordert,

kann der Arzt, dem beides abgeht, auch bei dem besten Willen durch seine öffentliche Wirksamkeit fast gar nicht nützen, desto gewisser aber wird er durch eben diese Wirksamkeit einen oft gar nicht zu berechnenden Nachtheil und grosses Unheil anrichten.

So viel über die Mittel, Vergehungen der Aerzte am Krankenbette gesetzlich zu verhüten. Möchte jeder Staat durch die ihm zu Gebote stehenden, bisher entweder gar nicht, oder doch nicht in ihrem ganzen Umfange gebrauchten Hülfsmittel diese Vergehungen immer seltener und seltener machen!

Können Forschungen nach homöopathischen Grundsätzen für die Pharmakodynamik heilbringend sein?

Von Dr. *Scharlau* in Stettin.

Braune. Ich bitt' um Mittel, ein erfrorner Fuss
Verhindert mich am Wandeln, wie am Tanzen.
Mephistopheles. Erlaubet einen Tritt von meinem Fuss.
Braune. Nun das geschieht wohl unter Liebesleuten.
Mephist. Mein Fusstritt, Kind! hat Gröss'res zu bedeuten.
Zum Gleichen Gleiches, was auch immer litt;
Fuss heilet Fuss, so ist's mit allen Gliedern.
Heran! gebt Acht! ihr sollt es nicht erwiedern.

Goethe. Faust. Th. 2.

Es haben sich in neuester Zeit mehrfach Stimmen erhoben, welche in der Prüfung der Arzneien an Gesunden und in dem Auffinden recht vieler specifischer Heilmittel das einzige Heil für die Förderung der Arzneimittellehre finden wollen. Es soll Zweck dieser Arbeit sein, zu untersuchen, in wie weit und in welchem Sinne diese Behauptungen richtig sind.

Die Jünger der Homöopathie, der Theorie ihres Messias folgend, sind als diejenigen Aerzte zu betrachten, welche nach möglichst vielen specifischen Mitteln haschen; es wird nothwendig sein, zuerst die Principien, nach denen sie ihre Forschungen leiten, zu erörtern.

Hahnemann sagt in seinem Organon: „Wenn ich Krankheit eine Stimmung oder Verstimmung des menschlichen Befindens nenne, so bin ich weit entfernt, dadurch einen hyperphysischen Aufschluss über die innere Natur der Krankheiten überhaupt, oder eines einzelnen Krankheitsfalles ins Besondere geben zu wollen.

Es soll mit diesen Ausdrücken angedeutet werden, dass die Krankheiten erwiesener Maassen nicht sind und nicht sein können, mechanische oder chemische Veränderungen der materiellen Körpersubstanz und nicht von einem materiellen Krankheitsstoffe abhängen, sondern nur geistige, dynamische Veränderungen des Lebens."

Nach Hahnemann sollen ähnliche Krankheiten sich aufheben. Um eine ähnliche Krankheit, wie eine vorhandene, zu erzeugen, bedient er sich der Arzneimittel, von denen er behauptet, dass sie nach der Darreichung bei Gesunden Symptomencomplexe erzeugen, welche denen bei vielen Krankheiten ähnlich sind. Er behauptet ferner, dass die natürliche Krankheit von der Arzneikrankheit besiegt werde, und dass, da die letztere nach einer gewissen Zeit von selbst schwinde, die Gesundheit hergestellt werde. Diese Heilungsart *similia similibus*, wie Hahnemann sie nennt, wiewohl sie in jeder Beziehung *contraria contrariis* geschieht, wie ich später zeigen werde, soll die vorzüglichste sein. Diese Heilmethode nennt Hahnemann die specifische; er versteht also darunter jenes Verfahren, bei welchem man aus einer Reihe von Arzneimitteln dasjenige auswählt, dessen Symptomencomplex, der nach der Prüfung am gesunden Körper beobachtet ist, mit dem des vorliegenden Falles am meisten übereinstimmt. Eine specifische Wirkung ist selbst eine Species, welche, gegen eine eigene Species von Krankheit gerichtet, dieselbe beseitigt; sie geht demnach auf das Wesen der Krankheit und nicht gegen die Symptome, welche meistens ganz unwesentlich sind und nicht behandelt werden, auch nicht behandelt werden können, ohne das Wesen zu berücksichtigen. Indem also die Homöopathie von specifischer Heilung spricht, gesteht sie, sich unbewusst, ein Wesen der Krankheit zu, wenngleich sie dasselbe läugnet und die Annahme desselben für eine unbegründete Redensart erklärt.

Nach Hahnemann giebt es keine Krankheitsfamilie, keine Species, jeder Fall ist ein neuer, so dass er sich nirgends wiederfindet; demnach sucht er bei der Prüfung der Arzneien an Gesunden möglichst viel Symptome zu finden, damit er für jeden individuellen Krankheitsfall auch ein passendes Mittel habe.

Das Leben ist ein selbstständiges Dasein, der Ausgleichungspunkt eines in wechselnder Spannung und Ausgleichung sich be-

findenden Verhältnisses, in welchem die Systeme eines Körpers unter sich und dieser zur Aussenwelt steht. Alle kosmischen und tellurischen Einflüsse versuchen es, vermöge einer gewissen Statik, welche zwischen ihnen und der Materie herrscht, sich dieser mitzutheilen. Durch diese Mittheilungen werden materielle Veränderungen in den Körpern hervorgebracht. Eine solche Statik findet man bei den imponderablen und wägbaren Stoffen, sobald letztere nur tropfbar oder ausdehnsamflüssig erscheinen. Jeder Organismus trägt die Tendenz nach höchster Zweckmässigkeit in sich, und muss demnach das Vermögen besitzen, diese Agentien für sich zu benutzen und seine Integrität zu behalten. Verfällt der Organismus diesen Einflüssen, so zeigt sich die Qualität des Lebens, welche wir als Krankheit bezeichnen, oder aber es erlischt das Leben als selbstthätiges Dasein und der Körper verfällt der Selbstentmischung.

In der Seele ist eine Vorstellung des normalen Körperzustandes, ein Behaglichkeitsgefühl; die Seele hat von den, der objectiven Anschauung unterworfenen Theilen ein bestimmteres Gefühl, als von den inneren, und deshalb weiss sie auch nur von den äusseren etwas, es sei denn, dass sie die inneren anatomisch kennen gelernt hätte. Man nennt dies Gefühl vom Normalzustande des Körpers das Gemeingefühl.

Haben materielle Veränderungen im Organismus Statt gefunden, welche von der Lebenskraft nicht ausgeglichen sind, so müssen durch die veränderte Wechselbeziehung zwischen der organischen Substanz, dem Blute und den Nerven Empfindungen dieses veränderten Zustandes in der Seele Statt finden. Die Seele empfängt also den Eindruck der quantitativen und qualitativen Veränderungen im Organismus, und während im gesunden Zustande das Gefühl der Qualität der einzelnen Organe in dem des Gesammtorganismus untergeht, tritt hier das Gefühl des einzelnen Theils in seiner veränderten Qualität hervor. Aus diesem verletzten Gemeingefühle gehen alle subjectiven Symptome der Krankheit hervor.

Je nach der Empfänglichkeit der Seele für die Aufnahme des Zustandes der veränderten Qualität des Körpers, bedingt durch körperliche Organisation und geistige Ausbildung, werden die Angaben über die subjectiven Krankheitserscheinungen auch ver-

schieden sein. Aus diesem Grunde geht schon zur Genüge hervor, dass die Angaben der Homöopathen über die Arzneiwirkungen um so weniger Werth haben können, da die meisten der von ihnen angegebenen Symptome nur subjective sind und da die gleichzeitig angegebenen objectiven Erscheinungen sehr häufig mit den ersteren im Widerspruche stehen.

Hahnemann läugnet die Naturheilkraft gänzlich und sagt, dass diese nur eine rohe, verstandlose, rein vegetative Lebenskraft sei, die keine Krankheit zu heilen vermöge. Wenn die höchste Zweckmässigkeit aber nothwendiges Attribut in der Organisation aller Geschöpfe ist, so muss derselben nothwendig die Eigenschaft innewohnen, aus dem Zustande der veränderten Qualität des Lebens in den normalen Zustand zurückzukehren. Diese Eigenschaft ist auch wirklich vorhanden und wird täglich beobachtet; sie ist die, von der Homöopathie aus Gründen, welche ich später angeben werde, geläugnete Naturheilkraft, die grosse Lehrerin aller Aerzte.

Bei der gestörten Harmonie des Körpers kann der stets fortschreitende Stoffwechsel nicht auf gesetzlichem Wege vor sich gehen; nothwendiger Weise folgt hieraus eine Veränderung des Blutes und der Absonderungen, so wie eine fehlerhafte Erregung des Nervensystems.

Hieraus geht hervor, dass die Ansicht von Hahnemann, dass die Krankheit eine rein dynamische Verstimmung des Befindens im menschlichen Körper sei, vollständig unrichtig ist, und dass alle Krankheiten in Folge materieller Veränderungen im Organismus erscheinen, und dass selbst die dynamischen Leiden in Folge der veränderten Materie sich ausbilden.

Das Wesen der Krankheit, das sowohl wie die Krankheit selbst als Einheit, als eigene Form des Lebens von der Homöopathie vollständig geläugnet wird, umfasst den Begriff des Verhältnisses, in welchem der Organismus zu den aus der Harmonie des Lebens herausgetretenen Systemen oder Organen steht, mithin das Grundverhältniss der qualitativen und quantitativen Veränderungen des Lebensprocesses in Bezug zum Normalzustande desselben. Das Bestreben, dies Verhältniss zu ergründen und aus der Naturbeobachtung die Wege kennen zu lernen, auf denen der Organismus zum gesetz-

mässigen Leben zurückkehrt, ist Zweck alles ärztlichen Handelns.

Der Zweck des homöopathischen Verfahrens ist dagegen, möglichst viel Krankheitssymptome herauszufinden, um gegen diese dann ein Arzneimittel in Anwendung zu bringen, das bei seiner Anwendung an Gesunden ähnliche Erscheinungen hervorruft. Zu dem Ende beziehen sich alle Forschungen im Felde der homöopathischen Pharmakodynamik darauf, möglichst viel Symptome nach der Anwendung eines Arzneimittels an Gesunden aufzufinden, um bei vorkommenden Fällen eine Auswahl von Mitteln zu besitzen, aus der man dasjenige zur Anwendung für den einzelnen Fall auswählt, dessen Erscheinungen mit denen der Krankheit Aehnlichkeit haben. Der Begriff der Aehnlichkeit schliesst den Begriff der Gleichheit nicht ein, denn es können z. B. zwei Dreiecke sich ähnlich, aber dennoch nicht gleich sein; *aequalia aequalibus* liegt aber zur Bildung einer willkührlichen Theorie näher, als *similia similibus*. Es haben sich zwar Apostaten von Hahnemann's Lehre gefunden und sich Isopathen genannt, welche den Satz *aequalia aequalibus* zum Heilungsprincip erhoben, diese reichen z. B. den Inhalt der Krätzpustel wider die Krätze, Chankereiter gegen Chanker, Krebsjauche gegen Krebs u. s. w. Diese traurigen Pseudo-Hahnemannianer haben aber nicht bedacht, dass Krankheitsproducte nicht die Krankheit selbst sind, und dass sie demnach wieder fehlschiessen. Je besser ein Symptomencomplex einer Arzneikrankheit zu einem Aggregat wirklicher Krankheitssymptome passt, desto sicherer glaubt die Homöopathie Heilung von dem Arzneimittel erwarten zu dürfen, welches die ersteren zu erzeugen im Stande ist, und desto mehr verdient es den Namen eines specifischen Mittels gegen diese Symptome. Die Homöopathie hat demnach nur *specifica ad symptomata*. Hahnemann bezahlte bei Abfassung seiner reinen Arzneimittellehre die Leute, welche er zu seinen Arzneiprüfungen benutzte, am reichlichsten, welche ihm die meisten Symptome angaben; natürlich gaben diese Probirsteine die grösste Anzahl derselben an. Um einen Beweis zu geben, in welcher Art selbst im Jahre 1841 noch die Arzneimittellehre von den Homöopathen bearbeitet ist, mache ich hier auf das Handbuch der homöopathischen Arzneimittellehre von Dr. Noack und Dr. Trinks,

Respiration vom Collapsus der Lungen (?), heisser, beschleunigter Athem, beschleunigter Herzschlag, Pulsiren in der Brust, Abschälen der Haut zwischen den Fingern.

Um nun doch einmal alle diese Empfindung durchzumachen und mein Gemeingefühl vielseitig auszubilden, um einmal die Paradoxen, welche in dieser Heilmittellehre aufgestellt sind, an mir selbst zu erfahren, habe ich den Salmiak in homöopathischen und allöopathischen Gaben in längeren Zwischenräumen und auch anhaltend in kürzeren, bei einer streng homöopathischen Diät gebraucht, allein ich habe auch nicht eine dieser Erscheinungen bestätigt gefunden. Es muss nun allerdings Wunder nehmen, wie diese 229 Symptome alle beobachtet sein können, allein wenn man das ganze Symptomen-Verzeichniss durchliest, so findet sich, dass viele von diesen allen Katarrhen sämmtlicher Schleimhäute, sowohl in Bezug auf die denselben eigenthümlichen, als auch die consensuellen Symptome, so wie den rheumatischen Krankheitszuständen entnommen, und dass, um dies zu verdecken, eine Menge anderer, unwesentlicher, jedoch auch zuweilen vorkommender Symptome diesen hinzugedichtet und als wirklich beobachtet angegeben sind. Da nun in neuerer Zeit, nach der Erklärung der Homöopathen, das Wesentliche der kleinen Arzneigaben geläugnet wird, so folgt die Nutzanwendung dieser Symptomen-Sammlung von selbst und zwar folgender Art:

die Homöopathen, von der Nichtigkeit ihrer Lehre überzeugt, wollen diese zu Ehren bringen, demnach fingiren sie als Erscheinungen der Arzneiwirkung diejenigen Symptome der Krankheitszustände, gegen welche erfahrungsmässig der Salmiak mit Erfolg angewandt wird.

Ich will aus den angegebenen Symptomen hier einen Auszug liefern:

Schwere in Kopf, Brust und Extremitäten, drückende Schmerzen bald hier, bald da, Ziehen und Reissen, mit Abgeschlagenheit des ganzen Körpers, Klopfen im Kopfe, Spannen in den Flechsen, die Kopfaffectionen verschlimmern sich früh, die gastrischen und Unterleibsbeschwerden Nachmittags, die Hautaffectionen und fieberhaften Störungen Abends und des Nachts (hört! hört!), Wallungen mit Aengstlichkeit, Mattigkeit, Neigung des Blutes zur Auflösung und

Zersetzung, *Status pituitosus*, Gähnen, Schlaflosigkeit, Träumereien, Frostigkeit den ganzen Tag, Schüttelfrost Abends oder Nachts, weisse Zunge, Verstopfung oder Durchfall, von schleimiger oder galliger Beschaffenheit, Wölkchen und Bodensatz im Urin, Schweisse, voller oder kleiner Puls, Bangigkeit, Verdriesslichkeit, Wüstigkeit, Schwindel, Stirnkopfschmerz, Reissen in der Kopfhaut, Mattigkeit des Auges, Hämmern über den Augen, Flimmern vor den Augen, Brummen vor den Ohren, fahle Gesichtsfarbe, *Eczema gastricum*, Zahnschmerz, Aphthen, erschwertes Schlingen (Angina), Trockenheit im Halse, Räuspern und Krächzen, bitterer, pappiger, saurer Geschmack, Durst, Appetitlosigkeit, Aufstossen, Ekel, Brechneigung, Erbrechen von Schleim und Galle, Magendrücken (*Catarrhus ventriculi*), Ziehen, Wühlen und Winden im Magen (*Rheumatismus ventriculi*), Aufschwellung der Präcordien, Schmerz im rechten Hypochondrium (*Morbus biliosus*), Flatus, Leibweh beim Stuhlgange, Tenesmus und Brennen am After, Harnzwang, Abgang von Urin, der kreideartige Flecke macht (*Catarrhus vesicae*), Stock- und Fliessschnupfen, Heiserkeit, Husteln und Kitzeln (erstes Stadium des Katarrhs der Luftröhre), lockerer Husten und Schleimrasseln (zweites Stadium), beschleunigter Herzschlag (Fieber), Schmerzen im Rücken, Nacken und den Extremitäten, Kreuzschmerz (*Febris rheumatica*), Ziehen und Reissen in den Extremitäten.

Ich glaube, durch dies eine Beispiel die ganze Tendenz dieser und aller anderen homöopathischen Arzneimittellehren zur Genüge dargethan und die Quellen, aus denen Herr Dr. Trinks und Noack geschöpft, nachgewiesen zu haben.

Die Homöopathie braucht weder pathologische, noch normale Anatomie, da es ja nur Symptome dynamischer Verstimmungen sind, welche sie zum Gegenstande ihres Handelns macht, und diese im Cadaver nicht nachweisbar sind: wunderbarer Weise folgt diesen Arznei-Symptomen ein Abschnitt, pathologische Anatomie betitelt. Die aufgeführten Erscheinungen finden sich nach gastrischen Fiebern, Magenerweichung, Ileotyphus und Magenkatarrhen, werden aber niemals nach homöopathischen Gaben des Salmiaks bemerkt werden. Ueberdies müssen wir die Herren Dr. Trinks u. Co. fragen, woher sie diesen Sectionsbefund haben; Prüfungen an Thieren verwirft die Homöopathie (vgl. Medicinischer

Argos, Bd. 3. S. 294.) als unzureichend, und Menschen werden sie doch nach der Darreichung des Salmiaks nicht geschlachtet haben? Demnach ist nur die Möglichkeit vorhanden, dass sie die pathologischen Befunde von Verstorbenen nahmen, die an Krankheiten zu Grunde gingen, gegen welche man den Salmiak anwendet. Daraus folgt, dass Dr. Noack sich desselben Verbrechens schuldig macht, dessen er den Dr. Fickel, weiland Director der homöopathischen Klinik in Leipzig, bezüchtigt, nämlich des literarischen Betrugs (vgl. *Olla potrida* von Dr. Noack). Diesem Capitel folgt nun eins mit der Ueberschrift: Klinik, alte Schule. In diesem ist die Wirkung des Salmiaks angegeben, als bewirkend: vermehrte Schleimabsonderung, Erschlaffung der Muskeln des Darmcanals, überhaupt Depression des Muskelsystems, Aufregung des Rückenmarks, Erregung der peripherischen Thätigkeit in den irritablen Gebilden, mit der Tendenz zur Verflüssigung, zur Zersetzung, zum Collapsus. Dieser allgemeinen Angabe folgen die speciellen Fälle, in denen der Salmiak dienlich ist. Unter der Rubrik: Anwendung nach homöopathischem Princip, heisst es: die Wirkung des Salmiaks besteht in vermehrter Schleimabsonderung, Erregung der peripherischen Thätigkeit in den irritablen Gebilden, mit der Tendenz zur Verflüssigung, Zersetzung, zum Collapsus. Wo liegt denn hier nun der Unterschied zwischen der Annahme der Allöopathie und Homöopathie? Merkwürdig genug heisst es hinterher: der Salmiak findet seine Anwendung im *status pituitosus* (also einer Krankheitsform!); was die alte Schule in therapeutischer Beziehung hierüber angiebt, das fusst unmittelbar auf homöopathischem Grund und Boden; die Krankheiten, welche sie erfahrungsmässig mit Salmiak zu heilen vermochte, scheinen fast sämmtlich recht eigentlich auf homöopathischem Wege geheilt worden zu sein. Zum Schluss heisst es: Salmiak passt vorzüglich bei venös-lymphatischer Constitution u. s. w. im Mercurialsiechthum und Scorbut (eine Unwahrheit!), in *Cardialgia ex plethora ventriculi*, *Ophthalmia angularis*, *Aneurysmen*, *Miliaria*, *Tussis chronica*, *Dysmenorrhoea* u. s. w. Was soll man zu dieser Naivität sagen: also die alte Schule hat, als früher bestehende, ihre Grundsätze, welche die später entstandene zu bestreiten vorgiebt, von dieser entnommen? — Und beide sollen

sich entgegengesetzt sein, wie Schwarz und Weiss, Licht und Finsterniss. Wahrlich ein Paradoxon sonder Gleichen. Die Homöopathie läugnet jede Krankheitsspecies, und kennt nur Symptome, ist denn Scorbut ein Symptom, oder die Melancholie u. s. w.? —

Endlich kommt ein Abschnitt: Gegenmittel betitelt. Aber kann eine Lehre, deren Princip *similia similibus* ist, von Gegenmitteln, also *contraria contrariis* sprechen. Gegenmittel sollen die Wirkungen eines Mittels aufheben, dies geschieht aber dem homöopathischen Princip gemäss nur durch die Darreichung desselben Mittels. O, unsterbliche Götter, wer fasst diese Weisheit! — Unter den Gegenmitteln ist Blausäure, Kamphor, Kaffee, Kirschlorbeerwasser und Salpeteräther genannt. — Als verwandte Mittel sind: alle anderen Ammoniumpräparate, Arnica, Arsenik, Belladonna, Bryonia, Lykopodium, Schwefelleber, Quecksilber, Brechnuss, Pulsatilla, Phosphor, Rhus, Schwefel, Chinin, Conium, Sarsaparille, Senega, Kieselerde, Eisen, Graphit, Kali, Mangan und Zink genannt. Die Wirkungsdauer bei gesunden Personen ist 28 Tage und darüber, bei Krankheiten 12—24 Stunden. Die Gabe ist 1 Gran der zweiten oder dritten Verreibung 1—2 Mal täglich.

Zur Bestätigung meiner folgenden Ansichten habe ich das Opfer nicht gescheut, mich durch diesen Wulst der Wiederholungen, Widersprüche und Fälschungen hindurch zu arbeiten. Was soll man aber zu diesen Verwandtschaften sagen? — Könnte man nicht mit demselben Rechte eine Verwandtschaft zwischen einem homöopathischen Schwätzer und einer Elster finden; sind nicht beide der grossen Familie der Warmblütler angehörig, und haben sie nicht Aehnlichkeit mit ihrem sinnlosen, angelernten Geschwätze.

Beim Antimon, sagt die Homöopathie, hat die alte Schule der neuen Lehre tüchtig vorgearbeitet (also wirklich); beim Blattsilber heisst es: die alte Schule hat das Blattsilber nur in einer sehr geringen Anzahl von Fällen als Heilmittel benutzt, die Homöopathie kennt das Mittel noch wenig und seine physiologischen Wirkungen umfassen zur Zeit noch einen kleinen und beschränkten Kreis. (Hier hat wohl die alte Schule nicht tüchtig vorgearbeitet?)

Wenn ich hier noch die Beweise häufen sollte, so würde ich noch Bogen füllen können, jedoch ich fürchte schon, die Geduld meiner Leser zu ermüden. *Sapienti sat.*

Wenn die Homöopathie jede Krankheitsspecies läugnet und annimmt, dass jeder Krankheitsfall ein anderer sei, der in dem Leben der Individuen sein Analogon nicht wieder findet, so ist dies nicht zuzugestehen, denn wenn gleich jeder Krankheitsfall durch Alter, Constitution, Lebensweise und Temperament des Individuums modificirt wird, so ist es doch gewiss, dass es Krankheitsspecies und Krankheitsfamilien giebt, deren wesentliches Grundverhältniss immer dasselbe bleibt. Wenn nun aber auch wirklich diese Aufstellung von Hahnemann wahr wäre, so fällt dadurch sein ganzes Gebäude von den Arzneiprüfungen an Gesunden über den Haufen, da diese an Leuten gemacht sind, die sich immer nur im Besitz einer relativen Gesundheit befanden und die zweitens von ganz verschiedenen Constitutionen u. s. w. waren. Auf alle diese Verhältnisse haben der Schöpfer der Homöopathie so wenig wie seine Nachfolger irgend wie Rücksicht genommen, wenn gleich sie die grösste Genauigkeit in der Symptomen-Beobachtung scheinbar zum Hauptgegenstande ihres Handelns machen und machen müssen, um die diesen entsprechenden specifischen Heilmittel zu finden.

Specifisch, besonders, eigenthümlich wird man diejenigen Wirkungen eines Arzneimittels nennen müssen, die sich immer und unter allen Verhältnissen, abgesehen von der Individualität des Subjects, bei dem es angewandt wird, in den dadurch erzeugten Erscheinungen als dieselben herausstellen. Demnach müssen durch ein Arzneimittel immer dieselben materiellen und dynamischen Veränderungen hervorgerufen werden, als deren Aeusserungen sich die beobachteten Symptome kund geben. Dass wir irgend ein solches Arzneimittel besitzen, muss ich hiermit durchaus verneinen, ebenso auch, dass wir ein solches Arzneimittel besitzen können. Um nur eines Mittels zu erwähnen, erinnere ich an den Brechweinstein; er ist vielleicht eins der wenigen Mittel, von dem wir in vielen Fällen die gehoffte Wirkung auf die antiperistaltische Bewegung des Magens und auf die Leber-, Darm- und Hautsecretion erlangen, dennoch giebt es nicht wenig Fälle, wo selbst starke Gaben desselben nur geringe, selbst keine Wirkung hervorbringen, wo ferner die Wirkung einseitig und unvollständig ist. Krankheiten modificiren die Wirkung des Brechweinsteins; so erbrechen Kinder mit Croup sehr schwer, ebenso beim

Hydrocephalus im zweiten und dritten Stadium, beim Anfang des Abdominaltyphus tritt nur sehr unvollständiges Erbrechen, beim Säufer und Tobsüchtigen fast gar nicht ein. Die Nordländer bedürfen einer grössern Gabe, als die Südländer, der Bewohner der Ebene weniger, als der der Gebirge u. s. w. Specifisch wirkt nicht einmal die Blausäure und das Opium; wie grosse Mengen des letzteren verträgt nicht der am *Delirium tremens* und am *Tetanus* Leidende?

Die Homöopathie will *specifica ad symptomata* und glaubt dies Bestreben bereits belohnt zu sehen. Ob es specifische Mittel in diesem Sinne geben könne, will ich jetzt untersuchen. Das Leben habe ich festgestellt, als selbstthätiges Dasein organisirter Wesen, die zu ihrer Erhaltung der Aussenwelt bedürfen. Die Einflüsse der Aussenwelt auf den Organismus dienen als Reize für die Materie; diese hat Empfänglichkeit für den Reiz, verhält sich mithin zuerst leidend gegen denselben, indem sie ihn in sich aufnimmt und demselben das Hervorbringen materieller und dynamischer Veränderungen, welche letzteren immer durch die ersteren bedingt sind, gestattet. Die Materie, im Normalzustande ihrer Qualitäten, setzt dem Reiz eine ihm adäquate Gegenwirkung entgegen; wir erkennen diese Gegenwirkung an den äusseren Veränderungen der Organismen, also an der aufgehobenen Ruhe. Es bilden mithin Reiz, Reizempfänglichkeit und Gegenwirkungsvermögen die Grundlage aller Lebensäusserungen.

Aehnliche Vorgänge finden in unorganischen Gebilden statt; empfängt ein Körper einen Stoff, so setzt er diesem entweder eine gleiche Kraft entgegen und verharrt in seiner Lage, oder seine Gegenwirkung ist geringer und er weicht in der Richtung des Stosses aus, wenn die Zeitdauer der Einwirkung unter $^1/_6$ Secunde beträgt. Wird ein mit freier Elektricität geladener Körper einem andern genähert, so setzt der letztere dem ersteren die entgegengesetzte Elektricität entgegen; es finden sich also auch in der unorganischen Welt viele derselben Verhältnisse wie in der organischen wieder, nur sind sie durch die Materie modificirt.

Bei jedem Reize findet eine materielle Veränderung im gereizten Körper Statt, so wird durch den Sauerstoff, die Wärme, Feuchtigkeit und Elektricität der Luft die Lunge und die Haut zu gas- und dampfförmigen Ausscheidungen disponirt; werden die

Thiere in einen luftverdünnten Raum gebracht, so hören diese Reize für Lunge und Haut auf, die Ausscheidungen finden nicht Statt, und die Thiere sterben. Pflanzen, welche im Dunkeln keimen, sind blassgelb, unter Einwirkung des Lichts findet in den Chlorophyllkörnern diejenige materielle Veränderung Statt, welche ihnen die grüne Farbe ertheilt. Solcher schlagender Beispiele liessen sich noch viele anführen, wenn es solcher überhaupt noch bedürfte. So lange der Organismus die Fähigkeit besitzt, sich diese Agentien zu unterwerfen, so lange bleibt das Leben ein normales; Chemismus und Elektricität werden vom Leben assimilirt und verlieren ihre Eigenthümlichkeit. Unterliegt der Organismus, so treten die letzteren Agentien frei hervor.

Es giebt Substanzen, welche in den Darmcanal gebracht, von demselben aufgelöst und in ihre näheren Bestandtheile zerlegt werden, ohne dass zwischen ihnen und dem lebenden Organismus eine chemische Verbindung eintritt. Nur organische Verbindungen gehen aus ihnen hervor, und man nennt diese Substanzen Nahrungsmittel. Zum Begriff des Nahrungsmittels gehört, dass es erstens sein selbstständiges Leben verloren habe, und zweitens, dass es aus einer grossen Anzahl von Atomen von drei oder vier Grundstoffen zusammengesetzt sei, da diese nur durch eine schwache chemische Verwandtschaft zusammengesetzt sind und deshalb schon durch die schwachen chemischen Kräfte des Organismus zerlegt werden. Die Körper, welche, in den Organismus gebracht, fähig sind, das Gleichgewicht seiner Functionen, mögen sie normal oder anomal sein, zu stören, oder gar mit demselben chemische Verbindungen einzugehen, werden Arzneimittel und Gifte genannt; letztere Benennung erhalten sie, wenn sie vermöge ihrer chemischen Verbindung im Stande sind, die Lebenskraft zu überwinden.

Arzneimittel sind also alle die Stoffe, welche in Bezug auf Qualität oder Quantität derselben im Stande sind, das Gleichgewicht des Organismus jedoch nur bis zu dem Grade zu stören, bei dem die Lebenskraft nicht unterliegt. Der Zweck der Arzneidarreichung ist also, die Störung des anomalen Verhältnisses im Organismus bis zu dem Grade herbeizuführen, dass von Seiten desselben Gegenwirkungen erfolgen, und dass mittelst dieser die Ausstossung von Krankheitsstoffen erfolgt, mit dieser aber auch der normale Lebenszustand zurückkehre. Für jede Arzneiwirkung

ist also nöthig, dass der Körper Reizempfänglichkeit und Gegenwirkungsvermögen besitze.

Es ist wohl einleuchtend, dass der gesunde Organismus in Bezug auf die Arzneiwirkung andere Gegenwirkungen zu machen im Stande ist, als der kranke, dass dieselben wenigstens durch die verschiedenen Zustände modificirt werden, dass mithin die Symptome, auf welche die Homöopathie allein etwas giebt, verschieden sein müssen, wenn auch das wesentliche Grundverhältniss in der Wirkung in vielen Fällen dasselbe bleiben mag. Aus diesem einfachen Grunde geht wohl zur Genüge hervor, dass die Arzneiprüfungen am Gesunden für ihre Anwendung beim Kranken nur sehr bedingten Werth haben, wenn sie nach dem Principe der Homöopathie gemacht und nur auf die Form der Erscheinungen bezogen werden. Es folgt aber ferner daraus, dass die Homöopathie niemals *specifica ad symptomata* haben könne, da die Reaction gegen ein gegebenes Mittel vom gesunden Organismus nach der Individualität des zur Prüfung benutzten Subjects verschieden ist. Eher lassen sich *specifica ad systemata* erwarten.

Ausserdem hat Hahnemann den Umstand gänzlich übergangen, dass ganz verschiedene Ursachen dieselben Erscheinungen hervorzurufen im Stande sind, und dass mithin von den empirisch betrachteten Symptomen der Arzneikrankheit und den der wirklichen Krankheit gar keine Schlussfolgen auf die Identität beider zu machen sind; indessen als pfiffiger Charlatan liess Hahnemann sich die Hinterpforte, dass er sein Princip: *similia similibus* und nicht *aequalia aequalibus* bezeichnete. Mit dieser Ausrede stürzt aber auch das ganze Gebäude seiner Lügentheorie über den Haufen. Man ist gezwungen, drei Factoren des Lebens im Organismus der Thiere anzunehmen; es ist wohl einleuchtend, dass der eine Factor nicht leiden kann, ohne den andern in Mitleidenschaft zu ziehen. Die Erfahrung lehrt ferner, dass der eine oder andere Factor des Lebens vorwaltend, allgemein oder örtlich erkranken könne; diese Prävalenz wird bedingt durch die Qualität der Krankheit oder des Individuums. Diese Störungen der Functionen können von dem einen oder andern Factor ausgehen, dennoch aber durch das Hineinziehen der anderen Erscheinungen herbeiführen, die, im Aeussern gleich, dennoch ein verschiedenes Grundverhältniss haben und demnach eine ganz verschiedene Behandlung er-

fordern. Um nur ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an Herzklopfen oder Ohnmacht; beide Zustände können in Folge von Blutfülle oder Blutmangel im Herzen, in Folge von Neurosen, Entzündungen, organischen Fehlern und psychischen Eindrücken entstehen. Der Homöopath wird, ganz unbekümmert um die Ursachen des Herzklopfens, irgend ein Mittel wählen, von dem er glaubt, dass es Herzklopfen mache, oder wenn er ein solches nicht hat, etwas Milchzucker reichen und ein angemessenes Regimen verordnen. Das Herzklopfen nach psychischen Einflüssen, nach Blutfülle im mässigen Grade oder von einer Neurosis entstanden, wird vergehen und der Arzt feiert einen Triumph, wiewohl die Natur hier selbst heilte; wo aber Blutmangel vorhanden, wo eine kräftige Diät, bittere und Eisenmittel gereicht, kurz alle die Bedingungen erfüllt werden müssen, um ein kräftiges Blut zu bilden, wo ferner eine Entzündung vorhanden, wird und kann die Homöopathie nichts leisten.

Wie traurig und hülflos ist der Homöopath gestellt, wenn er, sich des Wesens der Krankheit unbewusst, nur im Sumpfe der reinen Arzneimittellehre seines Messias herumwatend, überall sich verrathen, belogen und verlassen sieht, in der Verzweifelung nach dem Werke von Trinks und Noack greift, hier endlich ein Mittel findet, das zu passen scheint, dann aber zu seinem Unglück auf die verwandten Mittel sieht und hier eine lange Sippschaft der verschiedensten Stoffe aufgezählt findet. In einem Berichte, welcher der Akademie der medicinischen Wissenschaften in Paris über die Qualität der homöopathischen Aerzte in einer grossen deutschen Stadt abgestattet wurde, bemerkte der Referent, dass deren drei vorhanden und dass zwei derselben Ignoranten und der dritte ein Betrüger sei.

Hahnemann will so viele specifische Mittel, als es einzelne Krankheitszustände, nicht Krankheitsfamilien oder -Species giebt, denn er sagt: es giebt keine Species derselben, und keiner ist dem andern gleich. Wir wollen einmal annehmen, dass 10,000 Menschen in einer Stadt erkranken, in der nur homöopathisch geheilt würde; jeder Krankheitsfall, da er dem andern nicht ähnlich ist, erfordert ein besonderes Heilmittel, demnach wären also zur Erzielung von 10,000 specifischen Heilungen eben so viele Mittel nöthig! — Was sollen aber diese specifischen Mittel über-

haupt; kein Krankheitsfall hat sein Analogon, keiner ist dem andern gleich, mithin ist die Erfahrung, wenn sie wirklich gemacht wäre, unnütz, denn für jeden Fall müsste nach der Homöopathie ein neues Mittel gefunden werden.

Mit der Möglichkeit der Ergründung des Wesens der Krankheit und mit der Bekanntschaft der Heilwege, welche die Naturheilkraft einschlägt, um den Körper zur Gesundheit zurückzuführen, ferner mit der Bekanntschaft der innern Veränderungen, welche in den Functionen der Systeme und Organe des Körpers durch Arzeneistoffe hervorgerufen werden, ist man allein nur im Stande, Heilungen dort zu bewirken, wo erfahrungsmässig dem Organismus die Selbsthülfe unmöglich ist. Man bewirkt also Heilungen, indem man den Organismus zu solchen Reactionen zwingt, wie er sie bei bestimmten Zuständen, wo er selbst helfen kann, in bestimmten Systemen und Organen von selbst macht. Der rationelle Arzt ist also nur ein aufmerksamer *minister naturae*, während der Homöopath sich in seiner Anmaassung zum *magister* derselben aufwirft, jedoch nur scheinbar, denn Decilliontheile eines Tropfens oder das Riechen an der dreissigsten Verdünnung der Schwefeltinctur machen wohl keine Reactionen im Organismus.

Bei jeder rationellen Heilung bemüht man sich, die ausfallenden Functionen eines Organs oder Systems auf andere secretorische zu übertragen; da man nun die Heilzwecke auf diesem Wege erreicht, so ist es wohl einleuchtend, dass es nicht dynamische Zustände allein sind, welche die Krankheit bedingen, sondern wirklich materielle. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann von der Annahme, dass die alte Schule *contraria contrariis* heile, wohl nicht die Rede sein. Wahrscheinlich ging Hahnemann von der Idee aus, das Blutentziehungen und die sogenannten entzündungswidrigen Heilmittel, die Kälte u. s. w. sich zur Entzündung wie Wasser zum Feuer verhalte. Wer aber nur irgend einige medicinische Kenntnisse gesammelt hat, kann einer so grassen Empirie nicht huldigen.

Wir haben uns gewöhnt, für jede Erscheinung eine Ursache anzunehmen und aufzusuchen; dies Bestreben hat sich auch in der Arzneiwissenschaft geltend gemacht und der Satz: *cessante causa, cessat effectus* ist jedem rationellen Arzte zum Wahlspruch

geworden. Als Krankheitsursachen betrachtet man alle die Verhältnisse, welche im Stande sind die Harmonie im Organismus zu stören; Krankheitsproducte sind die, durch den gestörten Stoffwechsel und die behinderten normalen Ausscheidungen erzeugten anomalen Verbindungen in der Säftemasse. Es ist wohl einleuchtend, das bei jedem Heilbestreben sowohl die Ersteren, wenn sie noch vorhanden und entfernbar sind, als auch die Letzteren entfernt werden müssen. Die Homöopathie nimmt diese materiellen Zustände im Organismus nicht an, sondern nur eine dynamische Verstimmung, welche auch auf dynamischem Wege geheilt werden müsse, und zwar durch den Kampf der wirklichen Krankheit mit der Arzneikrankheit. Damit nun aber die materielle Seite des Arzneimittels so viel wie möglich in den Hintergrund trete und nur die dynamische wirke, denn sonst wäre es ja ein Kampf zwischen Dynamis und Materie, also, nach homöopathischer Ansicht von der Materie und Kraft, *contraria contratris*, so liess Hahnemann die Arzneien vielfältig und lange verreiben und verdünnen, damit, um mit ihm zu reden, das Arzneimittel vergeistigt werde. Je mehr also ein Mittel verdünnt ist, desto höher potenzirt ist es und desto weniger bedarf man davon, ja es wirkt in dieser Form so kräftig, dass man oft nur daran zu riechen braucht, um eine Wirkung auf 8 oder 14 Tage zu haben. O, möchten Diejenigen, welche dieser Hahnemann'schen Weisheit so unbedingt huldigen, nur an ein wenig, selbst nicht potenzirter Vernunft riechen! —

Hahnemann hat bei dieser Aufstellung nicht bedacht, dass Kraft und Materie eins ist, denn die letztere ist nur ein Complex von Kräften und Eigenschaften; mit der Verminderung der Materie muss demnach auch die Kraft in der Quantität abnehmen, und da die Reaction eines Körpers gegen einen Reiz im gleichen Verhältniss mit seinem Volumen steht und dieses wiederum von Wichtigkeit für die Quantität des anzuwendenden Reizes, behufs der Hervorrufung einer Reaction, ist, so ist es einleuchtend, dass wenn das Volumen des anzuwendenden Arzneimittels in Bezug auf das Volumen des zu reizenden Organismus fast = Nichts ist, die Wirkung ebenfalls sich so verhält. Ein Decälliontheil eines Grans einer Arznei mag für eine Milbe, aber nicht für einen Menschen ein Reizmittel sein.

Consequenter Weise müsste die Homöopathie, zur Heilung eines Wundfiebers oder Wundstarrkrampfs, dem Körper eine neue bedeutendere Wunde oder Erkältung hinzufügen; in dieser Beziehung wäre dies das einzige specifische Mittel. In Deutschland erklären sich Hahnemann's Jünger in chirurgischen Fällen für incompetent; in Frankreich sind sie schon weiter gekommen, denn nachdem Armand Carrel in Folge eines Pistolenschusses gestorben war, erklärten sie, dass wenn er homöopathisch behandelt, also noch einmal geschossen worden wäre, so würde er geheilt worden sein.

Als Grundlage des Hahnemann'schen Systems dienten dem Erfinder die Erscheinungen, dass man bei erfrorenen Gliedern mit Erfolg das Reiben mit Schnee, bei Verbrennung des zweiten Grades die Wärme anwenden könne; er behauptet ferner, dass wenn man einem Gesunden Chinarinde reiche, dieser Wechselfieber-Anfälle bekomme. Niemand hat die letztere Erscheinung wieder beobachtet, und um mich mit Gewissheit von dieser Lüge zu überzeugen, habe ich mit Chinarinde, Chinatinctur und Chinasalz Versuche an mir selbst gemacht. Kleine Gaben bleiben natürlich ohne Wirkung; nach grossen Gaben bemerkt man einen verstärkten Herzschlag und Ohrensausen. Nimmt man das Chinin während eines Paroxysmus der Intermittens, so wiederholen sich die Frost- und Hitzanfälle mehrere Male. Der Homöopath wird triumphirend ausrufen: seht da die homöopathische Arzneiverschlimmerung! Doch gemach, mein Werther, wenn man das Chinasalz am fieberfreien Tage reicht, so bemerkt man keinen Fieberparoxysmus, keine Arzneiverschlimmerung, und das Fieber wird doch geheilt.

Dieser Grundstein des Lügengebäudes erweist sich also als falsch, die natürliche Schlussfolgerung ergiebt sich von selbst. Aber selbst wenn man sich auf eine solche Beweisführung nicht einlassen wollte, so würde sich aus des frommen Hahnemann's Lehre der chronischen Krankheiten selbst zur Genüge die Lügenhaftigkeit seiner, nach eignem Geständniss nicht zum Heilen, sondern zum Gelderwerb erfundenen Lehre ergeben. Im Organon und der reinen Arzneimittellehre nennt er seine Lehren, die allein wahren unfehlbaren, 11 Jahre später kommt er mit seiner Quadriga der chronischen Krankheiten, der Psora, Syphilis, Sykosis und der vierten, einer Combination dieser drei, und sagt, dass er schon seit 11 Jahren zu dieser Weisheit, zur Lösung

dieses erhabenen Räthsels gelangt sei, dass die reine Arzneimittellehre deshalb sich nicht bewähren könne, weil $^7/_8$ aller Menschen an Psora und $^1/_8$ an Syphilis, Sykosis und dem Compositum leide, und dass diese die Wirkungen der specifischen Heilmittel aufheben. Aber wie wenn alle Menschen an latenter Syphilis, Psora und Sykosis leiden, so haben Hahnemann's und seiner Jünger Beobachtungen über Arzneiwirkungen an kranken Individuen stattgefunden und seine Arzneimittellehre, sein Organon und sein Princip sind ja falsch! — Er gesteht zu, dass die Psora es nicht zulässt, dass chronische Krankheiten von seinen specifischen Arzneimitteln geheilt werden, und dass, wenn also bei einem Kranken nach homöopathischen Arzneien die Heilung nicht gelingt, allemal Psora, Syphilis und Sykosis die Schuld tragen, früher aber hat er mit ungeheurer Anmaassung behauptet, dass seine Lehre die lauterste, unumstösslichste Wahrheit enthalte. Hieraus folgt daher sehr einfach, dass das ganze Gewebe von Hahnemann's Lehre ein lügenhaftes, auf Nichts begründetes, aller gesunden Vernunft und jeder Erfahrung Hohn sprechendes sei.

In Bezug auf eine frühere Arbeit in diesen Blättern und auf die Vorschläge des Dr. Kurtz in Dessau: zur Reform der Arzneimittellehre, wird es nothwendig sein, die Grundsätze anzugeben, nach welchen eine Bearbeitung der Arzneimittellehre nicht stattfinden darf. Herr Dr. Kurtz huldigt der Homöopathie, in diesem Sinne will er denn auch die Reform der Pharmakodynamik betrieben wissen. Dass Herr Dr. Kurtz ein Hahnemannianer *) ist, darüber kann ich mit ihm nicht rechten.

Als Grundprincip der Homöopathie gab Hahnemann an, dass sehr kleine Gaben von Arzneistoffen im gesunden Körper dynamische Veränderungen zu erzeugen im Stande seien, welche in vielen Fällen den durch Krankheit erzeugten ähnlich sind. Dieser als erlogen bewiesenen Behauptung, der jede Begründung durch Theorie oder Praxis fehlt, die ferner den innern Zusammenhang der Krankheitssymptome, also das Wesen der Krankheit vollständig ausschliesst, folgt die zweite noch viel weniger wahr-

*) Es ist wunderbar, dass der Deutsche alle Nachbeter irgend einer Lehre nach dem Erfinder derselben benennt und dem Namen desselben die Sylben *ia-ner* anhängt, so gab es Brownianer, Stahlianer u. s. w.

scheinliche, nämlich die, dass wenn man bei Krankheitssymptomen ein homöopathisches Mittel reiche, so werden die durch letzteres bewirkten Erscheinungen allemal die ersteren besiegen, die Gabe des Mittels möge so klein sein, wie sie wolle. Die dritte Behauptung des alten Lügners stellt fest, dass die Kraft des Mittels mit der Zahl der Verdünnungen, Schüttelungen und Verreibungen sich steigere, und dass also die höchste Verdünnung eine solche Kraft besitze, dass allein der Geruch des Mittels 8—14tägige Wirkungen hervorrufe. Eine vierte Behauptung ist endlich die, dass nach der Darreichung des Mittels allemal eine Steigerung der Krankheitssymptome eintrete, und dass diese allemal die Folge des Arzenimittels sei.

Nach seiner Vorschrift reicht man ein nach homöopathischer Ansicht passendes Mittel, hilft dies nicht, ein anderes u. s. w. bis entweder unter einem zweckmässigen Verhalten die Naturheilkraft siegt, oder der Kranke stirbt, oder in Nachkrankheiten verfällt. Lesser hat in seinem Buche: die Homöopathie von der praktischen Seite beleuchtet, Berlin 1835, auf überzeugende Weise die Widersprüche und Betrügereien der Homöopathie und ihrer Jünger und Bastard-Anhänger dargethan, gleichzeitig aber auch in jeder Beziehung praktisch den Beweis geliefert, dass wo ein homöopathisches Verfahren scheinbar Hülfe leistet, es allemal die Naturheilkraft thut, dass von 1068 Kranken 554 ohne einen Tropfen Arznei genasen, und dass die Heilungen allemal schneller, als bei der homöopathischen Behandlung statt fanden.

Hahnemann's Betrugs-System war schlau berechnet; zuerst läugnete er die Naturheilkraft, damit man Heilungen, welche durch diese erfolgen, nur seinen Mitteln zuschreiben könne, dann gab er so geringe Gaben der Arzneimittel, dass sie in ihrer Wirkung gleich Null waren, damit durch diese die Selbsthülfe der Natur nicht gestört werden konnte, dann erregte er die Einbildungskraft des Kranken und suchte sein Vertrauen zu erlangen, dadurch, dass er die Arcneiverschlimmerung vorhersagte, wohl wissend, was die Einbildungskraft vermag, und dass in acuten Krankheiten die Exacerbationen eintreten müssen. Er entzog ferner dem Kranken alle Reize, unter dem Vorgeben, die Wirkung des Mittels nicht zu stören, aber in der Absicht, um der Naturheilkraft möglichst wenig Hindernisse in den Weg zu legen,

und um bei nicht eintretenden Erfolgen eine Hinterpforte in irgend einem unbedeutenden Diätfehler zu haben. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein Mann, wegen eines chronischen Leidens einige Jahre für theures Geld vergebens behandelt, eines Abends plötzlich Leibweh bekam und von seiner Frau eine Tasse Chamillenthee erhielt. Später meldete er Hahnemann, dass er noch dauernd an seinem Uebel leide, dass er auch kürzlich Leibweh gehabt und Chamillenthee getrunken habe, und bat um ferneren Rath; Hahnemann schrieb darauf, dass jetzt die ganze Cur verdorben sei, dass er von vorn anfangen müsse, denn der Chamillenthee habe die zweijährigen Erfolge zerstört. Hahnemann läugnete ferner das Dasein von Krankheitsfamilien und Krankheitsarten, um sich keine diagnostischen Blössen zu geben, er dispensirte seine Arzeneien selbst, um nach Belieben auch allöopathische Gaben reichen zu können. Die Jünger der Homöopathie, sich von ihrem Messias betrogen und belogen sehend, und in der Bedrängniss oft nicht aus oder ein wissend, sagten sich von seinem System theilweis los und suchten dasselbe zu reformiren; Attomyr erfand die medicinische Casuistik, nach welcher es dem Homöopathen erlaubt ist, bei dringenden Fällen der homöopathischen Cur, eine allöopathische Vorbereitungscur, z. B. durch Aderlass, Blutegel, Kalomel, Brechmittel u. d. m. vorangehen zu lassen, noch Andere erfanden die Isopathie nach dem Princip *aequalia aequalibus*, kurz alle fanden sich getäuscht und experimentirten auf eigne Hand, wenn auch nur mit Fliegen, wie Dr. Gross in Jüterbogk.

Einen glänzenden Beweis seines Unglaubens an Hahnemann's Lehre gab Dr. Fickel, früher Director der, jetzt bald entschlafenen homöopathischen Klinik in Leipzig; im Jahre 1836 sah ich einen Knaben dort, bei dem man auf vorhandenen Lymphgeschwülsten ein Causticum angebracht, und las ein Krankheitsjournal, wo man wegen Brand am Penis Einschnitte, Umschläge von Chlorkalk, ein Chinadecoct und Morphium zu $^1/_3$ Gran *pro dosis* angewandt hatte. Auf mein Befremden erwiederte der damalige Unterarzt der Anstalt sehr verlegen, dass es nicht zum Wesen der Homöopathie gehöre, kleine Gaben der Arzeneien zu reichen! — Von der Casuistik schwieg er. Nun zur Beleuchtung der Vorschläge des Herrn Dr. Kurtz: dieselben beziehen sich zuerst auf die absichtliche Prüfung der einzelnen Heilstoffe,

und zwar sollen sie, am Gesunden vorgenommen, nicht allein nur nützlich, sondern durchaus nothwendig sein, um zu vorläufigen Andeutungen zu gelangen über die Beziehungen eines Mittels zu einzelnen Organen und Systemen. Der Verfasser des Aufsatzes im Argos Bd. 3. meint ferner, der Einwurf, dass Prüfungen am Gesunden nicht genaue Resultate geben können, da jede Gesundheit nur eine relative sei, sei unerheblich, dann, dass eben so der Umstand, dass Arzneiwirkungen durch die Individualität des Subjects modificirt werden können, nicht von Wichtigkeit sei, denn es sei wohl keinem Zweifel unterworfen, dass jedes Mittel seine eigenthümlichen Wirkungen hervortreten lassen werde, sobald es nur irgend wie im Organismus sich positiv geltend machen könne. Es kommt ferner dem Dr. Kurtz höchst abgeschmackt vor, wenn man sagt, dass die an Gesunden geprüften Mittel deshalb nicht angewandt werden können, weil sich nicht alle Erscheinungen in dem einzelnen Krankheitsfalle vorfinden. Nur wer das Wesentliche, den Charakter einer Krankheit auffasse, würde sich durch die Differenz der Aeusserlichkeiten nicht irre machen lassen. Eben so unwichtig findet der Verfasser den Einwurf, dass so viele Mittel so vielfach Aehnlichkeit zeigen, dass es unmöglich sei, das eine vom andern zu unterscheiden und das rechte zu wählen, denn wenn das Mittel genau geprüft sei, so werde das letztere nicht schwer sein. Zuletzt findet der Verf. in der Angabe, dass Arzneien bei Kranken anders wirken als beim Gesunden, nur eine unbewiesene Redensart und meint, dass das andersartige Wirken nur durch die Beziehungen der Mittel zum speciellen pathologischen Zustande bedingt werden könne.

Zuerst hat uns Dr. Kurtz durchaus nicht die Grösse der Gabe genannt, welche er von einem Arzneimittel angewandt wissen will; als Verehrer von Hahnemann's Arzneimittellehre darf man jedoch nur auf unendlich kleine Gaben schliessen. Dass solche Gaben bei einem Menschen ohne Wirkung bleiben müssen, habe ich bewiesen; was die Behauptung betrifft, dass selbst eine relative Gesundheit zur Arzneiprüfung genüge, so hat Dr. Kurtz wohl vergessen, dass es nach Hahnemann nur krätzige, syphilitische und mit Feuchtwarzenkrankheit behaftete Menschen giebt,

oder rechnet er diese Dämonen der Homöopathie nicht zu den krankmachenden Principien. Was nun aber die Behauptung betrifft, dass trotzt der Individualität des Subjects, die Arzneiwirkung immer in ihrer Eigenthümlichkeit hervortreten werde, sobald das Mittel sich irgend wo im Organismus nur positiv geltend macht; so erwiedere ich, dass eben dies positiv sich geltend Machen durch die Individualität des Subjects modificirt, selbst verhindert wird, wie ich dies bereits zur Genüge gezeigt habe. Herr Dr. Kurtz liebt die dialektischen Taschenspielereien, Wenn es nun aber dem Dr. Kurtz nicht darauf ankommt, ob alle die Erscheinungen der Krankheit vorhanden sind, die sich nach der Anwendung des bei diesen anzuwendenden Arzeneimittels bei Gesunden vorfinden, um es dennoch als Heilmittel anwenden zu können, wenn er ferner nur das Wesentliche der Krankheit aufgefasst wissen will, so sind dies Widersprüche, denn Seite 293 desselben Aufsatzes hält er es für eine Radomontade, wenn ich es als Hauptsatz jeder Arzneiwissenschaft aufstelle, das Wesen der Krankheit nach Möglichkeit festzustellen. Entweder also das Wesen der Krankheit bleibt ausgeschlossen, und dann muss man sich an die Symptome halten und der Homöopathie huldigen, oder man lässt es zu und würdigt die Symptome nur als Erkenntnissmittel zur Diagnosis. Huldigt man aber der Homöopathie, sucht man nur specifische Mittel für jeden Krankheitsfall zu finden, so darf auch nicht ein Symptom im Krankheitsbilde fehlen, das in der durch das anzuwendende Arzneimittel hervorgebrachten Arzneikrankheit vorhanden ist, da letzteres dann ja nicht mehr ein specifisches Mittel, nach dem Grundsatze der Homöopathie, ist.

Wenn also Dr. Kurtz vom Wesentlichen der Krankheit spricht, so reitet er ebenfalls Roland's Pferd, und indem er Homöopath ist und doch dem Princip der Allöopathie, das Wesen der Krankheit zu erforschen, huldigt, so ist er ein Bastard der einen und der andern Schule, mit dem also nicht zu kämpfen ist. Jedoch: *nemo ultra posse!* —

Was endlich den letzten Satz betrifft, so widerlegt er sich durch sich selbst vollständig, denn wenn nach Dr. Kurtz die Wirkungen eines Mittels, beim Kranken anders als beim Gesunden seiend, nur durch die Beziehungen des Mittels zum speciellen pathologischen Zustande bedingt werden,

so giebt er ja eben hier die Beweise, die er einige Zeilen vorher, als nicht vorhanden, für die, der Homöopathie gemachten Einwürfe annimmt. Hinterher heisst es wieder: nicht die Mittel an sich möchten beim Kranken wesentlich anderes wirken, als beim Gesunden, sondern nur die fehlerhafte und falsche Anwendung derselben möchte dies scheinbar herbeiführen, denn wie viele gegebene Arzneimittel sind für den gegebenen Fall keine Heilmittel. Welche Confusion beim Dr. Kurtz, der es für sehr unrecht hält, dass man nicht Hahnemann's Fussstapfen folgt, und der den Grund dafür in dem Umstande findet, dass man sich schämt, das als nützlich und nothwendig anzuerkennen, was Hahnemann schon längst als solches predigte, und dass man sich fürchtet, durch Eingehen in einen Theil seiner Lehre das ganze Gebäude derselben zu sanctioniren. Zum Schlusse dieser Episode meint Dr. Kurtz, dass das wirklich Tüchtige von seines Meisters Lehre eben so den Steg über die rationelle Medicin und ihre Irrlichter herbeiführen werde, wie Luther's Lehre über den Papst; wir wollten dies dem schwärmenden Jünger gern zugestehen, allein leider giebt es nichts Tüchtiges in Hahnemann's Lehre, wie ich zur Genüge dargethan habe. Als wirklich Tüchtiges in Hahnemann's Lehre wird angeführt:

1) Arzneiprüfungen am Gesunden (in homöopathischen Gaben?);
2) das in seiner tiefsten Auffassung erst noch festzustellende Princip, *similia similibus* (also es ist noch nicht aufgefasst!?);
3) viel genauere Auffassung der ätiologischen Momente und der Krankheitsbilder (die Homöopathie berücksichtigt die ätiologischen Momente nicht, und Herr Dr. Kurtz hält die Symptome der Krankheit nicht, sondern das Wesen derselben für wichtig);
4) Verordnung einfacher Heilstoffe (wird zugestanden);
5) Beschränkung der Arzneigaben (nur etwas zu sehr);
6) individualisirende, das Qualitative berücksichtigende Diät (auch gut!);
7) Arzneikrankheiten (nach homöopathischen Gaben, eine Lüge).

Jetzt komme ich zu den Punkten, welche Dr. Kurtz bei den Arzneiprüfungen ganz besonders gewürdigt wissen will:

1) Man soll die constitutionellen, ererbten Krankheitsanlagen, die früheren Krankheiten, den frühern Gebrauch gewisser Medicamente der der Prüfung sich unterziehenden Personen beachten. (Also doch! und Seite 276 findet unser Reformator dies sehr unwesentlich.) Als Gewährsmann für die Einwirkung früher gebrauchter Arzneien auf die Resultate der Prüfung wird Dr. Noack, der früher citirte Herausgeber der Arzneimittellehre, angeführt. Wir haben diesen Autor schon genügend kennen gelernt. Dr. Kurtz erzählt, dass in der musterhaften, aber leider wenig beachteten Schrift des Dr. Noack, von demselben berichtet wird, dass nach dem Gebrauch des Chinins ein, seit 5 Jahren verschwundener Katarrh wieder zum Vorschein kam!
2) Als zweites Princip stellt der Verf. den Grundsatz auf, nie mit übermässigen Gaben zu experimentiren. Wir gestehen dies vollkommen zu, aber der Verf. hätte doch wenigstens irgend ein Gewicht angeben müssen; er spricht von möglichst kleinen Gaben, zwar nicht in der 30sten Verdünnung Hahnemann's. Was heisst dies? Hahnemann's 30ste Verdünnung ist noch nicht die möglichst höchste, denn Korsakow hat schon die 1500ste vom Schwefel fabricirt, oder glaubt Dr. Kurtz an die Potenzirung und hält die 30ste Verdünnung für die kräftigste, und da Hahnemann auch die Materie des Stoffs in der höchsten Verdünnung überwunden hat, für die grösste, da Volumen und Kraft durch die Potenzirung identisch geworden sind. Gewissheit und Gründe, Falstaff! —
3) Stellt der Verf. fest, dass die Prüfungen mit Vorsicht und Unbefangenheit gemacht und jede Erscheinung, selbst die kleinste aufgezeichnet werden solle.

Ueber die Prüfung der Mittel an Kranken lässt sich der Verf. ebenfalls aus; aber warum diese? — *Similia similibus*, es steht ja unumstösslich fest, dass nach Hahnemann's Arzneimittellehre, nach Noack, Trinks und Anderen, auf diese Weise geheilt werde. Wozu Prüfungen an Kranken, sollen etwa die Gesunden nach den hieraus hervorgehenden Resultaten krank gemacht werden? — Als erste Forderung dieser nach Hahnemann's Principien ganz unnöthigen Prüfungen wird eine Kenntniss des,

durch kein künstlerisches Eingreifen (sollte heissen künstelndes) gestörten Verlaufs der Krankheiten verlangt, und bedauert, dass wir eine solche Kenntniss noch nicht besässen. Als Homöopathen kann ich vom Dr. Kurtz nur verlangen, dass er die Schriften von Hahnemann und Consorten kennt; ich rathe deshalb zum Studium des Hippokrates, damit er die Vortrefflichkeit der durch nichts gestörten Krankheitsbilder kennen lerne. Ferner verlangt Dr. Kurtz, dass man das Arzneimittel möglichst rein reiche; damit stimme ich vollständig überein, jedoch giebt es Fälle, wo ein Mittel nicht allen Heilanzeigen entspricht und wo man Zusätze machen kann, welche die Wirkungen und die chemische Zusammensetzung des ersteren nicht aufheben, sondern unterstützen. Um nur ein Beispiel anzuführen; Jemand leidet am gastrischen Fieber, dieses hat bereits Neigung, den asthenischen Charakter anzunehmen, der Puls ist wenig fieberhaft, aber klein, die Hautkrisen bleiben aus, die Darmsecretion ist noch immer alienirt, es ist ein Torpor derselben vorhanden, die materiellen Ausscheidungen auf derselben zögern. Es bleiben also zwei Anzeigen:

1) Bethätigung der Hautsecretion durch qualitative Erhebung des Blut- und Nervenlebens,

2) Beförderung der Absonderung der Darmschleimhaut;

Salmiak entspricht der zweiten und Kampher der ersten Indication, beide unterstützen sich in ihren Wirkungen, und das Resultat entspricht der Theorie. Natürlich gehört zu solchen Compositionen, dass man den Krankheitszustand gehörig in seine Elemente zerlegt, die Natur und den Charakter derselben berücksichtigt und seine Arzneimittel kennt, und aus diesem Grunde habe ich auf die Prüfung der Mittel nach meinem Sinn und auf die Verringerung der Zahl der Mittel gedrungen.

Dr. Kurtz sagt ferner, das es in vielen Fällen gelingen müsse, *similia similibus* zu heilen, und dass es nur darauf ankomme, die rechte Pointe der Aehnlichkeit zu treffen; aber warum giebt der Verfasser nicht an, wie man die Aehnlichkeit trifft, denn auf die Zahl der Symptome giebt der Verfasser nichts, und die Annahme des Wesens der Krankheit hält derselbe für eine Rodomontade. Für ganz unmöglich hält es der Verfasser, einen Gegensatz, der selbst nur annährungweise oder ideell wäre, zu finden,

und dass es daher eine Blasphemie sei, das Princip: *contraria contrariis* zu heilen, zu vertheidigen. Was das Erste betrifft, so will ich dem Verfasser gleich zwei Gegensätze nennen und zwar: einen nach Wahrheit strebenden und, wenn er irrt, absichtslos irrenden, und einen die Wahrheit verdrehenden oder in dumpfer Geistesarmuth durch Unterlassungssünden Nachtheile schaffenden Arzt; in Bezug auf das Zweite bemerke ich, dass Verf. das Wesen der rationellen Medicin noch nicht erfasst hat, denn diese heilt nicht *contraria contrariis*, wie ich früher schon gezeigt habe. Wunderbarer Weise spricht der Verf. immer vom richtigen Verhältniss der Gabe zur Krankheit; nirgend aber giebt uns derselbe einen solchen Krankheitsmesser und einen Dynamometer für das Arzneimittel an.

Nun kommen wir zu den Forderungen, welche unser Reformator an die geschichtliche Entwicklung der Arzneimittellehre macht:

1) soll eine solche alle praktischen Beobachtungen aller Völker und Aerzte, seit dem Beginne der Heilkunst bis heute, über Gifte, Arznei und Nahrungsstoffe, an gesunden und kranken Menschen und Thieren gelegentlich gemacht, enthalten. Herr Dr. Kurtz gesteht uns, dass er mit einer solchen Sammlung beschäftigt sei (ich ersuche ihn, China und Japan nicht zu vergessen), dass es aber zu weitläufig sei, seine bereits gemachten Fortschritte hier anzugeben. Wir können uns für diese Enthaltsamkeit nur bedanken. —

2) Es soll eine Zeitschrift für reine Arzneibeobachtungen gegründet werden; es ist dabei gleichviel, ob die krankmachende Potenz den drei Reichen und selbst den Krankheitsprodukten angehöre, wie Rotz, Klauenseuche-Gift u. s. w., oder ob sie den physischen Agentien, als Wärme, Sonne, Mond, Malaria, Druck u. s. w., oder ob sie der psychischen Richtung des Lebens, ob sie Arznei- oder Nahrungsmittel, ob sie äusserlich oder innerlich angewendet sind. Wahrscheinlich will der Verf. diese Agentien beim Gesunden prüfen; wir bitten ihn um Prüfung von etwas potenzirter Malaria, etwas Sonnen- und Mondschein u. d. g., wünschen aber mit dem Verf. eine unvermischte und nicht

zu starke Gabe anzuwenden, da Mondschein und Sonnenbrand leicht auf das Gehirn zu heftig einwirken.

Der Bericht soll aphoristisch sein, jedoch Folgendes genau berücksichtigt werden: Geschlecht, Alter, Stand, Gemüthsstimmung, Anlage, Constitution, frühere Krankheiten und Arzneigebrauch, Momente, welche das gegenwärtige Uebel verbessern und verschlimmern, Nationalität, Witterung, Klima, Windrichtung, Barometerstand, *Genius morborum endemicus* und *universalis*, kurz Alles, was den Charakter des Mittels in jeder Beziehung in ein helleres Licht stellen kann. Ferner soll aufgezählt werden, wie die Erscheinungen in ihrer Reihenfolge auftreten, was das Mittel an sich und was die Naturheilkraft thut (ei, ei, Herr Dr. Kurtz, als Homöopath erlauben Sie die Annahme einer *vis medicatrix naturae!* Was wird der Meister dazu sagen?). In Bezug auf die Literatur jedes einzelnen Mittels verlangt Herr Dr. Kurtz, dass der allergrösste Theil der gesammten medicinischen Literatur nicht allein, sondern auch eine Menge botanischer, chemischer, pharmaceutischer, naturhistorischer Werke, Reisebeschreibungen und Volksschriften, ja selbst Dichter und Theologen bis ins Mittelalter in den Originalschriften nachgelesen werden sollen. Unerlässlich sind wortgetreue Citate, und eine durchgreifende Kritik des Gesammelten. Wir wünschen dem Herrn Dr. Kurtz recht viele Mitarbeiter an seinem Riesenwerke, glauben indessen, dass Alles, was bis vor 150 Jahren über Arzneiwirkungen geschrieben ist, als vollständig unbrauchbar zurückgeschoben werden könne, und dass das, was in den letzten 150 Jahren geschrieben, nur brauchbar ist, wenn es von anerkannt tüchtigen Männern angegeben ist.

Herr Dr. Kurtz hält es für nöthig, die überall zerstreuten Materialien aus alten Kräuterbüchern und allen möglichen Schriften zusammen zu suchen. In ersterer Beziehung empfiehlt sich besonders Hieronymus Boek, der die Anwendung der meisten Pflanzenmittel nach alten griechischen und römischen Schriftstellern zusammengestellt hat. Aus dieser Sammel-Wuth geht hervor, dass dem Verfasser die Zahl der Arzneimittel nicht genüge, und dass er, der Homöopathie huldigend, für jeden Krankheitsfall ein Specificum haben will. Als eine wichtige Quelle für die Forschungen des Dr. Kurtz empfehle ich demselben ein seltenes

und für ihn wichtiges Buch, nämlich: Paulini, Dreckapotheke u. s. w., und da der Verfasser gern Original-Ausgaben haben will, so zeige ich demselben an, dass ein Exemplar dieses Buches in der Bibliothek der Universität Greifswald vorhanden ist.

An Materialien zu einer Arzneimittellehre fehlt es nicht, wohl aber an einer experimentirenden Kritik, um die über dieselbe bestehenden Angaben zu widerlegen oder zu bestätigen. Der Verfasser spricht diesen Experimenten an Thieren jede genügende Wichtigkeit ab und meint, dass sie nur Objectives lehrten; das Erstere gestehe ich dem Verfasser nicht, das Letztere aber sehr gern zu. Nur das Objective hat in der Medicin Werth, die Homöopathie würde dann aber um wenigstens $^2/_3$ ihrer Arzneisymptome kommen.

Ich empfehle dem Herrn Dr. Kurtz anstatt der Scharteken, welche er in literarischer Beziehung untersucht, die Werke von Boerhaave, Sylvius, Sydenham, Quarin, Störk, Cullen, van Swieten, Stahl, Peter Frank, Stoll u. A., er würde darin wenn auch nicht viele Mittel, doch die wenigen brauchbar abgehandelt finden, oder wenigstens aus ihrer Anwendung Schlüsse für ihre Wirksamkeit ziehen können, wenn er das Wesen der Krankheiten zu ergründen sich mehr bemühen wollte.

Glaubt der Verfasser, dass Voigt und Sachs diese Heroën der Medicin nicht befragt haben, so geht daraus hervor, dass er beider Männer Schriften nicht kennt. Sachs stützt sich allemal auf Facta, welche durch das Experiment, oder durch zufällige Vergiftungen oder ähnliche Ereignisse gewonnen sind. Will sich der Dr. Kurtz überzeugen, von welcher Wichtigkeit die Untersuchungen von Mitscherlich sind, so empfehle ich ihm dessen bereits erschienene Arbeiten zum ganz besondern Studium, da er sie ja überdies für seine Untersuchungen lesen muss.

Nach diesen Erörterungen glaube ich mich zu folgenden Schlüssen berechtigt:

1) die Homöopathie ist ein in betrügerischer Absicht verfasstes auf Nichts begründetes Hirngespinnst;
2) die Prüfung der Arzneien an Gesunden können nur Werth haben, wenn alle Umstände, die durch Alter, Constitution Temperament, Lebensweise u. s. w., berücksichtigt, und

solche Gaben gereicht werden, dass auch Einwirkungen erfolgen können;

3) die kleinen Gaben der Homöopathen bringen auch nicht die geringsten bemerkbaren Veränderungen im Organismus hervor;

4) alle Angaben Hahnemann's, seiner Jünger und Bastard-Jünger, mögen sie Isopathen oder Eklektiker sein, über die Arzneiwirkungen an Gesunden, verdanken der Lüge und der Selbsttäuschung ihren Ursprung. Das neueste Buch von Trinks und Noack ist das *non plus ultra* aller Unwahrheiten und Widersprüche, wie ich bewiesen habe;

5) das Princip *similia similibus* zu heilen, ist ein Unding;

6) specifische Arzneimittel im homöopathischen Sinne giebt es nicht und kann es aus vernünftigen Gründen nicht geben, wie früher bewiesen ist.

7) Herr Dr. Kurtz ist Homöopath, er hebt Hahnemann's Arzneimittellehre sehr hoch und spricht dennoch vom Wesentlichen der Krankheit, wiewohl er das Wesen der Krankheit läugnet, und gesteht die Naturheilkraft zu; in Beziehung auf die Reform der Arzneimittellehre sind seine Forderungen nicht zu erfüllen.

8) Jeder Homöopath ist zu Forschungen in der Pharmakodynamik, im rationellen Sinne, unbrauchbar.

Nun noch einige Bemerkungen über die Kritik meines frühern Aufsatzes, vom Dr. Kurtz; Seite 295 meint derselbe, dass Phosphor, Schwefel und Ammonium dem Körper am homogensten wären, da sie in ihm enthalten seien und doch gewiss als differente Körper betrachtet werden müssten. Schwefel und Phosphor sind mit Natrum-Albuminat im Blute, mit Fett im Gehirn verbunden, sie haben also ihre differente Beschaffenheit verloren, denn sie sind ohne Zerstörung ihrer organischen Verbindung durch Reagentien nicht nachzuweisen, und nur durch eine Reaction beweisen sie ihre Differenz, also abgeführt Herr Recensent. Ob das Ammonium als solches bereits im Organismus vorhanden ist, oder ob es nur in den Auswurfsstoffen, also in den dem Körper heterogenen Stoffen vorhanden ist, oder ob es erst nach Anwendung der Reagentien gebildet wird, wie sich aus dem Harnstoff durch chemische

Behandlung cyansaures Ammoniak bildet, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Als freies Ammonium ist es gewiss nie vorhanden; also wiederum im Unrecht, Herr Dr. Kurtz.

Das Eisen ist ein Metall, allein mit Faserstoff zum Blutroth so innig im Bluthroth verbunden, dass nur erst nach der Behandlung mit Chlor Reagentien es nachweisen können. So lange also, als diese organische Verbindung besteht, ist das Eisen für den Körper homogen. Ueberhaupt werden viele metallische Körper in Gegenwart von organischer Substanz indifferent, indem sie nicht durch Reagentien gefällt werden.

Der Verfasser tadelt es, dass ich nur kräftige Mittel im Arzneischatz wissen will, und meint, dass der Maassstab für diese Angabe fehle. Kräftige Mittel sind solche, welche eine arzneiliche Kraft haben und mithin eine Gegenwirkung hervorrufen; Mittel mit schwachen Kräften können deshalb entbehrt werden, weil man in unserm Culturzustande täglich mit Reizen überfluthet und mithin die Reizempfänglichkeit abgestumpft ist. Die Grösse des Reizes wird durch die Grösse der Gabe bestimmt; dies letztere glaubt indessen unser Dr. Kurtz nicht, denn als Homöopath muss er der Potenzirungstheorie Glauben schenken. — Herr Dr. Kurtz führt an, dass Verbascum gewiss kein heftiges Mittel sei, und dass dennoch dies Mittel in einer Art von katarrhalischem Husten (?) Wunder thue.

Der Verfasser meint, dass es Unrecht von mir sei, die Streichung analoger Pflanzenstoffe zu verlangen, und glaubt, dass wenn sie sich auch vielleicht nur durch Gradesabstufungen in ihren Wirkungen unterschieden, so würden sie gewiss manchem Arzte doch willkommen sein. Möge uns Herr Dr. Kurtz einmal die Unterschiede in der arzneilichen Wirkung der Labiaten angeben und dazu diejenigen individuellen Krankheitsfälle oder Formen anführen, bei denen sie specifisch wirken; oder gebe er uns die Unterschiede in der Wirkung des arabischen Gummis, des Traganths, Saleps, Amylons, Haferschleims, der Althäawurzel u. s. w. an, oder entscheide er über die Verschiedenheit der rothen, braunen und gelben Chinarinde, oder bestimme er die Unterschiede zwischen *Levisticum, Angelica, Imperatoria ostruthium, Calamus, Rad. Caryophyllatae* u. s. w., oder gebe er an, worin *Papaver Rhoeas, Flores Malvae, Herba Malvae, Flores Verbasci, Herba et Rad. Al-*

thorae sich in ihren Wirkungen vom Schleim des Leinsaamen oder des Graupen- und Quittenschleims unterscheiden; wir bitten ihn, aber auch gehörig zu individualisiren.

In meiner frühern Arbeit habe ich gesagt, dass über die Wirksamkeit der Mittel bereits der ärztliche Gebrauch entschieden; beim Dr. Kurtz verdient dies keine Berücksichtigung, früher wollte derselbe aber alle medicinische Bücher zur *materia medica* benutzt wissen, und die Kritik sollte entscheiden, was daran gut ist; wie aber, sind denn nicht in diesen Werken die Meinungen der Aerzte über die Arzneimittel niedergelegt und bezieht sich ihre Ansicht vielleicht auf etwas Anderes, als auf die Wirksamkeit und Unwirksamkeit der Mittel? O, Herr Dr. Kurtz, Leibarzt und Medicinalrath, wo bleibt die Logik! — Wenn die Aerzte die angepriesenen Mittel, nachdem sie sich von der Unwirksamkeit derselben überzeugt, der Vergessenheit übergeben, so ist dies ja wohl nur eine Entscheidung durch den ärztlichen Nichtgebrauch. Was der ärztliche Gebrauch als wirksam erkennt, muss demnach auch wirksam sein, denn die Aerzte allein nur können als Zeugen dafür gelten; Moschus, Quecksilber, China, Opium, Kamphor u. s. w. werden nicht vergessen werden! — Von neuen Mitteln, durch Handelsspeculation oder irgend einen medicinischen Marktschreier ausposaunt, kann man sagen, dass sie zuerst erhoben und bald vergessen wurden, aber hier entscheidet ja wieder der ärztliche Nichtgebrauch. Der Grund für diesen Wechsel liegt darin, dass Empiriker das Mittel empfehlen und dass rationelle Aerzte die Empfehlung nicht bestätigt finden.

Jetzt fährt der ächte Hahnemanns-Jünger aus der Löwenhaut der rationellen Medicin, die seine Blössen nur sehr unvollständig gedeckt hat, hervor und sagt:

> es wäre ein sehr gewagtes Unternehmen, den Arzneischatz abschliessen zu wollen, theils weil selbst die gewöhnlichen Krankheitsformen nach Verschiedenheit der Gelegenheitsursache, Individualität, des *Genius morborum* u. s. w. sich so mannigfach modificiren, dass die Erforschung ächter Specifica gegen alle diese Varianten gewiss noch nicht sobald enden darf, theils weil ja auch neue Krankheiten auftreten könnten, gegen welche die im gewöhnlichen Gebrauch seienden Mittel nur sehr Ungenügendes vermöchten.

Was von diesen homöopathischen Principien zu halten, ist früher erörtert worden.

Herr Dr. Kurtz findet in meiner Meinung, dass der metapherische Ausspruch von Stoll viel Wahres enthalte, eine abgeschmackte Redensart; Herr Medicinalrath, eine Metapher bedeutet eine bildliche Vorstellung, und wenn ich Stoll's Ausspruch einen metapherischen nannte, so heisst dies, dass dieser nur bildlich zu verstehen sei. Uebrigens bemerke ich dem Herrn Dr. Kurtz, dass Stoll einen Namen hinterlassen hat, wie er ihn nach den vorliegenden Beweisen niemals hinterlassen wird. Möge uns der Dr. Kurtz gelegentlich einmal sagen, was er mit Artemisia, Rhus und Nicotiana bereits geheilt habe, denn er tadelt es bitter, dass ich diese Mittel aus dem Arzneischatze verwiesen habe. Der Kritiker findet ferner, dass meine Aufzählung der Arzneimittel an den ungeheuersten Inconsequenzen leide; hätte derselbe etwas genauer zugesehen, so würde er gefunden haben, dass ich die Mittel, um doch wenigstens eine übersichtliche Ordnung zu bilden, nach ihren chemischen Verhältnissen und nicht vom pharmakodynamischen Gesichtspunkte aus geordnet habe. Am Schlusse dieser Aufzählung habe ich gesagt, dass diese an einigen Inconsequenzen zu leiden scheine, allein dass dies niemals zu vermeiden sei, wenn man pflanzliche Stoffe nach ihren vorwaltenden chemischen Bestandtheilen ordne. Es ist also unbegreiflich, wie Dr. Kurtz mir den Vorwurf machen kann, dass meine Anordnung an pharmakodynamischen Inconsequenzen leide. Wo bleibt die Logik, Herr Dr. Kurtz? — Der Kritiker findet es ferner, wenn ich die Aufstellung der Mittel nach chemischen Grundsätzen zu affectiren scheine, unrecht, dass ich von bitteren Mitteln spreche; er möge darüber in Jacquin's Chemie, 1836, und in Meissner's Chemie, 1841, nachlesen! — Wenn der Dr. Kurtz übrigens das Charakteristische der Alkaloide nur in ihrem bittern Geschmacke sucht und sie deshalb den bitteren Mitteln gleichstellt, wenn gleich nicht alle Alkaloide bitter schmecken (und diese Ansicht wird durch den mir gemachten Vorwurf, dass ich sie von ihren Mutterpflanzen getrennt habe, ausgesprochen), so möge die medicinische Welt über diese Meinung entscheiden. Der Verfasser wundert sich ferner, dass ich auch nicht brennende Stoffe unterschieden habe; in neuerer Zeit nennt man die zu

dieser Classe gehörenden: scharfe Stoffe, und eine solche Rubrik ist gemacht. Ausserdem kann der Verfasser nicht begreifen, wie man von einem kratzenden Stoffe der Senega sprechen könne; zur Belehrung empfehle ich dem Verfasser irgend ein Lehrbuch der organischen Chemie, und bemerke ihm noch einmal, dass ich nur nach chemischen Grundsätzen meine Anordnung gemacht habe.

Herr Dr. Kurtz meint ferner, dass die Lehre von den Signaturen der Alten, die ihre Ahnungen über die Wirkung der Arzneistoffe an Form und Farbe derselben geknüpft hätten, ein viel sicherer Leiter gewesen sei, als die Unterscheidung nach Geruch und Geschmack, und dass wir uns dadurch in zahllose Widersinnigkeiten verstrickten. Nur in wenigen Fällen sind wir auf Geruch und Geschmack angewiesen, wenngleich diese beiden Sinne in dieser Beziehung viel bezeichnendere Unterschiede angeben, als das Auge, denn fast überall entscheiden die chemischen Bestandtheile, so bei den ätherischen Oelen das ölbildende Gas, bei den Alkaloiden der Stickwasserstoffgehalt und die Sättigungsfähigkeit u. s. w. Der Verfasser als Homöopath kümmert sich allerdings nicht um die Grundfesten der Medicin, und deshalb kann man mit ihm nicht rechten, wenn er nichts von der Chemie versteht.

Möge uns doch der Verfasser sagen, was er z. B. aus der Signatur des *Papaver Rhoeas* oder des *Chelidonium majus*, beides Pflanzen einer Familie, vernünftiger Weise für ihre Wirkung schliessen könne? — Möge er sich ferner aufrichtig bekennen, ob er aus dem Geschmack der Mentha und des Absynthiums nicht viel richtigere Schlüsse für ihre Wirksamkeit ziehen könne, als aus ihrem Ansehen. Der Verfasser spricht ferner von isomerischen Körpern als Beweismittel, dass Stoffe, die naturhistorisch oder chemisch sehr nahe stehen, dennoch in ihren Wirkungen weit auseinander gehen; der Herr Medicinalrath hat den Begriff der Isomerie nicht erfasst, denn isomerische Stoffe, also solche, die bei gleicher Zusammensetzung einen verschiedenen Aggregatzustand haben und gegen Reagentien verschiedenes Verhalten zeigen, haben auch gleiche Wirkung. Ueberdies giebt es im Arzneischatze keine isomerischen Körper, denn die Traubensäure als der Weinsteinsäure und die Para-Phosphorsäure als der Phosphorsäure isomer, sind nicht im Gebrauch und würden sich auch dennoch nicht in ihren Wirkungen unterscheiden. Dagegen bemerke ich dem Dr. Kurtz,

dass selbst nur verwandte Stoffe, selbst wenn sie verschiedene Zusammensetzung haben, in ihren Hauptwirkungen auf irgend einen Factor des Lebensprocesses, und in dieser Richtung betrachtet, kann allein nur von verwandten Stoffen die Rede sein, fast gleiche Wirkungen äussern, wie z. B. das ölbildende Gas, als Aether, Alkohol, als ätherische Oele, Kampher, Wein u. s. w., dann die Verbindung des ölbildenden Gases mit Kohlensäure als Zucker, Gummi, Stärkemehl und Schleim. Wenn aber der Dr. Kurtz zwischen dem heterogen erscheinenden Jod und Conium, Belladonna und Cuprum eine Harmonie in einer gewissen (?) Sphäre findet, so kann dies wohl nur in krass-homöopathischer Beziehung gemeint sein, und zwar vielleicht insofern, als man Jod und Conium bei der Scrophelkrankheit und Belladonna und Cuprum bei Krampfkrankheiten anwendet. *O, si tacuisses!* —

Der Verfasser meint, ich hätte besser gethan, den Arzneischatz nicht an sich, sondern nur vom Ballast seiner Präparate zu säubern; des Verfassers Rath ist überflüssig, denn dies ist eben recht von mir geschehen. Ich habe nur 3 Säfte, sehr wenig Extracte und keine Composita gestattet. Es geht hieraus hervor, dass der Verfasser meinen Aufsatz nur flüchtig durchblättert oder durchaus nicht verstanden hat. Dagegen empfiehlt der Dr. Kurtz die Conserven, weiss aber nicht, dass diese binnen Kurzem nach ihrer Bereitung verderben. Was der Verfasser über die allgemein gleich sein müssende Bereitung der Präparate gesagt hat, hat seine Richtigkeit und ist bereits in einer besondern Schrift: Ueber das Zeitgemässe einer durchgreifenden Reform des Apothekerwesens, Berlin 1841, hinreichend von mir erörtert worden. Nach logischer Ansicht gehörte die Angabe über die Bereitung und Einsammlung der Arzneien nicht in meine, vom Verfasser recensirte Arbeit hinein, denn Pharmacie, Pharmakologie und Pharmakodynamik sind drei verschiedene Disciplinen. Ei, ei, Herr Medicinalrath, ist Ihnen dies Alles unbekannt! —

In einer Beleuchtung des v. Maack'schen Aufsatzes „Zur wissenschaftlichen Pharmakodynamik," meint Dr. Kurtz, dass wir bis jetzt noch von keinem einzigen Arzneimittel eine umfassende Kenntniss besässen; also wären Hahnemann's und seiner Jünger Arbeiten, trotz ihrer Hunderte und Tausende von Symptomen, nach dem Bekenntniss des Homöopathen Dr. Kurtz, ganz ohne Werth, denn

nur eine Alles umfassende Kenntniss eines Mittels verdient beim Kritiker Aufmerksamkeit. Wir gestehen dem Verfasser zu, dass die so eben angegebenen Lügen Hahnemann's werthlos sind, bitten daher den Dr. Kurtz uns recht bald mit der Alles umfassenden Abhandlung über die Wirkung nur eines einzigen Mittels zu unserer Richtschnur und Belehrung zu erfreuen. Wenn aber nun die Aerzte in so traurigen Verhältnissen ihres Wissens leben, da selbst nach Dr. Kurtz's Ansicht, selbst Physiologie und Chemie noch weit vom Standpunkte des Wissens entfernt sind, so ist es die heiligste Pflicht desselben, uns aus diesem Dunkel in die Sonnenhöhe seines Besserwissens zu führen, denn da er behauptet, dass wir Nichts wissen, so ist er Kritiker unsers Wissens und muss mithin ein Besserwissender sein. Bitte, bitte, Herr Dr. Kurtz, lassen Sie uns und die Welt nicht zu lange warten! —

Die Forschungen von Mitscherlich junior will der Verfasser nicht in ihrer Nützlichkeit in Abrede stellen, meint jedoch, dass sie nicht in die Pharmakodynamik gehören, denn jedes Medicament wirke nur dynamisch (Was in des Menschen Hirn nicht passt, Für was d'rein geht und nicht d'rein geht, Ein prächtig Wort zu Diensten steht. Faust. Th. 1.), und das Chemische, wie das Mechanische gehöre nicht hierher. Der Verfasser hätte wohlgethan, uns eine Erklärung des Begriffs der Dynamik zu geben, da sie die Basis seines Wissens sein soll. Der Dr. Kurtz meint ferner, jedes Mittel, das durch den Verdauungsprocess ins Blut gelange, komme nicht mehr als solches hinein, sondern werde durch die Assimilation verändert und habe seinen Charakter eingebüsst; der Herr Kritiker ist schwach in seinen physiologischen und chemischen Kenntnissen, indessen wir können nicht mit ihm rechten, denn von der Sonnenhöhe seines Wissens verachtet er Physiologie und Chemie, da sie sich beide auf dem Standpunkte des Nichtwissens befinden. Wir empfehlen dem Dr. Kurtz: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Liebig, 1840;“ da steht Seite 300: Jodkalium, Schwefelcyankalium, Blutlaugensalz, Salpeter, chlersaures Kali, kieselsaures Kali und im Allgemeinen alle Salze mit alkalischer Basis, welche in verdünnter Lösung innerlich oder äusserlich genommen werden, lassen sich im Blute, Schweisse, Chylus, in der Galle und in den Milzvenen unverändert wiederfinden und werden zu-

letzt durch die Harnwege unverändert ausgeschieden. Nur die pflanzensauren Alkalien erscheinen im Harne als kohlensaure Salze. Aus eigener Erfahrung füge ich hinzu, dass das Jodkalium quantitativ im Urin wieder gefunden werde, und dass das Quecksilber sich im Speichel nachweisen lasse. Der Verfasser meint ferner: nur Das könne wirken, was, wie es ist, entweder unmittelbar vom Blute aufgenommen oder von den Nerven percipirt werde, was dagegen von irgend einem Mittel den Weg der Verdauung, sei es im Nahrungsschlauche oder sonst wo (wo denn sonst wird noch verdaut, Herr Dr. Kurtz?) durchmacht, kann allerdings auf den Organismus Einfluss haben, aber nur nicht als Medicament mit allen seinen specifischen, inneren Eigenthümlichkeiten. O, tiefe Weisheit! — Ich empfehle dem Verfasser Müller's Physiologie, darin wird er durch schlagende Versuche bewiesen finden, dass Nerven nie Arzneiwirkungen unmittelbar, sondern nur mittelbar durch das Blut aufnehmen; daraus wird dem Verfasser also klar werden, dass sein so eben citirter Satz eine Nichts sagende und durch Nichts bewiesene, hohle Phrase ist.

Und somit schliesse ich denn meine Untersuchung in der vollkommenen Ueberzeugung, für die ich genügende Beweise beigebracht habe, dass die Arzneimittellehre weder von der Homöopathie, noch vom Dr. Kurtz irgend wie eine Förderung zu erwarten habe, denn die Erstere ist in alle Principien unwahr und Letzterem fehlt es, trotzdem dass er sich in einen Nimbus einer vielseitigen ärztlichen Bildung einzuhüllen sucht, am Nothwendigsten, nämlich an Logik und medicinischen Vorkenntnissen. *Habeat sibi.*

Was übrigens die Wirksamkeit der sogenannten specifischen Heilmethode betrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, dass die seit 3 Monaten in Berlin bestehende homöopathische Anstalt hat geschlossen werden müssen; von 35 Kranken wurden 3 geheilt entlassen, von diesen aber, wieder in die Anstalt zurückgekehrt, wurde nur einer wirklich geheilt entlassen, eine Kranke wurde wahnsinnig, 9 geheilt oder gebessert, 8 starben und die übrigen blieben in Behandlung. Es ist also die Sterblichkeit = 24 *pro Cent.* Dies ist die Heilung *tuto, cito et jucunde!* —

II. Kritiken.

Noch ein Wort über das Mutterkorn.

Von

Dr. *Wenderoth*, Geh. Medicinal-Rathe und Professor in Kassel.

Das Mutterkorn ist in der That doch ein unerschöpflicher Stoff für die medicinische Beobachtung in gewöhnlicher Weise und eine eben so reiche Fundgrube für die Mittheilung mirakulöser Eigenschaften und Wirkungen desselben. — Nächste Veranlassung zu dieser sich aufdringenden Bemerkung war ein weitläufiger Aufsatz — über das Mutterkorn in naturhistorischer, chemischer, physiologischer (?) und therapeutischer Beziehung; von Dr. Bernhard Ritter zu Rottenburg — in den Medicinischen Annalen, Bd. VII. Hft. 1 u. 2. (und von da in Schmidt's Jahrb. der Med. XXXII. 1. S. 18 ff.). — Knüpfen wir daran zum Beleg obiger Aeusserung einige weitere Bemerkungen.

Was erstens das Naturhistorische betrifft, so lässt sich schon auf die Gründlichkeit dieses Theiles der angeführten Abhandlung gründlich schliessen, wenn wir bemerken, dass der *Sphacelia segetum Seville*, des auf dem Mutterkorn vorkommenden Pilzes, mit keiner Sylbe Erwähnung geschieht.

Im chemischen Theile erfahren wir ausser dem früher Bekannten, die Neuigkeit, dass (nach Hooker) das Ergotin nicht, wie seither geglaubt wurde, eine pulverige, weder alkalisch, noch sauer reagirende Substanz sei, sondern „die Form und Farbe eines röthlichten (röthlichen) Oeles habe.“ Eine neue Anomalie und Zweideutigkeit also zu den vielen alten, welche die Geschichte des Mutterkorns aufzuweisen hat! Das aber ist an sich noch gar nichts gegen die Aufschlüsse, welche wir über die weitere Natur und Eigenschaften dieses Oeles erhalten. — Hooker hat gefunden, dass das giftige (?!) Agens des Mutterkorns ausschliesslich in demselben (in diesem Oele) bestehe. In der Gabe von 36—75 Tropfen 6 Kreissenden gegeben (die fürchterlich-giftige Substanz?!) hatte es nicht die geringste Wirkung auf Vermehrung der Uterincontraction (und wahrscheinlich auch nicht die

geringste anderweitige medicamentöse oder gar intoxirende auf die Kreissenden — denn sonst wären sie doch wohl bemerkt worden, wenigstens auf jeden Fall des Bemerkens werth gewesen!), wohl aber „stellten die Kinder" (die Neugeborenen) „derselben noch lange nach der Geburt, ein livides Ansehen, grosse Dyspnöe, überhaupt die Zeichen des Ergotismus dar" (also klonische und tonische Krämpfe der heftigsten Art, trockner Brand u. s. w.?? — was will dagegen livides Ansehen und etwas Dyspnöe, wenn auch „grosse" sagen?! — und wie lange vermochten die armen Opfer dieser gewissenlosen, ja strafbaren Versuche solchen hervorgerufenen Ergotismus in dieser zartesten Lebensperiode zu ertragen? Es wäre doch gewiss nicht gleichgültig, neben den, als so höchst interessant bezeichneten Resultaten der Hooker'schen Versuche, auch dies zu erfahren); während das seines Oelgehaltes beraubte Mutterkornpulver (oder that's vielleicht die liebe Natur, wie in tausend ähnlichen Fällen, wo diese sich nicht selten aus tiefster Agonie mit Einem Male wunderbar ermannt zu erwünschtester Thätigkeit auch ohne Mutterkorn?) in 12 Fällen eine sehr kräftige wehenerregende Wirkung an den Tag legte, und die Kinder in keinem einzigen Falle die geringsten Symptome des Ergotismus zeigten.

Also beraube man nur in Zukunft das Mutterkorn seines wirksamen, die narkotische (?) *) Eigenschaft ausschliesslich enthaltenden Stoffes, „vermöge dessen," nach der Meinung des Herrn Dr. Ritter, „dasselbe vorzugsweise das Nervenleben, und zwar zunächst von der irritablen Sphäre aus, afficirt, woher die beschleunigte Blutbewegung und Respiration, die vermehrte Wärme u. s. w., so wie auch die ganz specielle Steigerung des irritabeln Wirkungsvermögens des Uterinnervensystems bis zu den heftigsten Contractionen des Gebärorgans" — und man wird nun erst das rechte Mittel haben, auch ohne wirksames Princip und ohne deleterische Effecte die heilsamsten, d. h. nicht nur die „sehr kräftigen wehenerregenden," sondern noch viele andere, gleich ausserordentliche

*) Auch eine der vielen merkwürdigen, dem Mutterkorn rein angedichteten Eigenschaften! Wer in aller Welt kann etwas dem Narkotischen nur entfernt Aehnliches darin finden?

mehr, damit zu bewirken und davon zu erhalten! So sinnlos und so baar aller Kritik, ja alles gesunden Menschenverstandes, schreiben die Leute ihre Weisheit in die Welt hinein; gläubig angestaunt und angenommen vom grossen Haufen der Handwerksgenossen! — Aber gehen wir weiter.

Im sogenannten physiologischen Theil wird das Mährchen von der auf den Genuss des unter das Brod verbackenen Mutterkorns erfolgenden schrecklichen Volkskrankheit, dem epidemischen trocknen Brande, der Kriebelkrankheit, in gewöhnlicher Weise und so erzählt, als wäre das eine ganz alltägliche Erscheinung. Wer aber hat in Jahrhunderten eine solche Epidemie gesehen, erlebt? ja, wer nur irgend eine, darauf zu reducirende, wenn auch lange nicht all' den, zum Theil ans Fabelhafte grenzenden Erzählungen von damit verbunden sein sollenden pathognomonischen Symptomen entsprechende Volkskrankheit? Giebt es doch jährlich Mutterkorn, freilich nach Umständen bald mehr, bald weniger, manchmal sehr viel, und dessenungeachtet wollen sich keine Gespenster und keine Epidemien der Kriebelkrankheit in unseren ungläubigen Zeitläuften mehr sehen lassen.

Zur Erklärung der fatalen, einmal nicht wegzuläugnenden Widersprüche, welche sich in den Beobachtungen über die Natur des Mutterkorns, sowohl in Folge directer Versuche, diese zu erforschen, als bei den in medicinischer Anwendung gemachten Erfahrungen herausgestellt haben, und nach welchen es (um jetzt nur dieser Principaleigenschaft zu erwähnen) schon in kleiner Dosis ein fürchterlich wirkendes Gift, nach Anderen eine lothweise gefahr- und wirkungslos zu nehmende Substanz ist u. s. w., wird angenommen, dass das Erstere nur von dem unreifen gelte, das Letztere aber vom reifen; jenes nur allein besitze zugleich damit auch all' die höchst wichtigen, dem Mutterkorn von seinen Verehrern mit Recht zugeschriebenen und nachgerühmten Heiltugenden; dieses möge der Irrthum seiner Verächter verschulden.

Nun aber, was ist dann unreifes Mutterkorn? Vor allen Dingen wäre behufs der Praxis eine sichere, bestimmte Angabe erforderlich, wodurch sich solche Unreifheit charakterisirt, an welchen Kennzeichen sie erkannt werden soll, in welcher Entwickelungsperiode des Körpers sie statt hat, wenn, zu welcher Zeit das Mutterkorn demnach einzusammeln, von welcher Beschaf-

fenheit es alsdann sein müsse, wie damit weiter hinsichtlich der Aufbewahrung, Zubereitung u. s. w. zu verfahren sei, um damit heilkräftig zu wirken. — Man antwortet darauf: „so beschaffen ist es vor der Ernte, nicht nachher, also!“ Ja also! Vor der Ernte? das ist ein weiter Zeitraum! unmittelbar vor derselben? Da ist es schon nicht mehr bemerkbar verschieden von dem unmittelbar nach der Ernte eingesammelten, und wenigstens wären erst noch Versuche, sorgsam angestellte, erforderlich, um auszumitteln und festzusetzen, ob und welche Unterschiede hier Statt finden. Allein, wie reimt sich solche Annahme dann nun aber wohl mit der Entstehung der fürchterlichen Kriebelkrankheit vom Genusse des Mutterkorns im Brode u. s. w.? Ist es da hinein schon vor der Ernte gekommen? Oder haben die Menschen etwa, wie das Vieh, die Kornäcker bereits vor der Ernte abgeweidet? In den Apotheken hat man kein anderes, als nach der Ernte eingesammeltes Mutterkorn; auf solches beziehen sich alle bis jetzt bekannte, sowohl für, als gegen dasselbe sprechende Versuche und Beobachtungen. Man mag sich also drehen und wenden, wie man will, man kommt aus dem Dilemma, in das man sich bei allen diesen Erklärungen und Lobpreisungen verwickelt, so wenigstens nicht heraus. Die Widersprüche, welche auf dem Körper, den man Mutterkorn nennt, lasten, müssen anders gelöst werden, bevor man mit dogmatischer Gewissheit, insoweit wenigstens als es das praktische Bedürfniss heischt, über denselben etwas festzusetzen wagen kann. Es liegt uns jetzt nicht daran, das Vorhandene, in einer grossen Zahl von massenhaft aufgeschichteten Beobachtungen über die arzneiliche Wirksamkeit des Mutterkorns, die sich wohl selbst für Erfahrungen ausgeben, kritisch zu sichten, um an ihnen, was sehr leicht wäre, eine gleiche Unzulänglichkeit der Annahme gerühmter Arzneikräfte und Heiltugenden desselben nachzuweisen: es mag genügen, darauf von Neuem aufmerksam gemacht zu haben, dass, um den Skepticismus zu beschwichtigen, der nach Wahrheit ringt, und dieser zu genügen, der Menschheit wahrhaft zu nützen, noch etwas mehr erforderlich ist, als die Journale mit unreifen Beobachtungen und langen Abhandlungen voller Irrthümer und Widersprüche zu füllen. Man untersuche das Mutterkorn zuvörderst gründlich chemisch in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelungszustände, mit und ohne

die Sphacelia, um zu sehen, welche Veränderungen dabei in den constituirenden Bestandtheilen vorgehen; prüfe sodann ebenso comparativ die verschiedenen Gesammtkörper, als die differenten, ihrer Wirkung nach noch unbekannten besondern, jene constituirenden Theile und Principe derselben an lebenden gesunden und kranken Thier- und Menschenorganismen unter strenger Beobachtung der Regeln, welche die Kritik, eine richtige Erfahrung zu machen, als unerlässlich fordert und fordern muss. — Nichts ist einleuchtender, als die Nothwendigkeit dessen bei den sich bis zur Absurdität annullirenden Widersprüchen hinsichtlich der Natur und der Eigenschaften des Mutterkorns überhaupt, und der Intensität, der Dauer, der durch die Form u. s. w., durch Geschlecht, Gattung und Individualität insbesondere bedingt werdenden Besonderheiten und Veränderungen desselben: denn bei keinem Arzneikörper finden in gleichem Grade solche, sich einanderaufhebende Verschiedenheiten in den Angaben der Beobachter, der Theoretiker und Praktiker, alle Kategorien hindurch Statt, als bei diesem.

Der Aufsatz: „Die heilsame Wirkung des Brechweinsteins in steigender Gabe in der Gehirnhöhlenwassersucht bei Erwachsenen; von Dr. Trusen in Posen“ (Casper's Wochenschrift No. 42, 1839)

beurtheilt von

Dr. *A. Dreyer* in Moskau.

Je seltener eine dem Leben Gefahr drohende Krankheit dem praktischen Arzte vorkommen kann, desto mehr Interesse muss sie für ihn haben, besonders wenn Curmethoden und Mittel empfohlen werden, welche Denen genügten, die dergleichen bösartige Uebel öfter zu erkennen und zu behandeln Gelegenheit hatten. Der Aufsatz unter obiger Aufschrift erregt daher alles wissenschaftliche Interesse, indem sein Herr Verfasser das seltene Glück hatte, binnen kurzer Zeit viermal die Gehirnhöhlenwassersucht Erwachsener zu beobachten und, *bis terve beatus*, auch jedes Mal die daran Leidenden herzustellen, namentlich durch eine Behandlungsart, die

regenden und umstimmenden Mittels in einem Uebel wählen, deren Grundursache der Herr Verfasser in „unvollkommener Ernährung“ (gestützt auf die Ansicht des „scharfsichtigen“ Pathologen Neumann) erkannte? — Warum soll *tartar. emeticus* in Art der Dzondi'schen Sublimatpillen angewendet werden, da doch der Sublimat nur deshalb in steigender Gabe gereicht wird, um ein parasites Leben zu tödten, und man die Absicht hatte, in kürzester Zeit die möglichst nicht nachtheilige Menge des Gegengiftes in den Organismus zu bringen, des Mittels, das gar keine specifische Wirkung auf die Magennerven hat? — Analogien hinken immer, aber hier lässt sich von der Methode, den Sublimat in Syphilis anzuwenden, durch Analogien kein Grund auffinden, den *tartar. emeticus* in Gehirnhöhlenwassersucht Erwachsener anzuwenden. Wir haben hier gegen die angenommene „unvollkommene Ernährung“ und nicht gegen deren Product, die Wasseransammlung, zu wirken. Der *tartar. emeticus* aber hat sich bis jetzt (abgesehen von seiner evacuirenden Wirkung) als ein heftig die Plasticität, die Nutrition, herabsetzendes Mittel bewährt, und seltsam wäre es, wenn es nun als Antihydropicum sich brauchbar zeigen sollte, so lange die hydropischen Erscheinungen auf unvollkommene Ernährung reducirt werden. — Wie wenig auch hier des Herrn Verfassers Ansichten von Autoritäten unterstützt werden, bemüht er sich selbst durch Citate aus Hecker, Wendt, Jahn, Harless u. s. w. zu beweisen und findet dafür als Grund „dass das Mittel wohl nicht überall auf gleiche Weise bereitet werde.“ — Das scheint doch fürwahr eine unzureichende Annahme, da der Herr Verfasser sich bald durch chemische Analyse und die charakteristische Wirkung des *tartar. emeticus* (daher *omen et nomen*) bei Gesunden und Kranken hätte vergewissern können und müssen.

Sagt nun gleich der Herr Verfasser: „Die fortgesetzte Anwendung dieses Mittels rechtfertigt durch den glücklichen Erfolg diese Ansicht (des Verfassers über die antihydropische Kraft des *tartar. emeticus*) vollkommen,“ so klingt das recht gut, ohne jedoch das Verfahren des Herrn Verfassers zu rechtfertigen. *Post hoc ergo propter hoc* ist schon lange als nicht hinreichend gültiger Beweis in den Erfahrungswissenschaften angenommen und darf bei der Unbestimmtheit in der Diagnose — wie ich nachzuweisen mich bemüht habe — zu keinem Verfahren verleiten, welches *a priori*

als höchst zweideutiges, gefährliches anzunehmen ist, und trotz der vielen gegründeten Empfehlungen in Lungenentzündungen angenommen wird. — Wie hätte der Herr Verfasser sein Verfahren entschuldigt, wenn während seiner Cur die Kranken gestorben wären? — Mit der Bösartigkeit der Krankheit? — Mit der fehlerhaften oder abweichenden Bereitungsart des Mittels? — Wenn der Herr Verfasser die abweichende Wirkung seines *tartar. emeticus* von der Erfahrung der bekanntesten Autoren und die gewöhnlichste Erfahrung in die verschiedene Bereitungsart zu setzen ein Recht zu haben glaubt, so hätte er die Bereitungsweise des von ihm gebrauchten angeben und die zweckmässigste Bereitungsart nachweisen sollen, damit der Praktiker einen Anker erhalte. — Jetzt darf es wohl erlaubt sein zu glauben, dass entweder ein vorsichtiger Apotheker die Gabe des *tartar. emeticus* nicht nach der Vorschrift des Herrn Verfassers verabfolgte, oder die Kranken die Arznei nicht einbekamen. Ich war 10 Jahre Militair-Hospitalarzt und kenne die Abneigung der Soldaten vor Arzneien, und kenne die Nachlässigkeit der Krankenwärter und Feldscherer, mit welcher sie, selbst schwer Erkrankte, besorgen.

Und worauf stützt der Herr Verfasser weiter seine Empfehlung der steigenden Gaben des *tartar. emeticus?* Wie rein sind seine Erfahrungen, abgesehen von dem vielleicht nicht grundlosen Verdachte, dass die Kranken nicht die angegebene Quantität Brechweinstein einbekamen? — Der erste Kranke soll während 7 Wochen: 213 Gran *tartar. emeticus* genommen haben; aber zugleich erhielt er auch $24^1/_2$ Pfd. *infus. arnicae* (wozu circa $1^1/_2$ Pfd. *flor. arnicae* verbraucht wurden) und circa 5 Drachmen *extr. hyosciami.* — Der zweite Kranke soll 184 Gran *tartar. emeticus,* $10^1/_2$ Pfd. *infus. arnicae* und 126 Gran *extr. hyosciami* erhalten haben. Der dritte Kranke erhielt in 4 Wochen: 292 Gran *tartar. emeticus,* 14 Pfd. *infus. arnicae* und 168 Gran *extr. hyosciami.* Der vierte Kranke in 24 Tagen: 290 Gran *tartar. emeticus,* 12 Pfd. *infus. arnicae* und 144 Gran *extr. hyosciami!!* — Wozu, frage ich, der Zusatz des *extr. hyoseiami* (in so grosser Dosis) bei Anwendung eines Mittels, das da „kräftig erregend auf die Magennerven wirken" sollte? — Wozu gerade ein paralysirendes Mittel beim *tartar. emeticus?* — Wozu die Magennerven auf so heftige Weise in Anspruch nehmen; da

das Mittel dennoch Wochen bedurfte, um die Magennerven nur Besserung bringend zu afficiren? — Wozu neben *tartar. emeticus* und *extr. hyosciami* noch so viel Arnica? Führt das zu sicheren Resultaten, reinen Erfahrungen? — Ich erinnere mich, ähnliche, der vom Herrn Verfasser angeführten Krankheitsfälle, nach den perniciösen Wechselfiebern der Moldau gesehen zu haben, in denen Arnica, Calamus, Angelica, Gentiana, China mit Aether und endlich Eisen schnelle und dauernde Hülfe brachten. Hätten diese Mittel nicht auch hier sicherer und schneller Hülfe gebracht, wo es sich darum handelte, „eine mangelhafte Ernährung," basirt auf Erschöpfungsschwäche, zu heben? — Hätten nicht eröffnende Arzneien und Lavements die Stuhlverstopfung gehoben, und mit ihr das wahrscheinlich consensuelle Erbrechen, da selbst letzteres durch Brausepulver (neben dem Gebrauche des *tartar. emeticus*) aufhörte? — Doch genug dieser Betrachtung!

Aber ausgemacht ist es, dass der Herr Verfasser der Wissenschaft zu voreilig Mittel und Methoden gegen eine Krankheitsform empfohlen hat, die er als Gehirnhöhlenwassersucht erkannt haben will; die jedoch als eine höchst lebensgefährliche Krankheit nach den allgemeinen Regeln der Erfahrung zu behandeln wäre, gegen die aber ein auf Hypothesen gegründetes Verfahren keine Anwendung finden darf. Nur so kann das Gewissen des handelnden Arztes von Vorwürfen frei bleiben, wenn seine Mühen keinen günstigen Erfolg haben; im entgegengesetzten Falle ihm aber sein Gewissen und andere Aerzte den gerechten Vorwurf werden machen können, mit dem Leben seiner leidenden und hülfesuchenden Mitbürger voreilig experimentirt zu haben.

Zu wünschen wäre es denn auch, dass die gelehrten Redacteure medicinischer Zeitschriften dieselben nicht oberflächlichen Beobachtungen und Erfahrungen öffneten. Leider nehmen noch zu viele Zeitschriften Curiosa auf und erregen den Verdacht, als ob es ihnen um volle Spalten und volle Bogen zu thun wäre; gleichviel ob dem Leser Arznei oder Gift gereicht werde. —

Ueber die Begriffe: „Naturhistorisches Princip, naturhistorische Bearbeitung der Pathologie.“

Von

Dr. *Th. Reinbold* in Hannover.

Die Naturgeschichte hat einen bestimmten Charakter, der, abgesehen von dem Gegenstande, mit dem sie sich überhaupt beschäftigt, von Dem, was sie an ihm betrachtet, von dem Gesichtspunkte, unter dem sie ihn auffasst, so wie von der besondern Art geistiger Thätigkeit abhängt, die sie darauf verwendet. Will man diesen Charakter, demgemäss sie verfährt, im Allgemeinen das Princip nennen, welches sie befolgt, so darf man doch nicht vergessen: dass es eben mehrere Grundsätze in sich schliesst, die man auch einzeln als Principe der Naturgeschichte gelten lassen könnte. Daher wird man denn auch, wenn von dem naturhistorischen Principe die Rede ist, und davon ist ja bei uns jetzt sehr viel die Rede, wohl fragen dürfen: welches Princip denn eigentlich gemeint ist, in welcher Ausdehnung man dieses begriff, überhaupt in welchem Sinne man diesen Ausdruck zu nehmen hat? — Was heisst das: „die Pathologie naturhistorisch, nach dem naturhistorischen Principe bearbeiten?“

Die Naturgeschichte sucht die innerhalb ihres Gebiets, dessen Grenzen wir hier nicht weiter anzugeben brauchen, existirenden Individualitäten als solche in dem Affinitäts-Verhältnisse, worin sie neben einander bestehen, also in einer gewissen, hiernach zu bestimmenden Ordnung, aufzufassen — sie will die Dinge beschreiben und classificiren, und weiter nichts. Warum sie überhaupt und gerade so sind, das ist eine Frage, die sie gar nicht berührt. Das ist das Princip, nach dem sie Richtung und Grenze ihrer Thätigkeit bestimmt, welches sie jedoch mit mancher andern Wissenschaft oder Untersuchung theilt. Da pflegt es denn bekanntlich wohl im Allgemeinen das „historische“ im Gegensatze zum „philosophischen“ Principe genannt zu werden. — Die Pathologie, die sich diesem Principe unterwirft, würde daher weiter nichts zu thun haben, als: die Krankheiten als Ganze, die in sich selbst individuell sind, schlechthin aufzufassen und

treu darzustellen, ohne sich in Untersuchungen einzulassen über den zureichenden Grund, über die Nothwendigkeit ihrer derartigen Existenz. Damit hört sie dann aber auf, Pathologie in der bisherigen Bedeutung des Worts zu sein, sie wird zur Pathographie (Nosographie), die man bisher nur als einen ihrer Theile betrachtete. Es fragt sich daher: ob man dieses naturhistorische Princip auf die Pathologie überhaupt, oder nur auf die systematische Darstellung von Krankheitsformen, auf die bisherige Nosographie anwenden will?

Inwiefern die allgemeine, oder nur in ihrem besondern Theile, der Nosographie, nach solchem naturhistorischen Principe bearbeitete Krankheitslehre sich von der bisherigen überhaupt, oder der Nosographie insbesondere, verschieden darstellen würde, darauf kommt es hier nicht an, wohl aber darauf: ob hier auch noch das andere Princip der Naturgeschichte anerkannt werden soll, was sich auf die Art des Erkennens, auf die besondere geistige Thätigkeit bezieht, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen sucht?

Die Naturgeschichte will nur Das, was durch Beobachtung zu erlangen ist, hat mit der Speculation nichts zu schaffen. Das ist auch ihr Princip. Ob sich dem aber die in jenem Sinne naturhistorische Pathologie unterwerfen wird? Gewiss wird sie behaupten, dass das nicht mehr nöthig sei, dass sie ohnehin der Erfahrung ihre volle Bedeutung zugestehe, indessen die Versicherung hat noch jedes System, selbst das der extravagantesten Naturphantasie, gegeben: auf die Erfahrung berufen sich alle, das versteht sich. Es handelt sich hier aber gar nicht etwa um die Erfahrung, die „mit der Speculation Hand in Hand geht" und das Recht der Bestätigung haben soll (ein Recht, das bekanntlich keineswegs das der Verwerfung in sich schliesst), nicht um die Methode der sogenannten vernünftigen Empirie (die zu rechter Zeit der Speculation nachgiebt, wie der Vernünftigste immer nachgiebt), sondern darum: ob man hier unbedingt allein die Beobachtung, nur Das gelten lassen will, was wirklich beobachtet werden kann? So will es die Naturgeschichte, und da der Begriff des „Empirischen" oft nur auf den Gegenstand einer Untersuchung bezogen wird, überhaupt im Laufe

der Zeiten so vielfach gebraucht ist, dass er seine Klarheit und Schärfe mehr oder weniger verloren hat, so würde die Pathologie dieses Princip um so eher das naturhistorische nennen dürfen, als jene Wissenschaft die allgemeinste und bedeutendste der ihr naheliegenden ist, von der sie es erhalten, und zwar in möglichster Reinheit erhalten kann.

Wir sehen hier also, dass die Pathologie in verschiedener Ausdehnung, und in verschiedenem Sinne nach naturhistorischem Principe bearbeitet werden kann. Kehren wir nun zurück zu der, die dafür die Bedeutung in Anspruch nahm, die in dem, was an und von dem Gegenstande erkannt werden soll, also mehr in den objectiven Beziehungen liegt. Wird sie auch jenem Grundsatze: nur die Beobachtung gelten zu lassen, unbedingt folgen? Thut sie es, so nimmt sie dann allerdings mehr wie einen Charakterzug, sie nimmt den ganzen Charakter der Naturgeschichte an, das naturhistorische Princip in der vollen Beteutung des Wortes; aber wird sie es? Es giebt Erscheinungen, die wir für Theile der Krankheit halten, aber nicht als solche beobachten können, wir schliessen überhaupt auf das Dasein gewisser Theile der Krankheit, ohne sie mit den äusseren Sinnen erkennen zu können — wir können zur Zeit die Krankheit überhaupt nur theilweis beobachten; es ist auch möglich, dass die Speculation uns Manches lehrt über das Sein einer Krankheit, was uns die Beobachtung wenigstens nicht geben kann, dass uns noch Manches fehlt, was die Speculation herbeizuschaffen wenigstens bereitwillig versprechen würde. Wollen wir trotz dem bei der einfachen Beobachtung bleiben, sie nicht verlassen, und wenn sie uns noch so wenig bietet? Möglich, dass wir uns zu dem Versprechen entschliessen, aber ob wir es immer und unbedingt halten werden? Vielleicht wollen wir jedoch aber auch gar nicht eine solche Verpflichtung eingehen, haben irgend Etwas uns werthvoll scheinendes von der Speculation erhalten, was doch nicht für die simple Beobachtung ist — sollten wir das opfern? Nein, aber nichtsdestoweniger wollen wir auf dem naturhistorischen Wege weiter. Ja wir können uns selbst aus der Naturphilosophie heraus eine Pathologie construiren, die dennoch einen ganz naturhistorischen Anstrich hat. Ohne Zweifel! dann dürfen wir aber nur nicht vergessen:

dass eine solche naturhistorische Bearbeitung der Pathologie es immer nur in einem beschränkten Sinne ist, dass dabei ein Haupt-Princip der Naturgeschichte gar nicht hinzugezogen wurde. Das würde z. B. von einer Naturgeschichte der Krankheiten gelten, in der man Jahn's „Ahndungen" als etwas Wirkliches annehme u. s. w.

Ueber das Verfahren bei Augenentzündungen.

Von

Dr. *Krüger-Hansen* in Güstrov.

Es ist wahrlich eine so merkwürdige als traurige Erscheinung, dass unter den Aerzten eine so entgegengesetzte Diversität der Meinungen über die Zweckmässigkeit intensiver Antiphlogose, namentlich in Hinsicht der Anwendung der Blutegel bei Augenentzündungen immer noch obwaltet, indem die grösste Zahl derselben sie für nützlich, ja nothwendig, die kleinere Zahl sie für entbehrlich, ja schädlich erklärt. Da diese Entzündungen den Blicken so offen vorliegen, so kann ja bei ihnen weit leichter und zuverlässiger als bei Entzündungen innerer Organe — welche wir nicht sehen, sondern nur aus deren gestörten und alienirten Functionen, aus den diese begleitenden Schmerzen und Fieber erkennen — die Minderung oder Steigerung der Entzündung aufs sicherste nach den dagegen angewandten Mitteln erkannt werden. Am allgemeinsten werden die Blutegel in den ophthalmologischen Monographien nicht nur empfohlen, sondern sogar anbefohlen, ohne Berücksichtigung der so verschiedenen individuellen Constitution der Leidenden, nicht minder auch von den mit Augenoperationen sich vorzugsweise Beschäftigenden und darüber Kathedervorträge Haltenden, oder Kliniken Leitenden. Welch Vertrauen kann nun aber der Laie zur gesammten Heilkunst gewinnen, wenn er solchen Contrast unter den Aerzten gewahrt, wenn der eine ein Mittel für verderblich erklärt, welches ein anderer für unentbehrlich hält, oder wenn er erfährt, dass Aerzte, nach dem sie letzterer Ansicht viele Jahre hindurch huldigten, es nun

endlich für nachtheilig erklären, also damit bekennen, dass sie dadurch bis dahin Verderben bereiteten. Sind dies nun gar Männer, welche Lehrkanzeln bekleideten, so stifteten sie dadurch nicht nur für ihre Person Nachtheil, sondern auch alle die, welche sie zu Aerzten gebildet hatten, und die Worte des Lehrers als Orakelsprüche betrachteten. Die Aerzte, welche zur Minderung von Entzündungen Blutegel legten, fuhren, obwohl sie jene nicht erfolgen, vielmehr sich steigernd sahen, dennoch mit der Anwendung nicht nur fort, sondern mehrten deren Zahl sogar, jedoch zu noch gewisserem Untergang des Auges. Offenbar müsste es jedesmal eine Warnung sein gegen jede Wiederholung eines Mittels, wenn nach dessen erster Anwendung keine Minderung des Uebels folgte, noch mehr aber, wenn darnach eine Steigerung desselben bemerkt wird. Welch zahllose Sünden in dieser Hinsicht begangen wurden, davon zeugen aufs klarste die über die epidemische — früher besonders in der preussischen, später in der belgischen Armee geherrschte — Augenentzündung erschienenen Schilderungen der gefeiertsten oculistischen Matadore. Diese sahen um so mehr Erblindungen eines oder beider Augen bei vielen Tausend Individuen erfolgen, als sie im Beginn Aderlässe, Blutegel, Purganzen, im weitern Verlaufe aber Aetzmittel dagegen anwandten. Waren zwar nach Anwendung jener Mittel im preussischen Heere Tausende erblindet, dagegen Unbehandelte oder zur Heimath als unheilbar Entlassene zum Besitz des Augenlichts wieder gelangt, so wurden dennoch später beim Ausbruch gleicher Krankheit in der belgischen Armee dieselben Mittel wieder angewandt, und, obwohl bereits Zehntausend auf einem Auge, Viertausend aber auf beiden Augen erblindet waren, dennoch von dem zur Consultation herbeigerufenen Jüngken Aderlass bis zur Ohnmacht, Blutegel hinterher, selbst Arteriotomie, mit dem kategorischen Imperativ anempfohlen. Jedoch nicht nur bei jener epidemischen Augenblennorrhöe haben sich die das Gefässsystem und den Darmkanal ausfegenden Mittel verderblich erwiesen, sondern auch sehr häufig bei allen andern Augenentzündungen, wie verschiedenartig sie auch benannt wurden, mochten sie durch innere Anlagen, oder durch äussere Injurien (Kronprinz von Hannover), oder als Folge von Operationen eingetreten sein. Wenn C. G. Neumann ihre Anwendung nur in der scrophulösen

Ophthalmie für nachtheilig erklärte, so hätte er besser gethan, die Warnung auf alle Augenentzündungen zu erstrecken.

Erst in neuerer Zeit haben sich mehre Aerzte, von der nachtheiligen Einwirkung, oder der Entbehrlichkeit der Blutegel bei Augenentzündungen überzeugt, ausgesprochen. Z. B. Elberling in Luxemburg verwirft nach Vereins Zeitung Nro. 47. 1841 den Gebrauch der Blutegel bei Augenentzündungen, weil er nach dem Ansetzen derselben Reizung und stärkere Congestion eintreten sah. Benedict und von Ammon haben sich vor einiger Zeit in gleicher Art erklärt, und Charles Gobén, *Chirurgien Major* in niederländischen Diensten, bekennt, dass in 99 Fällen von 100 bei der Augenblennorrhöe die Blutegel ganz überflüssig scheinen. Mit dem „überflüssigen" hat er sich viel zu gelinde ausgedrückt, er hätte sicher sagen können, dass, in der Mehrzahl von Fällen sie sich höchst verderblich erwiesen hätten.

Indem Vorstehendes in Nro. 2. der allg. Central-Zeitung angeführt wird, sagt deren Herausgeber in einer Note: „Jüngken lässt sie jetzt auch immer nur hinterm Ohr appliciren; mir selbst thaten sie, in die Nasenlöcher gebracht, bei Augenentzündungen schon einige Mal gute Dienste." — Die Behauptung, dass Jüngken „immer" hinterm Ohr die Blutegel appliciren lasse, ist nicht begründet. Im vorigen Winter sandte ich ihm einen an Cataract beider Augen leidenden Kranken zu. Diesem gab ich den wohlbegründeten Rath, er möge sich seinen den günstigsten Erfolg versprechenden Cataract linker Seite operiren lassen und das Gelingen des Erfolgs ruhig abwarten, ohne seinen Körper zu einer schwächenden Vor- und Nachbehandlung herzugeben, weil dadurch das Gelingen der selbst aufs kunstvollste vollzogenen Operation nur zu oft hintertrieben würde. Mein Kranker, der Bäcker A., ein wohlgenährter Mann mit rothem Gesicht, doch übrigens bereits schwacher Constitution, hatte nicht Muth gehabt zu widersprechen, und somit waren während 8 Tagen vor der unternommenen Operation ein Aderlass, Schröpfköpfe, Abführung, schmale Diät und ein Fontanell adhibirt worden. Sogleich nach der am 9ten December ausgeführten Operation, vermittelst Niederdrückung des Cataracts, war die Ader geschlagen, und noch 2mal selbigen Tages von 3 zu 3 Stunden wiederholt worden, daneben waren 12 grosse Blutegel hinter dem Ohr,

10 dergleichen aber um das operirte Auge gesetzt worden, um jeden Eintritt von Entzündung zu verhüten. Trotz dem allen aber trat schon am folgenden Tage so starker Schmerz im Augapfel ein, dass Pat. jedes Athmen und jeden Pulsschlag darin fühlte, noch mehr aber den Anstoss des öfter eintretenden Hustens. Deshalb ward abermal fofort ein grosser Blutlass gemacht und ein solcher bis zum Nachlass der Schmerzen an selbigem Tage noch zweimal wiederholt, auch wurden noch 2mal 12 Blutegel um das Auge gesetzt, jede Wade und die Herzgrube mit einem Senfpflaster bedeckt, in den Nacken aber ein Vesicator gelegt. Schon vor und auch nach der Operation ward dem Kranken nur eine schmale Diät bewilligt, neben fleissiger und täglicher Anwendung von Stuhlungen bewirkenden Mitteln. Als mir diese Nachrichten wurden, war ich schon sogleich der Ueberzeugung, dass durch solch Verfahren der ganze Zweck der noch so kunstgeübt vollzogenen Operation hintertrieben werden würde. Denn wären auch Blutentziehungen zweckmässige Mittel zur Verhütung von Entzündungen, was sie aber nach tausendfältigen Erfahrungen nicht sind, so würde doch am Tage nach der Operation keine so vehemente Entzündung des Bulbus haben eintreten können, da am Tage der Operation selbst sofort 3 Blutlässe neben 22 Blutsaugern adhibirt worden waren. Der dennoch erfolgte Eintritt der Entzündung war ja offenklar ein Beweis, dass die Blutentziehungen kein Mittel zur Verhütung waren, mithin es auch nicht zur Tilgung schon eingetretener Entzündung sein würden. Zwar wichen die Schmerzen, nachdem abermals 3 Blutlässe gemacht und 24 Blutegel gesetzt worden waren, aber es ist klar, dass dadurch nicht die Entzündung gehoben ward, sondern durch die Entziehung so grosser Blutmassen das Empfindungsgefühl nur abgestumpft wurde, denn ein ganz entbluteter Körper empfindet bekanntlich nichts mehr. Alle diese Blutentleerungen wurden dem Gesammtkörper nicht besonders nachtheilig, sogar kamen Nachrichten von Berlin hierher, welche die Hoffnung aussprachen, dass Pat. mit gutem Sehvermögen zurückkommen würde. Indessen am 1sten Februar trat wieder Schmerz im Auge mit febrilischen Symptomen ein, obwohl bis dahin immer noch auf die Haut und den Darmkanal ableitend wirkende Mittel angewandt worden waren, und sogleich wurden wieder Blutlässe, eine Menge Blutegel ums

Auge, Sinapismen, Vesicantien und stärker auf den Darmkanal einwirkende Mittel angewendet. Am 27sten März langte endlich der Kranke wieder hier an, wohlversehen mit einer Menge von Recepten, die alle mögliche, die Function des Dauungskanals störende Mittel, z. B. *guajac.*, *extr. rhei comp.*, *tartarus stibiat. etc. etc.*, enthielten, und mit der Weisung, bei jeder Röthung des Auges Blutegel setzen zu lassen, was sogleich auch am Morgen nach seiner Rückkehr geschehen war. Der Kranke wandte sich nach seiner Rückkehr nicht weiter an mich, da ich ihm wohl als ein Blutfreund in Berlin verdächtigt worden. Indess da mir ein Besuch vom Dr. Trettenbacher aus München ward, und ich von diesem erfuhr, dass er bei obiger Operation und Behandlung während seines Aufenthalts in Berlin Zeuge gewesen, so führte ich ihn hier zu dem Kranken, damit er sich überzeuge, welche Früchte das therapeutische Verfahren getragen. Der Unglückliche erzählte uns, dass er 14 Mal zur Ader gelassen, dass 256 Blutegel gesetzt, und dass er jene Stuhlungen erregenden Mittel, zum Theil so starke, dass er in Berlin wohl in einer Stunde 17 Stühle darnach gehabt, noch bisher habe fortnehmen müssen, auch nach Jüngken's Vorschrift bisher weder Fleisch, noch Kaffee, Wein oder Bier habe geniessen dürfen, sondern blos von Milch, Grütze, Sahne und Wasser sich habe ernähren, und die Fontanellen habe stets offen halten müssen. Es kann wohl nicht befremden, dass nach so stereotypischem schwächenden Verfahren das Augenlicht total erloschen ist, und da wegen Verwachsungen der Iris mit der Kapsel der verdunkelten Linse des rechten Auges hier kein operatives Verfahren ausführbar ist, so ist eine Möglichkeit, dem Kranken zur mindesten Sehkraft zu verhelfen, nicht abzusehen.

Ist nun gleich die Akiurgie der Ophthalmiatrik in jüngster Zeit so hoch vervollkommnet worden, so ist um so mehr zu bedauern, dass die desfallsige Therapie nicht gleiche Fortschritte gemacht. Hätte sich obiger Kranke unvorbereitet selbst von einem weniger renommirten Operateur blos mit der Klinge behandeln lassen und sich keiner therapeutischen Behandlung unterworfen, so würde das Resultat gewiss nicht ein so trauriges für ihn geworden sein. Nicht in diesem Falle allein wandte Jüngken die eminenteste Fegmethode an, sie ist bei ihm das Generalthema

seines Verfahrens. In dem von Rust herausgegebenen voluminösen, 75 Thlr. kostenden Werke „theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie“ welches man kaum auf dem Rücken tragen, noch weniger in den Händen halten kann, finden wir den Artikel „*Blennorrhoea oculi*“ aus Jüngken's Feder geflossen. 3ter Band, Pag. 60. Es heisst dort:

„Augenblennorrhöen muss man auf dieselbe Weise behandeln, wie die Augenentzündungen, nur dass die wirksamsten und kräftigsten Mittel sogleich in Anwendung kommen müssen und kein Abwarten der Zufälle (?) stattfinden darf. Blennorrhöen mit dem synochösen Charakter erfordern den antiphlogistischen Heilapparat in seiner ganzen Strenge (!). Die mit dem erethischen Charakter müssen antiphlogistisch, aber zugleich besänftigend behandelt werden. Die mit dem torpiden Charakter erfordern die Anwendung der umstimmenden verändernden Mittel.“ — Sind die antiphlogistischen Mittel nicht auch umstimmende, verändernde Potenzen? Da bei jeder Blennorrhöe die Vitalität des Vegetationsprocesses alienirt ist, so werden auch in allen Fällen nur umstimmende Mittel zur Regulirung der Vitalität erforderlich sein.

„Befindet sich eine Augenblennorrhöe noch im ersten Grade (ob die Verschiedenheit des Charakters oder das erste Stadium hier mit „Grad“ bezeichnet wird, ist nicht klar!), wo sie Aehnlichkeit mit einer katarrhalischen Augenentzündung hat, dann suche man durch Anwendung des antiphlogistischen Apparats in seiner ganzen Ausdehnung sie in ihrem Keime zu ersticken. Zwei Mittel gewähren den entschiedensten Nutzen, der Blutlass und die Kälte; beide Mittel müssen aber kräftig angewendet werden.“ — Wenn der Arzt eine der katarrhalischen ähnliche Augenentzündung vor sich hat, wird der nicht wohl thun, sie nur als eine solche zu behandeln?

„Die Blutentleerungen, besonders die erste, müssen so reichlich gemacht werden, als dies nur möglich ist.“ — Zuträglich hätte hier mindestens stehen sollen. Möglich ist es, dem Kranken alles Blut zu entziehen; weil aber Niemand ohne Blut leben kann, so würde ja die Befolgung dieser Vorschrift den Tod herbeiführen. Erstaunen erregt es, dass Jüngken allemal da, wo er von Anwendung des Blutlasses bei der Augenblennorrhöe

redet, im kategorischen Imperativ „Muss“ spricht. Da kein Mittel verderblicher wirkt, sicherer tödten kann, als ein erschöpfender Blutlass, so hätte er ihn mindestens nur mit besondern Cautelen, Berücksichtigung der Constitution, der voraufgegangenen Krankheiten etc. empfehlen dürfen.

„Der erste Aderlass muss selbst dann bewirkt werden, wenn der Kranke schwach und nicht sehr bei Kräften ist.“ — Wäre ein Solcher durch ein jüngst verlaufenes Nerven- oder Wechselfieber erschöpft, oder hätte er gar derlei Krankheit gleichzeitig, wie wird ihm dann der Blutverlust bekommen?

„Das Blut muss so lange fliessen, bis Nachlass der Erscheinungen (welcher?) erfolgt ist.“ — Wenn nun aber kein Nachlass erfolgt, muss man dennoch alles Blut entziehen?

„Bei Kindern darf (weshalb?) der Blutlass durch Blutegel ersetzt werden, nur muss dadurch eine recht reichliche Blutentziehung bewirkt werden. Unmittelbar nach dem Blutlass setze man in grosser Menge Blutegel; bei Erwachsenen 10 — 20 Stück um ein Auge, und lasse sie möglichst lange nachbluten.“ — Muss eine reichliche Blutentziehung bewirkt werden, so ist es völlig gleich, ob sie durch Aderlass oder Blutegel, und an welcher Stelle sie bewirkt wird, mittelst des Blutumlaufs wird sofort Ausgleichung beschafft. Muss beim Aderlass das Blut so lange fliessen, bis ein Nachlass der Erscheinungen erfolgt, warum sollen dann doch „unmittelbar“ nach demselben in grosser Menge Blutegel gesetzt werden, obwohl die Erscheinungen (?) nach jenem schon nachgelassen haben sollen.

„Sobald die Erscheinungen zu recidiviren beginnen, muss die Blutentziehung, sowohl die allgemeine als örtliche, auf der Stelle wiederholt werden, und dies muss so oft geschehen, als es die Zufälle erfordern und die Kräfte des Kranken nur irgend gestatten.“ — Dieser Vertilgungskrieg gegen das Blut soll schon angewendet werden, wenn gleich die Augenblennorrhöe nur Aehnlichkeit mit der katarrhalischen Augenentzündung hat. Broussais wird Jüngken ein Bravissime zugerufen haben, während Köthens Söhne ihm ein Pereat gebracht. Ward diesen nicht Thür und Thor geöffnet von so blutdurstigen Allopathen?

„Eiskalte Umschläge leisten bei allen primitiven Augenentzündungen in der ersten Periode den ausgezeichnetsten Nutzen.

Die Compressen werden auf ein Stück Eis gelegt und so schnell gewechselt, dass der Kranke die Augen bis in die Orbita hinein kalt fühlt. Diese Umschläge müssen Tag und Nacht unausgesetzt gewechselt werden, bis die Zufälle ganz geschwunden sind (dies sollten ja schon die Blutentziehungen bewirken!); dann erst darf man sie aussetzen und wiederholt ihre Anwendung, wenn ein Recidiv eintreten sollte." — Sicher wirkt ein geringer Wärmegrad — 9—10° — wohlthätig zur Tilgung erhöhter Vegetationsprocesse, zur Minderung der gesunkenen Contractilität; aber auf ein so empfindliches Organ, wie das Auge, dessen Reizbarkeit schon hoch alarmirt ist, eisige Kälte einwirken zu lassen, wird eben sowohl Nachtheil bewirken, als warme Umschläge. Indess scheint es, als wenn die Koryphäen der Heilkunst sich nur in Extremen gefallen, und wie verdoppelt nachtheilig muss es werden, wenn dies selbst bei Lehrern der Heilkunst zutrifft!

„Sollte die Augenblennorrhöe gleich anfangs mit Heftigkeit auftreten, so kann (also hier kein *oportet!*) gleich graue Salbe in Stirn und Schläfe eingerieben werden. Durch kühlende Abführungen suche man durch den Darmcanal abzuleiten, und verordne eine Auflösung von *Natr. sulph.*, *Magnes. sulph.* oder das *Inf. Senn. comp.* mit Tamarinden, Manna u. dgl." — Wenn die Blutlässe so lange angewandt werden müssen, bis ein „Nachlass der Erscheinungen" erfolgt; wenn die eisigen Umschläge unausgesetzt so lange gewechselt werden müssen, bis die Zufälle „ganz geschwunden" sind; so fragt es sich, weshalb nun noch Laxirmittel empfohlen werden? Soll etwa die Entzündung von den Augen auf den Darmcanal abgeleitet (verpflanzt?) werden, und ist diese Verletzung für den Darmcanal gefahrloser, als für die Schleimhäute des Auges? Jenes Intensitat ist dem Leben weit nothwendiger, als die des Auges. Diese mehrseitigen heftigen Eingriffe sollen nun dann schon geschehen, wenn eine Augenentzündung einer katarrhalischen auch nur ähnlich ist. Eine Augenblennorrhöe ersten Grades ist jedoch nur ein örtliches Uebel; sobald aber ein Aderlass so reichlich gemacht worden, als dies „nur möglich" ist, wird sicher der bis dahin ruhige Puls eine fiebrige Beschleunigung gewinnen, und somit ein complicirtes oder ein Allgemeinleiden erkeimen, welches durch barsche

Castigirung des Darmcanals eine noch grössere Höhe gewinnt. Nun wissen wir aber, dass jedes örtliche Leiden eine um so höhere Staffel erreicht, um so geneigter zu einem chronischen Leiden wird, jemehr der Gesammtkörper depotenzirt ist oder wird. Sollen von einem entzündeten Auge alle nachtheiligen Reizungen abgewendet werden, warum will man dennoch den Dauungsschlauch mit feindlichen Mitteln reizen, da das Auge mit ihm im nächsten Connex steht? Wäre diese ganze Procedur nöthig, so müsste zuvor nachgewiesen worden sein, dass eine Augenblennorrhöe ersten Grades niemals unbehandelt, oder nur bei Anwendung einfacher örtlich kühlender Mittel, sich günstig entscheide, was jedoch gegen tausendfache Erfahrung zeugt. Dagegen findet das Augenlicht um so leichter seinen Untergang, jemehr die Blutgefässe und der Nahrungsschlauch ausgeräumt werden, wie die Geschichte des Verfahrens bei der s. g. ägyptischen Ophthalmie tausendfältig nachweist.

„Im 2ten Grade (Stadium oder beim erethischen Charakter?) der Augenblennorrhöe müssen die Aderlässe um so kräftiger (also noch mehr wie möglich?) angewendet werden, und hier kann man, wenn sie sich mit grosser Heftigkeit entwickelt (im 2ten Grade oder Stadium kann ja von Entwicklung nicht mehr die Rede sein!) und sehr schnell verläuft, auch die Temporalarterie öffnen; dadurch wird schnell und kräftig der übermässig gesteigerte Vegetationsprocess herabgestimmt. Sogleich nach den allgemeinen Blutentziehungen müssen Blutegel in grosser Menge um die Augen gesetzt werden, bei Erwachsenen zu 20 — 30 um ein Auge, und diese Blutentleerungen müssen schnell hinter einander so oft und so lange wiederholt werden, bis die Erscheinungen nachlassen.“ Wenn nun aber bei dieser Procedur das Blut alle geworden, was stellt dann der Verfasser mit solchen Kranken auf? Greift er dann zu Belebungsversuchen oder zur Transfusion, oder lässt er in einen hölzernen Schlafrock solchen Behandelten legen? Kann die Lebensuhr noch fortticken, wenn im Körper kein Blut mehr verblieb? Was der Wind für die Windmühle, der Dampf für den Dampfwagen ist, das ist ja das Blut für das Herz. Uebrigens muss der Verfasser dennoch mit allen heroischen Blutlässen kein Schwinden der Erscheinungen bewirkt haben oder bewirken können, denn er empfiehlt auch

hier noch nach Anwendung derselben: Einreibungen grauer Salbe, Kalomel bis zur Speichelung, welche aber wieder durch kühlende Abführungen gehoben werden soll, daneben noch Dover'sches Pulver und Bittermandelwasser. Statt der im ersten Grade nöthigen eisigen Umschläge, soll nun äusserlich feuchte Wärme zur Anwendung kommen; die warmen Umschläge müssen den ganzen Tag über gemacht, können aber während der Nacht (weshalb?) ausgesetzt werden. Vor der Anwendung aromatischer Mittel warnt er eben so sehr, als vor austrocknenden, namentlich Bleipräparaten. Diese Mittel hätte jedoch der Verfasser ja nicht perhorresciren sollen; um so weniger, wenn er hier mit dem „zweiten Grade" etwa den erethischen Charakter der Augenblennorrhöe hätte bezeichnen wollen. In welchem Stadium, bei welchem Charakter der Krankheit jedoch auch die Bleipräparate angewandt werden möchten, so werden sie doch nimmer den tausendsten Theil des Unglücks bereiten, als die vom Verfasser für *sacra anchora* gepriesenen Blutentziehungen.

„Im 3ten Grade muss die Augenblennorrhöe wie im vorigen behandelt, durch Aderlässe, Arteriotomie und Blutegel die Lebensthätigkeit bis zum *vitam minimam* (hört!) herabgestimmt werden. Ausserdem Quecksilber in grossen Dosen, *Narcotica*, *aq. Lauroc.*, fleissiges Ausspülen und Ausspritzen des Auges. Erst wenn die Heftigkeit der Erscheinungen gemässigt (die Blutentziehungen sollen ja so lange angewendet werden, bis die Erscheinungen nachgelassen, also entfernt sind?), die Empfindlichkeit des Auges in einem hohen Grade herabgestimmt ist, kann man zur Anwendung anderer Heilmittel auf das Auge selbst übergehen. Man hüte sich aber ja, dies so früh zu thun, denn es straft sich auf der Stelle durch bedeutende Verschlimmerung aller Erscheinungen (dieser Fall kann also doch noch eintreten, wenn gleich möglichst alles verderbliche Blut ausgeräumt worden?). Vorzüglich kann ich nicht genug vor dem zu frühzeitigen örtlichen Gebrauch der Opiumtinctur warnen, und muss dies um so mehr thun, da dies Mittel zum grossen Nachtheil von berühmten Aerzten bei Augenblennorrhöen empfohlen ist. Es hat die nachtheiligsten Zufälle und nicht selten die Vernichtung des Auges zur Folge, wird es zu früh angewendet." — Höchst auffallend ist, dass der Verfasser, welcher kein war-

nendes Wort gegen Blutentziehungen einfliessen lässt, sondern ihre Anwendung allemal mit *Oportet* in allen Stadien des Uebels begleitet, hier so dringend vor dem Opium als vor dem Blei warnt, obwohl diese beiden Mittel, gehörig graduirt angewendet, dieses äusserlich, jenes innerlich, die zweckmässigsten, sowohl zur Erlöschung jeder Augenentzündung, als Augenblennorrhöe, ja nach jeder Augenverwundung und Operation sind. Wäre damit nur der obige Operirte behandelt worden, so wäre sicher ein glücklicheres Loos ihm geworden. Tausendfältige Heilungen habe ich mit den beiden Mitteln bewirkt, niemals sah ich Erblindungen erfolgen, wurden sie von vorn herein angewendet, mit Vermeidung jedes Kehraus. Der Arzt, welcher diese beiden Mittel, der Reizstimmung des Auges angemessen, anzuwenden versteht, wird eben so viele Erblindungen und Augendestructionen verhüten, als derjenige Arzt selbige hervorwirken wird, welcher obige Vorschriften Jüngken's *verbotenus* befolgt. Reichen gleich Blei und Opium nicht für alle Fälle und bei schon mehr vorgeschrittener Entwicklung hin, muss noch oftmal Zink, Mercur, Alaun, Kampher, China etc. nach Umständen angewendet werden, so werden doch immer jene beiden Mittel zu den Matadoren gehören, um die Integrität der Sehorgane zu bewahren. Diese Wirkung können sie aber dann nicht ausreichend leisten, wenn ein Arzt die Sünde begeht, beim fraglichen Uebel möglichst alles Blut zu verschütten, den Darmcanal auszuräumen, Speichelfluss zu erregen und eisige Kälte einwirken zu lassen. Wer damit überall verfährt, der ist kein *artifex*, er führt den Namen Arzt mit Unrecht. Statt Heil, bereitet er Unheil! Viele Krankheiten würden über die Menschen hinstreifen, wie der Sturm über schlankes Rohr, wenn der Wahn der Aerzte ihnen nicht mit weit gefahrvolleren Mitteln und Angriffen, als sie selbst sind, entgegen träte. Lieferte die Augenentzündung nicht eben da das grösste Drama, wo die Militairs unter täglicher ärztlicher Behandlung sich von Beginn des ersten Erkrankens an befanden?

Wenn, wie der Redacteur der allgemeinen Central-Zeitung bemerkt, Jüngken jetzt immer die Blutegel bei Augenentzündungen hinter dem Ohre saugen lässt, so ist er doch, indem er obigen A. noch vor einem Jahre wiederholt um die Augen stark be-

blutegeln liess, erst sehr spät zu der Einsicht gelangt, wie verderblich sie da wirken, indem ja grade dahin ein stärkeres Blutströmen bewirkt wird, wo diese Sauger angebracht werden, oft so stark, dass es schwierig ist, die Nachblutung zu hemmen, ja Fälle vorliegen, dass diese nicht gehemmt ward, sondern der Tod durch Verblutung erfolgte. Schon das Bersten der Haut in Folge der Saugekraft der Egel, und die in der Zellhaut sich bildenden starken Ecchymosen bewirken keine Tilgung der Reizaffection des Auges, wohl aber Mehrung derselben, umsomehr, je wiederholter sie in kurzen Intervallen angelegt werden. Da diese Erscheinungen den Sinnen so klar vorliegen, so darf es wohl befremden, dass ein mit solchen Processen fast täglich beschäftigter Arzt erst nach einer so langen Reihe von Jahren zu der Einsicht gelangte, es sei nachtheilig, die Egel um das Auge zu setzen, vielmehr besser, sie an einer entgegengesetzten Stelle saugen zu lassen, um die Strömung des Bluts von dem entzündeten Organe abzuleiten. Ob zu dieser Ortsveränderung die Rücksicht beigetragen, dass hinterm Ohre eine gefahrdrohende Nachblutung eher gehemmt werden kann, als wenn sie aus dem Innern der Orbita hervorströmt, mag hier dahin gestellt bleiben. Der oben erwähnte Redacteur J. J. Sachs (wenn gleich unpromovirt, dennoch Medicinalrath!) versichert, gute Dienste bei seinen Augenentzündungen von Egeln gehabt zu haben, wenn sie in die Nasenlöcher gebracht wurden. Diese Versicherung contrastirt gar sehr mit dessen eigner öffentlichen Anzeige, dass sein ein Auge total erblindet sei, was doch wohl in Folge jener Augenentzündung geschehen ist, und dürfte somit die Application der Egel eher von ihm zu beklagen, als zu rühmen sein. Zwar nun Kyklop aber dog ä Mitarbeiter und Correspondent von 32 Zeitschriften.

Obwohl nun Jüngken's Behandlungsweise der Augenblennorrhöe aus jenem von Rust edirten Handbuche der Chirurgie zur Genüge bekannt geworden, worin die naturwidrig und verderblich wirkenden Mittel mit einem kategorischen Imperativ anempfohlen, die am wohlthätigsten wirkenden Mittel aber exorcisirt werden, ward ihm dennoch die Auszeichnung zu Theil, vom Könige Leopold nach Belgien berufen zu werden, um zur Tilgung der dort unter dem niedern Militair so epidemisch herrschen-

den Augenblennorrhöe, woran, officiellen Nachrichten zu Folge, unter der verhältnissmässig kleinen Armee von 56,000, bereits 10,000 Soldaten auf einem, 4000 aber auf beiden Augen ganz erblindet waren, angemessene Heilrathschläge zu ertheilen. Sein desfallsiges *visum repertum*, so wie seine Vorschläge zur bessern und fernern Behandlung dieser Krankheit hat er in seiner Monographie „Ueber die Augenkrankheit, welche in der belgischen Armee herrschte, nebst Bemerkungen über die Augenkrankheiten am Rheine und Augenblennorrhöen" niedergelegt. Zwar kehrte er mit einem Orden geziert zurück (wie Jäger von Hannover), aber wir haben nicht erfahren, welche Früchte seine Prüfung und Rath dort getragen; wohl aber, dass gleich nach seiner Abreise ein Laie, Lugin, sich durch Anwendung von nur örtlich wirkenden Geheimmitteln einen überaus grossen Ruf und Zulauf erwarb. Uebrigens wird diese Epidemie dort im Zeitenlauf nach Naturgesetzen eben so ihr Ende erreicht haben, wie sie in andern Staaten und Armeen früher erloschen ist, wenn gleich daselbst alle als accesionelle Ursachen angeklagten Schädlichkeiten, wie dermal, so heute noch, fortwähren. Eben so wenig wie wir wissen und je erfahren werden, von wannen die Winde und Orkane kommen, eben so wenig wird je ermittelt werden, wodurch Epidemien hervorgebildet werden. Das Grübeln darnach gleicht dem leeren Strohdreschen.

In Rücksicht des dagegen einzuschlagenden Curverfahrens hätte nun Jüngken nur seine Leser auf das bereits in jenem Rust'schen Handbuche von ihm Gesagte verweisen dürfen, indess damit dessen Besitzer doppelt zahlen, wird selbiges hier wiederholt. Giebt es etwa Liebhaber meiner Feder, so finden sie das von mir hierauf Entgegnete in meiner „Entschleierung des bisherigen Curverfahrens bei der ägyptischen Augenentzündung. Güstrow bei Opitz 1836," worin ich zugleich die vorzüglichsten Schriften, welche in neuerer Zeit über die fragliche Krankheit erschienen sind, einer kritischen Revue unterworfen habe. Diese meine Schrift dedicirte ich, um ihr einige Berücksichtigung in Belgien zu vindiciren, dem Könige Leopold, zu dessen Händen und Aufnahme sie durch die Güte des mir befreundeten Divisionsgenerals Langermann gelangte. Nachdem der König selbige von seinen Leibärzten hatte prüfen lassen, fiel deren Urtheil da-

hin aus, dass alles darin Gesagte ihnen längst bekannt gewesen. Diese Behauptung widerlegt schon das Resultat des bis dahin geübten Curverfahrens, denn wäre dieses ein naturgemässes bis dahin gewesen, wie könnten dann 14,000 Soldaten erblindet sein. Dieser Ausspruch befremdete mich indess um so weniger, da schon früher von den mehrsten Kunstrichtern meine Schriften für geistige Contrebande erklärt worden waren. So geht es aber leider in der Regel, wenn man medicinische versäculirte Vorurtheile ausrotten will, die keine andre Stütze haben, als ihr Alter und ihre vermeinte Heiligkeit, nebst der Autorität derer, die sie lehrten. Auffallend ist es mir indess auch gewesen, dass keiner der spätern Schriftsteller über diese Materie bei ihren Hinstellungen der Literatur das Dasein jener meiner Schrift erwähnt hat, auch ist mir nirgends wo eine Recension derselben von den sonst allzeit fingerfertigen Recensenten zu Augen gekommen. Darnach muss ich vermuthen, dass sie meine Schrift zu heterodox gefunden haben.

Wem es nicht bekannt ist, dass ich bereits seit 38 Jahren keinem Menschen zum Zwecke irgend einer Krankheitsheilung, weder einer acuten noch chronischen, einen Tropfen Blut, so wenig durch Schnepper oder Lanzette, noch durch Egel oder Schröpfungen entzogen, und zur Bestätigung meiner Aussage in meiner „Prüfung der neuen Curmethoden des Typhus etc. 1838“ dem 100 Friedrichsd'or gelobt, der mich nur in einem einzigen Falle der Unwahrheit dieser Behauptung zeihen könnte, zu welcher Prämienerhebung sich aber bis jetzt noch Niemand gemeldet, wird es für Keckheit oder Arroganz halten, dass ich in meiner vorgenannten „Entschleierung etc.“ den Koryphäen der Oculistik: einem Rust, von Gräfe, von Walther, Jüngken und vielen andern den Vorwurf gemacht habe, dass sie eben durch ihr zur Tilgung der s. g. ägyptischen Augenentzündung anempfohlenes und geübtes Curverfahren den Grund zu den tausendfältigen Erblindungen gelegt haben. Es liegt aber klar auf der Hand, dass dieses geschehen ist, denn jene genannten vier Aerzte bekennen ja selbst in ihren desfallsigen Schriften, dass Fälle genug vorgekommen, wo dergleichen Augenkranke bei der allerschlechtesten Behandlung (= beim nachlässig seltenen Gebrauch indifferenter Mittel) zu hunderten genasen, im Gegentheil aber bei der zweck-

mässigsten Behandlung (= bei pünktlichem Gebrauch von Fegmitteln) unaufhaltsam erblindeten; dann aber auch, dass die wegen anscheinlicher Unheilbarkeit ins Revier Entlassenen, von dort unbehandelt nach einiger Zeit genesen zurückkehrten.

Nachdem ich mich während der ersten 6 Jahre meiner Praxis genüglich überzeugt hatte, dass bei Anwendung des schulgerechten intensiv antiphlogistischen Verfahrens, besonders der Blutentziehungen jeder Art, des Kalomels und anderer laxirend wirkender Mittel, nicht allein bei Entzündungen der Augen, sondern auch bei Entzündungen aller und jeder innerlichen und äusserlichen Organe des Körpers, entweder eine langsamere Convalescenz, Verschwächlichung der Constitution, oder Vereiterung, Hektik, Auszehrung, Verbildungen, ja bei Entzündungen lebensnothwendiger Organe nur zu oft der rasche Untergang des Subjectes, Folge solchen Verfahrens war, stand ich von solcher Behandlung ganz ab, beschränkte mich auf eine unblutige, milde Antiphlogistik und liess beim Reichen indifferenter, die Lebenskräfte nicht schwächender Mittel der Naturheilkraft Zeit, die Entzündung durch die ihr von Olims Zeiten her bestimmten Stadien und Krisen hindurchzuführen. Woher sollen naturmässige Krisen kommen, wenn auf die Lebenskräfte Sturm gelaufen — das Blut abgezapft, der Magen mit Brechmitteln, der Darmcanal mit Laxanzen entleert und castigirt — wird? Wie oft wird nicht bei entzündlichen, exanthematischen und anderen Krankheiten ein so heroisch erschöpfendes Heilverfahren angewandt, dass die Lebenskräfte dadurch früher consumirt werden, bevor nach dem Naturlaufe die Krankheit ihren Culminationspunkt überschritten und eine kritische Entscheidung hat eintreten können. Wer daran zweifelt, ob ich mit steter Meidung der krassen Antiphlogose binnen 36 Jahren Segen oder Fluch geerntet habe, der lese meine Schriften oder forsche in meinem Wirkungskreise nach, ob ich mir darin Fluch oder Lob erworben. Wär's doch möglich, einen Leben bedrohenden Krankheitsfall bei einem und demselben Subjecte zweimal behandeln zu können, einmal mit jener krassen Fegmethode, das andere Mal mit einer entgegengesetzten milden Schonungsmethode, so würde es bald den Laien klar werden, woran sie besser thäten, sich dem Kunstarzte oder dem Laufe der Natur zu überlassen.

Im Eingange erwähnte ich bereits einiger Aerzte, welche die Blutegelei bei Augenentzündungen entbehrlich oder gar nachtheilig

erklären. Hier füge ich noch einige Gleichdenkende hinzu. Schon im vorigen Jahrhundert schrieb der verständige A. G. Richter: „Blutegel scheinen die Congestionen nach dem Auge zu vermehren; Purgirmittel können bei Augenentzündungen nichts nützen.“ — Wie viel Tausende von dadurch Blindgemachten würden sich des Anblicks des Weltalls ferner erfreut haben, würden nicht eine Last der Staaten geworden sein, wenn die heroische Fegmethode, die Contagionsmanie nicht die an die Spitze der Spitäler gestellten Aerzte beherrscht hätte, sondern sich durch jene Worte Richter's hätten warnen lassen. Nach ihm haben auch Balz, Dzondi, Heusinger, Lesser, Paoli, Schindler, C. G. Neumann, Wedekind gegen die Anwendung der Blutegel bei Augenentzündungen mehr oder minder gewarnt. Wie sehr contrastirt deren milderes Verfahren mit dem Eingangs hingestellten blindmachenden von Jüngken, mit dem von Rust geübten, welcher, einem Afterarzte gleich, alle Curmethoden und Mittel der Reihe nach durchprobirte, ja mit dem von v. Gräfe, der in seinem „Repertorium augenärztlicher Heilformeln“ einen schlagenden Beweis von der Unsicherheit der Ophthalmiater dadurch liefert, dass in dieser Schrift nicht weniger als 420 Mittel, worunter aber die *venaesectio, hirudines, cucurbitinae etc.* noch fehlen, aufführt und 379 Heilformeln von Aerzten der Vor- und Jetztwelt hinstellt. Nicht minder als 29 Oele machen da Parade, auch ein Augenbalsam aus 20 Ingredienzien bestehend. Die Sicherheit der Diagnose und Therapie beruht jedoch allemal auf ihrer Einfachheit; die Abundanz jener Mittel und Heilformeln aber ist das klarste Zeugniss, dass ihre Verfasser sich von aller Sicherheit verlassen gefühlt haben. Höchstens 10 Mittel bedurfte ich zu meiner externen und internen oculistischen Praxis, und ich habe — von vorn herein zur Behandlung gerufen — nicht einen Erblindeten aufzuweisen. Ich wette, dass wenn jene, oder vielleicht eine noch kleinere Zahl von Mitteln am rechten Orte, in gehörigem Verhältniss zur Reizstimmung, neben richtigem Regim, früh genug und beharrlich angewendet werden, damit alle und jede Augenentzündungen, von welcher imaginären Dyskrasie sie auch mögen hergeleitet werden, glücklich geheilt werden können. Wie oft beschämt ein altes Mütterchen oder Abdecker mit einem einfachen Geheimmittel einen besternten Leibwalter. Je grösser die Zahl der gegen eine Krankheit empfohlenen Mittel ist — Be-

weis, dass die Aerzte von aller Sicherheit der Erfahrung verlassen sind — um desto mehr wird der Arzt zum öfteren Wechseln geneigt sein, und um so eher wird das leicht zu heilende Uebel ungeheilt bleiben. Wer von vorn herein frisches Wasser, Blei, Zink, Opium, Belladonna, Sublimat, Kampher, China *cum grano salis* anzuwenden weiss, der wird höchst selten weitere Mittel anzuwenden sich genöthigt sehen, und den Fluch nicht auf sich laden, Blinde gemacht zu haben. Eble und Jäger in Wien predigen in ihren 1839 und 1840 erschienenen Schriften auch noch immer den Kehraustanz mit Aderlässen, Blutegeln, Laxanzen, wobei gewöhnlich von 10 Augen die Hälfte zu Grunde gehen. Kerst dagegen empfiehlt sehr richtig die äusserliche Anwendung des Höllensteins und die innerliche des Opiums, welches Gobée mit Chinin, und zwar mit dem trefflichsten Erfolg, verbindet.

In Nr. 7. der Casper'schen Wochenschrift theilt Trusen in Posen eine „Behandlung der Augenentzündung ohne Blutegel" überschriebene Abhandlung mit. Im dortigen Militairlazareth waren bis dahin jährlich 8—10,000 Egel meistens für Augenkranke verbraucht worden, der gesteigerte Preis derselben bewog zunächst Trusen, von deren Anwendung abzustehen, und siehe da, er heilte nun weit rascher und glücklicher. Uebrigens wendet er noch schulgemäss bei acuten Augenentzündungen strenge Antiphlogose an. Das souverainste Antiphlogisticum ist ihm dabei der Aderlass; dann blutige Schröpfköpfe, Laxanzen aus Kalomel und Jalappe, so dass darnach 5—6 flüssige Stuhlungen täglich erfolgen; dies sind ihm neben ableitenden Hautmitteln und einem bleihaltigen Augenwasser die Hauptmittel. Wenn nun gleich Trusen schliesslich versichert, dass er seit einigen Jahren mehrere hundert Fälle von Augenentzündungen mit dem ausgezeichnet glücklichsten Erfolge so behandelt hat, so kann ich ihm dagegen versichern, dass ich seit einem Zeitraum von 36 Jahren in weit mehr denn tausend Fällen nicht nur jede vom Beginn an behandelte, sondern auch schon zur hohen Staffel gelangte und verhandelte Augenentzündung rasch und spurlos, also ohne nachgelassene Blindheit zu Ende geführt habe, ohne einen Tropfen Blut zu entziehen, oder irgend ein die Stuhlung beförderndes Mittel zu reichen, noch Ableitungsmittel auf die Haut anzuwenden. Wird der von mir hochgeschätzte Trusen — der mich einmal brieflich mit der Nachricht erfreute,

dass er die in meinen „Normen zur Behandlung des Croups“ empfohlene Behandlungsmethode versucht und wohlthätig ausreichend befunden habe — eine noch kürzere und einfachere, der seinigen gewiss nicht nachstehende Behandlung der Augenentzündung wünschenswerth halten, so folge er vertrauungsvoll meinem Vorgange, wobei für die Folge die Gesundheit der Behandelten weit besser assecurirt ist, als bei seiner so schwächenden Behandlung. Wohin die führen kann, zeigt schon obiges Beispiel von Jüngken.

Wenn nur der gesteigerte Preis der Blutegel, die fleissigen Alliirten der Todtengräber, die Ursache ward, dass Trusen zu einer andern und glücklichern Behandlung der Augenentzündung gelangte, so wäre zu wünschen, dass unter diesen Maleficanten eine allgemeine Pestilenz ausbräche, oder ein schwerer Einfuhrzoll darauf gelegt würde, damit durch ihre Theurung recht viele oder besser alle Aerzte von ihrer Anwendung abgehalten würden; jedoch würde diese Wohlthat wieder nur den Armen zu Theil werden, indem der hohe Preis bei Reichen kein Hinderniss sein würde. So sah ich z. B. im Winter 1814 in Rostock mehrmal für 12 Blutegel 8 Thlr. N. $^2/_3$ willig für eine reiche Dame hinzahlen, welche sich durch deren gebotene Anwendung auf ihre schmerzlich angeschwollenen Kniee eine lebenslängliche Unbeugsamkeit erkaufte, die vielen deshalb bereisten Bädern Deutschlands widerstand. Leider werden nun aber jetzt an vielen Orten Züchtungsanstalten für diese so viel Verderben anrichtenden Thierchen etablirt, somit werden sie nun zu allen Jahreszeiten leichter und wohlfeiler zu haben sein, folglich von blutdurstigen Aerzten um so öfter und zahlreicher angewendet werden. Denn es begreift sich, dass wenn sie bei Entzündungen der Augen nachtheilig wirken, weil sie den Blutstrom zu dem afficirten Organe noch mehr beschleunigen, daneben aber zur Verschwärung und Entmischung den Grund legen, sie auch bei Entzündungen aller übrigen Organe nicht minder nachtheilig wirken, ja die Naturheilkraft in eben dem Maasse unfähig machen, die Krankheit zur glücklichen Entscheidung zu führen, in um je grösserer Zahl und um je öfter sie angelegt wurden; denn wären Blutegel und überhaupt Blutentziehungen zuverlässige Mittel gegen Entzündungen, wie könnte es dann täglich vorfallen, dass selbige dadurch nicht nur nicht ge-

hoben würden, sondern sich vielmehr steigerten, und je mehr und wiederholt sie angewendet werden, um so sicher die Befallenen zum Erdbade gelangten. Vor Allen bedaure ich die Einwohner von Berlin, die bisher schon durch dort geübte hohe Antiphlogose reichlichen Dung zum Friedhofe lieferten, dass durch Eichhorn's Munificenz bei ihnen eine Züchtungsanstalt für Blutegel etablirt worden ist, die höchst umfänglich sein muss, da zu ihrer Fundirung und Bevölkerung die erstaunliche Summe von 21,000 Thlrn. aufgewandt worden ist. Welch eine wohlthätigere Verwendung für Leidende hätte davon gemacht werden können, und wie viel günstiger würde sich die Mortalität dort künftig gestellt haben, wenn alle Einführung und Verwendung von Blutegeln, ja jede Entziehung von Blut — Zwecks Heilung von Krankheiten, welcher Art sie auch sein mögen — streng verpönt worden wäre. Die Morgenröthe einer solchen Heilkunst wird indess im Laufe der Zeit sicher einmal zur Beglückung der Menschheit anbrechen. Ein Grauen ergreift mich, wenn von Posen her gemeldet wird, dass im Bomster Kreise 129 Personen mit dem Einfangen und Debit der Egel beschäftigt waren, dass überdies aus Ungarn und Russland $2^1/_2$ Millionen eingeführt wurden und somit $3^1/_2$ Millionen zum Verkauf vorhanden waren. Theils nach Berlin, theils nach Hannover wurden 2,100,000 abgesetzt und für jedes Mille 30 Thlr. erhoben. Die Todtengräber dieser Orte werden den Spediteuren der Blutegel gern ein Triumphlied singen und eine Prämie ertheilen.

Ueber die Unzulässigkeit der innerlichen Anwendung des Arseniks in Krankheiten und über die Unwirksamkeit des Schwefelarseniks in der Lungenschwindsucht.

Von

Dr. *Thierfelder* in Meissen.

Je mehr sich gegenwärtig eine grosse Anzahl, besonders jüngerer Aerzte durch eine entschiedene Vorliebe zu heroischen Arzneimitteln auszeichnet, je mehr wir über die Unvorsichtigkeit und den Leichtsinn erstaunen müssen, mit welchem man die fürch-

terlichsten Gifte in ungeheuren Gaben empfiehlt, und je mehr zu fürchten ist, dass manche Aerzte, selbst in Deutschland, besonders nach dem Arsenik greifen werden — seitdem in neuerer Zeit nicht blos Vogt (in dessen Pharmakodynamik. 2. Aufl. Bd. 1. S. 541.) kein Bedenken getragen hat, diesem Gifte eine Schutzrede zu halten, und die Gegner seiner innerlichen Anwendung als „in Wahn und Vorurtheil" befangen darzustellen, sondern auch mehrere französische Aerzte, wie Biett, Cazeneve u. A., von der innerlichen Anwendung des Arseniks in verschiedenen Krankheiten die günstigsten Wirkungen gerühmt haben, ohne dabei irgend einer nachtheiligen Nebenwirkung oder nur Erfolglosigkeit dieser Anwendung zu gedenken — um durch eine auffallend schnelle Heilung der meisten Krankheiten, gegen die ihm nach dem vorurtheilsfreien Urtheile der genannten Schriftsteller eine arzneiliche Vorzüglichkeit zukommen soll, zu glänzen, desto nothwendiger ist es meines Erachtens, von Neuem und ausdrücklich daran zu erinnern, dass der Arsenik an und für sich niemals aufhöre, ein zerstörendes Gift zu sein, und dass daher dessen innerliche Anwendung in keinem Krankheitsfalle zulässig sei, und zugleich auf die unschätzbaren Bemerkungen des geistreichen Sachs über diesen Gegenstand (in dessen Handwörterbuch der prakt. Arzneimittellehre. Thl. 1. Königsberg 1830. 8. S. 434 ff.) und die Warnungen Siebert's (in Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde, 1831. Novbr. S. 30.) und Berndt's (Ebd. 1833. Novbr. S. 7 ff.) aufmerksam zu machen, und sie zu verdienter Beherzigung zu empfehlen.

Erwägt man demnach, dass die bis jetzt bekannten vermeintlichen Anzeigen zum innerlichen Gebrauche des Arseniks nicht anders als durch Versuche am Krankenbette gefunden werden konnten, wie denn auch Vogt sich hierbei auf eigene vielfältige und entscheidende Erfahrungen beruft, so kann man sich eines gerechten Unwillens nicht enthalten über die Gewissenlosigkeit, welche zu solchen Versuchen befähigte, und es vergessen liess, dass den Arzt nichts berechtigen kann, mit dem Leben seiner Kranken auf diese Weise zu experimentiren, zumal in Krankheiten, gegen die wir eine grosse Anzahl unverdächtiger und dabei nicht minder wirksamer Arzneimittel besitzen. Am allerwenigsten aber hätte die übertriebene Anpreisung dieses Giftes zum innerlichen

arzneilichen Gebrauche von Seiten Vogt's in einem Werke veröffentlicht werden sollen, das bei einem grossen Reichthume praktisch werthvoller und anregender Gedanken noch den Vorzug einer leicht überredenden Darstellung geniesst, und in den Händen vieler, namentlich jüngerer Aerzte sich befindet, bei deren Belehrung stets zugleich auf eine humane Ansicht des ärztlichen Lebens und Wirkens ganz vorzüglich hinzuarbeiten sich jeder Schriftsteller gedrungen fühlen sollte.

In der Ueberzeugung, dass die Verbindung des Schwefels mit Arsenik dessen giftige Eigenschaften bedeutend vermindert und beschränkt, haben dagegen, wie in älterer Zeit, so auch in unseren Tagen, wieder einige Aerzte sicherer zu gehen und die späten Nachtheile für die feinsten Processe des Organismus verhüten zu können geglaubt, wenn sie in den relativ seltenen Fällen, welche ihrer Meinung nach den innerlichen Gebrauch des Arseniks ärztlich rechtferigen, oder doch wenigstens entschuldigen, den weit milderen Schwefelarsenik (*Auripigmentum*) in Gebrauch zögen. Die ausgezeichneten Heilerfolge, welche namentlich Neumann (Von den Krankheiten d. Menschen, Bd. 1. Berlin 1832. 8. S. 815 u. 833.) von der innerlichen Anwendung des Schwefelarseniks in der Tuberkel- und Schleimlungenschwindsucht selbst unter ungünstigen Umständen erzielt zu haben versichert, vermochten auch mich zu dem Entschlusse, damit einige Versuche zu unternehmen. Ich bediente mich dieses Präparts zuvörderst in drei Fällen von Lungentuberculose im zweiten Stadium derselben (bei einem Manne von 28, einem Mädchen von 19 und einer Frau von 34 Jahren), als heftiger Husten, Bangigkeit auf der Brust und Kurzathmigkeit die Kranken quälte, der Auswurf unterdrückt und die Stimme heiser war, und sodann in einem Falle von Kehlkopfschwindsucht (bei einer Frau von 40 Jahren), die in Folge geheilter alter Fussgeschwüre entstanden und mit grosser Heiserkeit und suffocatorischen Hustenanfällen verbunden war, anfangs zu einem Viertel Gran mit Milchzucker in Eibischthee, in allmäliger Steigerung bis zu zwei Gran des Tages, wochenlang (im letzten Falle vier Wochen) mit sorgfältiger Beachtung der von Neumann empfohlenen Pausen und in Verbindung mit einem warmen Verhalten und einer leicht nährenden, reizlosen Diät, wobei ich absichtlich jeden Zusatz von anderen Arzneistoffen, wie Conium und Schwefel, vermied,

um nicht die eigenthümlichen Wirkungen dieses Mittels zu stören und das reine Erfahrungsresultat, das nicht anders als auf diese Weise erhalten werden kann, voreilig zu trüben. Allein ich habe in allen diesen Fällen von der Anwendung des Schwefelarseniks — obschon ich mich einer zu späten Anwendung dieses Mittels nicht beschuldigen kann — weder Genesung, noch auch nur Erleichterung erfolgen sehen, welche letztere gleichwohl nachher durch den Gebrauch des essigsauren Morphium in Gaben von einem Achtel bis zu einem Viertel Gran überraschend schnell und sicher bewirkt wurde. Im dritten der von mir erwähnten Fälle trat sogar schon am zweiten Tage nach Anwendung des Schwefelarseniks ein Reizungszustand des Magens und Erbrechen ein, die mich nöthigten, das Mittel auszusetzen.

Ob nun gleich diese Ergebnisse nicht geeignet sind, zu weiteren Versuchen zu ermuthigen, so wäre es doch meines Bedünkens sehr voreilig, wenn man daraus schon den völligen Abschluss unserer Kenntniss von der Unwirksamkeit des Schwefelarseniks gegen Phthisis der Respirationsorgane folgern wollte. Insofern sie aber zur Herbeiführung dieses Abschlusses beitragen können, dürfte wohl auch die Mittheilung der vorstehenden Bemerkungen vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Einige Bemerkungen über Hauff's Ansicht von der Bedeutung der Strangulationsmarke bei Erhängten.

Von Demselben.

Hauff (im Würtemberg. medic. Correspondenzbl. 1841. Bd. XI. Nr. 5. S. 38.) erwähnt eines Falles von Erhängung, in welchem um den ganzen Hals des Erhängten, über den Schildknorpel weglaufend, ganz in horizontaler Richtung und ohne alle Unterbrechung völlig zusammenhängend, eine sehr tiefe, braungelbe, 2—3‴ breite, pergamentartige Strangrinne ging, in deren Umgebung, d. h. über und unter ihr, der Hals etwas aufgedunsen war, dagegen sich nirgends eine Sugillation fand, die Haut sich beim Einschneiden nach ihrer ganzen Länge und Breite völlig lederartig ver-

trocknet und braungelb, aber weder in ihr selbst, noch in dem unter ihr liegenden Zellgewebe oder Muskeln eine Spur von Blutunterlaufung zeigte, und schliesst mit den Worten: „Diese Strangulationsmarke hatte also ganz die Beschaffenheit einer solchen, welche entsteht, wenn ein Gestorbener erst aufgehängt wird, obwohl hier daran, dass das Erhängen während des Lebens Statt gefunden habe, gar kein Zweifel obwalten kann.“

Die mit gesperrten Lettern gedruckten Schlussworte Hauff's enthalten meines Bedünkens eine irrige, das Urtheil des Gerichtsarztes leicht irreleitende Ansicht. Wenn bekanntlich früher einige Schriftsteller der gerichtlichen Medicin, wie Pecé (*opp. chir. Francof. ad M., 1593. Fol. p. 842.*), Bohn (*de renunciat. vulner. p. 195.*), Hebenstreit (*Anthropol. forens. p. 489.*), Metzger (System. 4. Ausg. §. 196.), Masius (Lehrb. II. S. 171.), Wildberg (Handb. §. 365.) u. A., lehrten, dass bei fehlender Sugillation die durch den Strick verursachte pergamentartig eingetrocknete und verhärtete, bald weiss, bald gelblich, bald bräunlich erscheinende Furche zu dem Schlusse berechtige: es sei der Tod nicht durch den Strang erfolgt, der bereits Verstorbene also erst aufgehängt worden, so hat dieser Schluss die ihm früherhin beigelegte Untrüglichkeit und Gültigkeit gegenwärtig ganz verloren, und mit dieser Ueberzeugung stimmt auch die vorliegende Beobachtung und die ausdrückliche Bemerkung Hauff's, dass hier das Erhängen unbezweifelt während des Lebens Statt gefunden habe, vollkommen überein. Die neuere und neueste Zeit hat bekanntlich das Urtheil der Gerichtsärzte über die Sugillation der Strangfurche wesentlich verändert, insofern sie dargethan hat, dass nicht blos der Tod durch Erhängen Statt haben kann, ohne dass das zu diesem Zwecke gebrauchte Werkzeug eine Sugillation zurücklässt — man vergleiche über diesen Gegenstand die von Klein (in Hufeland's Journal d. pr. Heilk. Bd. 43. St. 5. 1816. S. 21 ff.), Schellgruber (in dess. Aufss. u. Beobb. im Gebiete d. Heilkunde. S. 94.), Hinze (in Hufeland's Journ. 1819. Bd. 1. Febr. S. 79 ff.), Remer (in Henke's Zeitschrift f. d. St. A. K. Bd. 3. S. 44 ff.), Fleischmann (Ebendas. S. 320 ff.), Bernt (in dessen med. ger. Beobachtt. Bd. 1. S. 124. u. Bd. 2. S. 103.), Meckel (in dessen Lehrb. d. ger. Medic. S. 289.), Mende (in dessen Handb. d. ger. Medicin. Thl. 1. S. 434.), Orfila und Esquirol (im *Dictionn.*

des scienc. médical. Tom. LIV. p. 272.), Béaudé (in *Mémoire sur un cas de polyphagie, suivi de considérations medico-légales sur la mort par suspension. Par., 1826.*), Casper (in dessen Wochenschrift, 1837. Nr. 1, 2 u. 3.), Vrolik (Ebendas. 1838. Nr. 7.) u. A. mitgetheilten lehrreichen Beobachtungen und Bemerkungen — sondern auch, dass das Vorhandensein einer solchen Sugillation an und für sich noch nicht beweist, dass der Tod Folge der Strangulation war, indem, wie Meckel (a. a. O.) und Casper (a. a. O.) sehr richtig bemerken, der Strang, unmittelbar nach einer tödtlichen Verletzung, z. B. einem starken Schlage auf den Kopf, dem Getödteten angelegt, noch wahre Sugillation bewirken, und die höchste Bosheit auf diese Weise einen Mord zu bemänteln suchen kann.

Dass unter diesen Umständen die Beantwortung der in solchen Fällen immer höchst wichtigen Frage: ob der Verstorbene wirklich in Folge des Erhängens gestorben sei, oder ob er eine andere Todesart erlitten, und erst nach dem Tode erhängt worden sei, nicht selten mit grossen Schwierigkeiten verbunden sein wird, ist freilich ebenso gewiss, als dass diese Frage mit Bestimmtheit nur dann bejaht werden kann, wenn bei Abwesenheit aller Zeichen einer andern Todesursache die Merkmale des Erstickungstodes mit denen dieser besondern Art desselben zusammentreffen, und je grösser die Zahl der letzteren ist, desto bestimmter wird immer auch die Antwort auf jene Frage ausfallen. Einzelne dieser Merkmale dürfen aber dabei niemals zu hoch in Anschlag gebracht und ebenso wenig vergessen werden, dass selbst bei vorhandenen deutlichen Zeichen der Strangulation keine anderweitig vorhandene Verletzung unbeachtet bleiben dürfe.

Was übrigens die Ursache anbelangt, weshalb der Strick bald Sugillation hervorbringt, bald nicht, so glaube ich, dass dies vorzugsweise von der Stelle des vorderen Theiles des Halses abhängt, auf welche der Strang drückt, und fast scheint es — obgleich eine Entscheidung dieser Angelegenheit, trotz der bereits erwähnten höchst schätzbaren Untersuchungen Casper's über diesen Gegenstand, zur Zeit noch unmöglich ist — als bleibe die Sugillation dann am ehesten aus, wenn, wie in den von Remer, Fleischmann u. A. mitgetheilten Fällen, so auch in dem vorliegenden Hauff'schen Falle, der Strang über den Kehlkopf wegläuft, und zugleich der Tod schnell erfolgt; ob aber in jedem

Falle immer so schnell, dass die sagillirte Strangrinne sich niemals bilden kann, bleibt für jetzt ebenfalls noch zweifelhaft, und ich könnte diese Ansicht durch Mittheilung mehrerer Fälle aus meinem eigenen Beobachtungskreise bestätigen.

Hätte Hauff die Erfahrungen der Neueren über den in Rede stehenden Gegenstand nicht ganz unberücksichtigt gelassen — was um so tadelnswerther erscheint, als gerade die Wichtigkeit, die er selbst diesem Gegenstande beilegt, ihm eine solche Berücksichtigung hätte zur Pflicht machen sollen — so würde er gewiss das Irrige seiner Ansicht und den Widerspruch, in dem dieselbe mit dem Ergebnisse seiner eigenen Beobachtung steht, erkannt haben und zu einer andern, jedenfalls besseren Ansicht geführt worden sein.

Ueber Entwickelungskrankheiten.

Mit besonderer Berücksichtigung der Meinung Brefeld's über die *Dentitio difficilis*.

Von Demselben.

Es ist Thatsache der Beobachtung, dass die Entwickelungsprocesse des Organismus Thätigkeiten herbeiführen, die ihm auf seiner bisherigen Entwickelungsstufe fremd waren und eben deshalb das bisherige Gleichgewicht der Verrichtungen desselben so lange stören, bis sie in den Kreis der gewohnten Thätigkeiten des Organismus aufgenommen sind und im Einklange mit ihnen stehen. Häufig genug sind nun diese Störungen des Gleichgewichts so unbedeutende, dass sie den Blick des geübten Beobachters erfordern, um an etwas Anderem, als an ihrem Ergebniss, der Entwickelung selbst, erkannt zu werden. Dagegen gehen aber auch diesen letzteren in vielen anderen Fällen Erscheinungen voran oder begleiten dieselben, die dem gesunden Leben durchaus fremd sind oder selbst in Gestalt ausgebildeter Krankheiten auftreten. Wenn die Entwickelung im erst genannten Falle für den Physiologen allein ein Gegenstand der Betrachtung ist und uns hier nicht weiter angeht, als insofern wir aus ihm die Grundsätze schöpfen, die zur richtigen

Beurtheilung der krankhaften Entwickelungen führen, so fragt es sich im letztern Falle, also da, wo Krankheitserscheinungen das Gleichgewicht des Organismus bedrohen oder wirklich aufheben, nicht blos um die Gefahr, die sie herbeiführen, sondern hauptsächlich, welches die Quelle und Bedeutung jener Krankheitserscheinungen sei? Wenn Reil (Allgem. Therapie. Halle 1816. 8. S. 551.) sagt, dass „diese Krankheitserscheinungen im Aeusseren wurzeln und auch nur durch ein Aeusseres geheilt werden können," so steht diesem Ausspruche ein anderer desselben Schriftstellers (a. a. O. S. 521.) entgegen, nach welchem „eben diese Krankheiten in der geschlossenen Sphäre des Individuums, innerhalb der Grenzen der individuellen Spannung, entstehen und sich entwickeln, und das Universelle auf sie keinen Einfluss hat, als blos den allgemeinen, wiefern das Individuum überhaupt nicht sein, handeln und produciren kann, als unter der Bedingung eines Einflusses von aussen." Ich gestehe, dass dieser letzteren, mit der Wahrheit am Meisten übereinstimmenden Meinung Reil's die meinige ungleich näher kommt, als der ersteren, nicht, als ob ich in Abrede stellen wollte, dass unzählbare Tausende in Entwickelungskrankheiten, und zwar durch die Schuld äusserer ungünstiger Verhältnisse, untergehen, sondern weil diese Verhältnisse niemals zureichen, eine Entwickelungskrankheit hervorzubringen, umgekehrt aber der Entwickelungsprocess, das heisst die Thätigkeit, in der er besteht, leicht Veranlassung zu krankhaften Erscheinungen selbst unter Verhältnissen werden kann, die sonst der Krankheitserzeugung nicht eben günstige sind. Es mag daher immer die Annahme ganz richtig sein, dass die krankhaften Entwickelungen in dem Maasse häufiger vorkommen und bedeutender sich entwickeln, in welchem die Cultur steigt. Immer wird jedoch diese nur als eine die Anlage vermehrende Gelegenheitsursache wirken, oder als Gelegenheitsursache der Krankheit zur Entwickelung derselben beitragen können, und man darf demnach wohl die Entwickelungskrankheiten zu denjenigen zählen, an deren Ausbildung die Anlage meistens grössern Antheil hat, als die Gelegenheitsursachen, wie viel entscheidend auch der Einfluss sein mag, den diese letzteren auf die weiteren Fortschritte und den Ausgang dieser Krankheiten haben mögen. Der Organismus selbst also ist die Quelle der krankhaften Erscheinungen, welche eine Entwicke-

lung begleiten und ihr Zweck offenbar kein anderer, als dieselben zu Stande zu bringen. Sie treten daher auch hauptsächlich oder doch ursprünglich und zunächst in den Organen und Systemen hervor, die eine Ausbildung erleiden, eine neue Rolle im Bereiche des Organismus übernehmen sollen, zu der sie sehr oft durch eben diese krankhaften Thätigkeiten nur tüchtiger werden. Eben deshalb verschwinden diese Krankheitserscheinungen auch sehr häufig, sobald der Organismus zu der seiner Bestimmung entsprechenden Entwickelung gelangt ist. Und endlich widerstreben die krankhaften Zufälle, welche durch Entwickelungsprocesse hervorgerufen werden und nicht in entfernter, sondern in nächster Verbindung mit diesen stehen, jedem ärztlichen Heilverfahren, welches unmittelbar darauf gerichtet ist, sie zu entfernen. Sie widerstreben ihm, nicht als ob es dem Unverstande und einer allzu grossen Geschäftigkeit des Arztes immer misslänge, sie zu unterdrücken, sondern insofern, als dies immer nur auf Kosten der Gesundheit und nicht selten des Lebens selbst geschehen kann. Schon Hufeland (Ueber Inoculation der Blattern und verschiedene Kinderkrankhh. Leipz. 1792. 8. S. 102 ff.) und nach ihm Formey (Verm. med. Schriften. Bd. 1. Berlin 1821. 8. S. 83 ff.), Henke (Ueber die Entwickell. u. Entwickelungskrankhh. des m. Organismus. Nürnb. 1814. 8. S. 262 ff.) u. A. haben auf dieses Verhältniss der Entwickelungskrankheiten und auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, sie von jenen Krankheiten sorgfältig zu unterscheiden, welche zufällig mit einer Entwickelung zusammentreffen. Obgleich aber die Entwickelungsprocesse in vielen Fällen Krankheitszufälle mit sich führen, die oft selbst einen hohen Grad von Heftigkeit erreichen, so setzen sie doch, wenn sie vor der Beendigung der bevorstehenden Entwickelung plötzlich verschwinden, den Organismus in eine ungleich grössere Gefahr, als ihm aus ihnen, wenn sie fortgedauert hätten, bis zu diesem Zeitpunkte erwachsen konnte. Daraus ergiebt sich ganz von selbst die Regel, nach welcher der Arzt krankhafte Thätigkeiten der genannten Art nicht sowohl zu heben, als so zu leiten hat, dass sie die bevorstehende Entwickelung befördern, ohne sich selbst zu einer den Organismus durch Affection edler Organe bedrohenden Krankheit zu gestalten. Aus diesem Grunde glaube ich auch, dass man hier von einer guten Nachahmung der Naturwirksamkeit von Seiten des Arztes wohl

sprechen kann, wenn dieser Letztere bei Behandlung solcher Zufälle die vorhin angegebene Regel nicht aus den Augen verliert. Derjenige Arzt aber kann freilich nicht von einer Nachahmung der Natur sprechen, der krankhafte Zufälle der Entwickelung ohne weitere Rücksicht fortzuschaffen und die noch nicht hinreichend vorbereitete Entwickelung selbst, oder vielmehr das sinnlich wahrnehmbare Resultat derselben, zu erzwingen bemüht ist. Der Erstere wie der Letztere können nicht, an die Stelle der Natur tretend, die Entwickelung bewirken, können also in diesem Sinne freilich die Natur nicht nachahmen, dagegen thut es der Erstere insofern, als bei seiner Handlungsweise die Natur das Muster ist, dessen Beobachtung ihn zu handeln, oder vielmehr zur rechten Zeit nicht zu handeln gelehrt hat. Eine gute Nachahmung kann immer nur die Frucht einer guten Beobachtung sein. Hat folglich die Beobachtung der Entwickelungskrankheiten den Arzt dahin geführt, das Ergebniss der vollendeten Entwickelung mit dieser selbst zu verwechseln, so hat er schlecht beobachtet, und seine Nachahmung der Natur wird seiner Beobachtung nothwendiger Weise angemessen ausfallen, sie wird heilsame Zufälle der Entwickelung bekämpfen und dadurch Veranlassung zu zerstörenden Krankheiten geben. Die Bestätigung der hier ausgesprochenen Grundsätze liefert fast jeder Entwickelungsprocess des Organismus, und es dürfte in dieser Hinsicht wichtig sein, bei zwei derselben noch einen Augenblick betrachtend zu verweilen.

Zuvörderst liefern die Dentitionsbeschwerden den sichersten Beweis, dass krankhafte Zufälle sehr oft nichts weiter sind, als der Ausdruck des Bestrebens des Organismus nach einer seiner Bestimmung entsprechenden höheren Ausbildung, und dass es gefährlich sein würde, sie als solche mit jenen Krankheiten zu verwechseln, welche durch Einflüsse der Aussenwelt herbeigeführt werden, oder denjenigen gleichzusetzen, durch welche das Leben des Individuums gefährdet wird. Wie sehr wir aber berechtigt sind, zu den heilsamen Bestrebungen der Naturthätigkeit — also nicht zu den Krankheiten von zerstörender Tendenz — die Dentition und selbst in vielen Fällen, in denen sie nicht ohne Beschwerde erfolgt, zu rechnen, hat sich schon vor zweihundert Jahren Hier. Mercurialis (*de pueror. morbis tract. Francof. 1584. 8. p. 312 sq.*) zu zeigen bemüht, und seine Ueberzeugung

in dieser Hinsicht haben später Ladogan (*On the nursing. Lond. 1779. 8. p. 31.*), Armstrong-Schäffer (Kinderkrankhh. u. deren Behandl. Regensb. 1792. 8. S. 88.), endlich Wichmann (Ideen zur Diagnostik. Bd. 2. Hannover 1801. 8. S. 100 ff.) und in neuerer Zeit Jörg (Handbuch der Kinderkrankhh. Leipz. 1826. 8. S. 683 ff.) u. A. getheilt. Wenn gleichwohl diese vorurtheilsfreien Aerzte insofern geirrt haben, als sie in der Dentition — oder vielmehr in der Entwickelung, welche wir mit jenem Namen belegen, weil der Eintritt der Zähne einen der bedeutendsten Vorgänge dieses Zeitraums ausmacht — niemals eine Krankheitsursache erkennen wollten, so bleibt ihnen dagegen unbestritten das Verdienst, gezeigt zu haben, dass der verhinderte Durchbruch der Zähne keineswegs in allen Fällen Ursache aller Krankheitszufälle ist, die wir in dieser Periode des Lebens so häufig wahrnehmen. Wir haben aber dieses Verdienst hier um so höher in Anschlag zu bringen, als eben diese Ansicht von der Dentition, verglichen mit dem unläugbar häufigen Vorkommen von Krankheitserscheinungen in jener Periode des kindlichen Alters, am Sichersten zur richtigen Würdigung des ganzen Entwickelungsvorganges dieses Zeitraums führen und erkennen lassen musste, dass diese Entwickelung sich keineswegs auf das Hervortreiben der Zähne allein beschränkt, sondern dass mit diesem örtlichen Vorgange eine höhere, noch weit wichtigere Entwickelung des Kopfs und Gehirns, die sich durch grössere Sinnenthätigkeit und das Erwachen der geistigen Kraft an den Tag legt, so wie die wachsende Thätigkeit der Verdauungs- und Assimilationsorgane verbunden ist. In allen diesen letztgenannten Entwickelungsprocessen dürfen wir unstreitig mit grösserem Rechte, als in den Hindernissen des Zahndurchbruches, den wichtigsten Grund vieler krankhaften Zufälle des kindlichen Organismus suchen, zu welchen übrigens dieser während der Entwickelung nicht blos die Anlage darbietet, wie Rau (Handbuch d. Kinderkrankhh. Frankf. a. M. 1832. 8. S. 192.) behauptet, sondern deren Gelegenheitsursachen oft genug zugleich in den neuerwachenden oder ungewöhnlich erhöhten Thätigkeiten gegeben sind. Wenn aber diese krankhaften Zufälle — in der Zahnentwickelungsperiode — erwiesenermaassen der Entwickelung selbst angehören, dass heisst, äussere Einflüsse wenig oder nichts zu ihrer Entstehung beigetragen haben, sie vielmehr aus eigener

freier Thätigkeit des Organismus hervorgegangen sind, so erweist sich zugleich die Meinung Brefeld's (*Dentitio difficilis* oder das Zahnen als krankmachende Potenz. Hamm, 1840. 8.), nach welcher, ganz in Uebereinstimmung mit der Ansicht der vorhin genannten Schriftsteller, das Zahnen nicht blos jedes ursächlichen Antheils an der Entstehung jener krankhaften Zufälle ermangelt, sondern dieselben einzig und allein von feindlichem Einflusse der Aussenwelt auf die äussere Haut (Erkältung im weiteren Sinn) abhängen — der sich vorzugsweis durch Störungen in den Verrichtungen der Darmschleimhaut, der Schleimmembran der Respirationsorgane und insbesondere der Mundhöhle, bemerklich mache — als eine einseitige und irrige, mit einer unbefangenen Beobachtung und Prüfung am Krankenbette in Widerspruch stehende. Ich darf hierbei wohl nicht befürchten, missverstanden zu werden. Es ist mir nicht unbekannt, dass die Versäumniss einer zweckmässigen diätetischen Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren, so wie die Einwirkung vieler schädlicher, namentlich auch atmosphärischer Einflüsse auf den kindlichen Organismus, bei vielen Entwickelungskrankheiten dieser Periode sich bald als Gelegenheitsursache der Anlage, bald der Krankheit verhält. Auf der andern Seite muss man aber auch eingestehen, dass diese Krankheiten, und oft gerade die gefährlichsten unter ihnen, sich bei Kindern entwickeln, bei denen in Absicht auf Diät und zweckmässiges Verhalten nichts versäumt wurde. In diesen Fällen muss doch wohl die Krankheit, so weit das möglich ist, als reines Erzeugniss der Gelegenheitsursache betrachtet werden; diese letztere aber kommt nicht von Aussenher, sondern besteht in der im Organismus erwachenden, also noch ungewohnten Thätigkeit einzelner Systeme und Organe.

Zu den krankhaften Zufällen, von welchen hier hauptsächlich die Rede ist, gehören der Erfahrung zu Folge zuvörderst die Symptome der Blutcongestion nach dem Kopfe und Gehirn, durch welche die bereits erwähnte grössere Entwickelung dieser Theile bezeichnet ist, nebst den Ausschlägen am Kopfe und im Gesichte, die krampfhaften Erscheinungen und die nicht seltenen entzündlichen Zufälle äusserer und innerer Theile des Kopfs; ferner die durch die gleichzeitig bemerkbare grössere Thätigkeit der Verdauungsorgane veranlassten gastrischen Zufälle, wie Schluch-

zen, Erbrechen, kolikartige Schmerzen, Durchfall u. s. w., und endlich die Fieberbewegungen als Folge des gestörten Verhältnisses der Hauptsysteme des Organismus. Ob nun gleich alle diese Zufälle, wenn sie einen höheren Grad der Heftigkeit erreichen, das Leben in augenscheinliche Gefahr setzen, und manche derselben, namentlich alle Zufälle entzündlicher Affection des Gehirns, eine solche Gefahr immer mit sich führen, so sind doch die meisten dieser Zufälle, so lange sie weder durch ihre Heftigkeit, noch durch ihre Dauer wichtige Verrichtungen beeinträchtigen, nicht blos nicht zu fürchten, sondern müssen vielmehr als heilsame Thätigkeitsäusserungen betrachtet werden, deren der Organismus sich bedient, um eine beginnende Entwickelung ohne Nachtheil für sich zu beendigen. Sie sind freilich nur relativ heilsam, denn in anderen Fällen geht die Entwickelung ohne diese im günstigen Falle noch immer lästigen Zufälle glücklich von Statten, aber diese relative Heilsamkeit ist darum keine geringere für das im Entwickelungsprocesse begriffene Individuum, bei dem sich jene Krankheitserscheinungen zeigen. Wir können oft deutlich genug die Gefahr erkennen, welche von ihm durch eben jene Zufälle abgewandt wird, und welche wir durch künstliche Mittel schon darum schwerlich eben so sicher abgewendet haben würden, weil wir diese Mittel anzuwenden uns gewiss erst zu einer Zeit veranlasst gefunden haben würden, in der es, um die Gefahr zu verhüten, zu spät gewesen sein würde. Gewiss würden z. B. noch weit öfterer, als es geschieht, Entzündungskrankheiten mit ihren Folgen, vor allem die hitzige Wassersucht der Gehirnhöhlen, Kinder so zarten Alters befallen, wenn nicht in vielen Fällen die während der Dentition eintretende Vermehrung mancher Ausleerungen, oder die um diese Zeit eintretenden Ohrenflüsse, katarrhalische Affectionen der Nasenschleimhaut u. dergl., die erhöhte Bildungthätigkeit mässigten, indem sie das Uebermaass bildender Stoffe von denjenigen Organen ableiten, denen es in anderen unglücklichen Fällen so gefährlich wird. Ganz unbedenklich und von gleicher Bedeutung ist daher auch ein die Dentition begleitendes mässiges Fieber. Denn da Fieber, welche in Folge äusserer Einflüsse Kinder dieses Alters ergreifen, den Durchbruch der Zähne dergestalt begünstigen, dass diese, wie gewiss die meisten praktischen Aerte beobachtet haben,

bisweilen kurz vor dem Tode in grosser Menge, die ganze Kiefer anfüllend, eintreten, so sind wir wohl um so mehr berechtigt zu glauben, dass das sogenannte Zahnfieber nur ein Hülfsmittel des Organismus zum Zweck seiner Entwickelung, und gewiss kein unbedeutendes, sei. Die vorhin erwähnten Ausleerungen, unter denen der Speichelfluss und ein mässiger Durchfall die gewöhnlichsten und erwünschtesten sind, können endlich ebenfalls als ein Mittel des Organismus zur Erleichterung der Dentition betrachtet werden, indem sie die Congestionen des Blutes nach dem Gehirn mässigen und dadurch entzündliche und nervöse Zufälle verhüten. Aus allem dem aber ergiebt sich hinlänglich, dass die krankhaften Zufälle, wie sie bei dem mit der Dentition verbundenen Entwicklungsprocess häufig vorkommen, mehr aus der eigenen Lebensthätigkeit des Organismus, als aus den Einflüssen der Aussenwelt hervorgehen, dass sie ursprünglich eine heilsame Richtung haben, die sie erst bei ihrer weitern Ausbildung verlieren oder überschreiten, und dass das Geschäft des Arztes bei Dentitionsbeschwerden in den meisten Fällen nur darin bestehen darf, die im Organismus thätigen Kräfte immer auf die Art und in dem Grade wirksam zu erhalten, den die bevorstehende Entwickelung erfordert, und deshalb die Aeusserungen dieser Wirksamkeit, besonders die durch dieselben hervorgebrachten Ausleerungen, niemals zu unterdrücken, sondern nur, wenn es nöthig wird — was aber verhältnissmässig weit seltener der Fall ist, als er sie ungestört fortdauern lassen darf — zu beschränken.

Nicht anders verhält es sich mit jenen zahllosen und mannigfaltigen, das erwachende Leben der Geschlechtsorgane, besonders des weiblichen Geschlechts, in dem Zeitraume der Pubertät so oft bezeichnenden Krankheitszufällen, die bald mehr in der somatischen, bald mehr in der psychischen Sphäre hervortreten. Auch sie gehen aus einer die weitere Ausbildung des Organismus begünstigenden Thätigkeit der Lebenskraft hervor und befördern, so lange sie in gewissen Grenzen eingeschlossen bleiben, selbst diese Ausbildung. Wer daher alle diese Zufälle als beachtenswerthe, durch äussere Ursachen entstandene Krankheiten halten und, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, glauben wollte, sie machten eine um so schleuniger eintretende und um so geschäf-

tigere ärztliche Behandlung nöthig, als sie den Entwickelungsprocess des Organismus stören, befände sich offenbar auf dem Wege zu gefährlichen Missgriffen, die nur allzuoft schon schwer gebüsst worden sind. Eine unbefangene Beobachtung hat gelehrt, dass die mannigfaltigen Störungen, welche die Katamenialentwickelung begleiten, selbst psychische Anomalieen, vorübergehen, ohne nach Beendigung der Entwickelung auch nur eine Spur zurückzulassen. Sie führen vielmehr die Entwickelung oft um so unerwartet plötzlich herbei, je stürmischer sie waren — eine Behauptung, die namentlich von den in diesem Zeitraum des Lebens so gewöhnlichen krampfhaften Zufällen gilt, die das Gleichgewicht dadurch herzustellen scheinen, dass sie die allzuheftig aufgeregte Nerventhätigkeit verzehren. Um wie vieles günstiger darf daher die Prognose des Arztes bei diesen Krämpfen ausfallen, als unter übrigens gleichen Umständen bei jenen, welche mehr äusseren Einflüssen ihre Entstehung verdanken. Die Heilmittel, die bei den letzteren dem Arzte gute Dienste leisten, werden oft in langer Reihe vergeblich bei den ersteren angewandt, denn die Natur verwirft diese Heilmittel, weil sie jene Zufälle nicht geheilt wissen will, und was sie einer übelverstandenen Kunst versagte, gewährt sie freiwillig, nachdem sie ihre Zwecke erreicht hat.

Durch das Vorstehende sollte die alte Wahrheit, dass die krankhaften Zufälle der Entwickelung aus dem innersten Leben des Organismus hervorgehen, fast ohne Mitwirkung der Aussenwelt, und dem Organismus dadurch heilsam werden, dass sie ihn auf eine, seinen Zwecken angemessene Stufe der Ausbildung stellen, von Neuem zur Einsicht gebracht und zugleich darauf aufmerksam gemacht werden, dass Behauptungen, wie die Brefeld'sche leicht gefährliche Missgriffe in der Praxis nach sich ziehen können. Es war kaum zu erwarten, dass zur Darlegung dieser Wahrheiten sich von Neuem Veranlassung finden würde, nachdem Henke (a. a. O.) Wendt (Kinderkrankhh. 2. Aufl. Breslau und Leipz. 1826. 8. S. 204. ff.) und mehrere andere geschätzte Schriftsteller über Entwickelungskrankheiten ihren Gegenstand aus dem hier angedeuteten — früher nur zu wenig beachteten — Gesichtspunkte aufgefasst, und namentlich den über die Dentition geführten Streit auf eine Weise berich-

tigt hatten, die schwerlich besorgen liess, ihn noch einmal ausbrechen zu sehen. Nur der gänzlichen Verkennung dieses wahren Gesichtspunkts und der wissenschaftlichen Entfernung bis zum Extrem war die Erneuerung jenes Streites vorbehalten. So achtungswerth demnach auch die Bekämpfung von Vorurtheilen und Missgriffen ist, so kann dieselbe doch nur dann der Wissenschaft und dem Leben wahrhaft segensreiche Früchte tragen, wenn sie eingedenk des alten „*in medio veritas*“ die Extreme sorgfältig vermeidet.

III. Antikritiken.

Ueber Journalgeschwätz.

Von

Dr. *Reinhard Fiedler*, prakt. Arzte und Geburtshelfer in Plauen.

Viele unserer Genossen leiden an unverkennbarer, aber leider zum unheilbaren Siechthum gewordener *Polygraphia garrula*. In einem Grade von dieser Krankheit wie kein Anderer ergriffen ist: Herr D. Tott in Ribnitz. Welches Journal man anschauen mag, überall begegnet man ihm, dem unermüdlichen Beobachter und Mittheiler des Beobachteten. Innere Heilkunde, Geburtshülfe, Chirurgie, kein Theil bleibt unbearbeitet von ihm, alle Fluren des weiten Feldes der Medicin werden bewässert aus dem unversiegbaren Borne seines Tintenfasses. Wunderbar mag die Thätigkeit dieses Mannes erscheinen, aber noch wunderbarer die Nachsicht, mit welcher die meisten Redactionen die trivialen, alles wahren, wissenschaftlichen Werthes baaren Tott'chen Mittheilungen so bereitwillig aufnehmen. Wie die Sache selbst meist ohne alles Interesse, ist die Form wahrhaft bejammernswerth. Ein unbeholfener Styl umgiebt in endloser Breite des Inhalts kurzen Sinn; in verwirrungsreichen Perioden tummeln sich Kranke, Krankheit, Mittel und Betrachtungen ordnungslos durch einander. Kein heller Funke erleuchtet diese chaotische Nacht. Zum Beleg für dieses harte, aus keinem andern Interesse als

aus dem für die Kunst ausgesprochene Urtheil mögen einige von Dr. Tott in der neuen Zeitschr. für Geburtskunde, Bd. XII. Heft 1. mitgetheilte Krankengeschichten dienen. 1) Eine Bürgermeisterstochter leidet an Menostasie. Sie wird einen Monat lang mit Krampfmitteln behandelt, aber vergeblich. Dr. Tott verwendet wieder einen vollen Monat, um die arme Leidende durch Resolventia zu heilen. Aber eben so wenig, als die Antispasmodica, helfen die Resolventia. Nun endlich wird gegen den hartnäckigen Feind schweres Belagerungsgeschütz aufgefahren. Die wankend gemachte, schon etwas unterminirte Festung wird durch Nervina mit „specifischen Emmenagogis" beschossen. Diesen Stürmen kann die Natur nicht widerstehen, die Menses bekommen Respect und erscheinen. Das nennt man also Heilung der Menostasie! Hätte Dr. Tott statt der Antispasmodica, Resolventia, Nervina, Emmenagoga passende Diät, Bewegung angerathen, so würde er die grössere Freude gehabt haben, dass die Natur auch ohne alle ärzliche Misshandlungen die gestörte Absonderung in der Gebärmutter wiederhergestellt hätte, was sie in den meisten Fällen thut, weil sie eben nirgends thätiger ist, als in der geschlechtlichen Sphäre des Weibes. — 2) Eine Schifferstochter, aber eigentlich Putzmacherin (ist nicht Putzmacherin genug, wozu die erstere unnöthige Angabe?) leidet ebenfalls an Menostasie. Mit einem unglaublichen Aufwande von Kraftmitteln wird gegen das Uebel zu Felde gezogen. Erstens Krampfmittel; da diese nichts helfen, wird zweitens ein Versuch gemacht, die widerspenstigen Menses durch reizende Fussbäder herbeizulocken. Dann werden nach und nach durch einander *Elix. aperit. Clauderi*, *Tinct. Castor.*, *Aloës et Myrrhae*, *Infus. Sabinae*, *Natr. boracic.*, Rosmarinthee, *Extr. taraxac.*, Pillen aus *Galban.*, *Sapo venet.*, *Extr. rh. comp.*, angewendet, aber alles vergeblich. Nun kommt Dr. Tott auf den Gedanken, dass es am Ende gar an Material, an Blut, fehle, und will nun Eisen anwenden, verspricht auch, später mehr über den Fall zu berichten, was man aber höflichst verbittet, da man an dem bereits Mitgetheilten zur Genüge hat. Ist dies auch Heilung der Menostasie, oder muss man es nicht vielmehr sinnloses, gefährliches Eingreifen in die Thätigkeit eines Organismus nennen, dem bei der vorhandenen Störung ruhiges Sichselbstüberlassen gegönnt werden musste? — 3) Nun auch eine naiv-

ergötzliche Scene! Fast in dramatischer Behandlung treten das Dienstmädchen eines Postmeisters, die Magd eines Lotterieeinnehmers, eine Predigerstochter und die Magd des Herrn Dr. Tott selbst auf. Die Abwechselung in diesem amenorrhöischen Drama ist in der That erheiternd, und man muss dem Verfasser Dank dafür wissen, wie künstlich er bald diese, bald jene Magd, bald die Predigerstochter, den Lesern vorführt. Num. 1 hat Magenkrämpfe, bei Num. 2. scheint Chlorose in Anzug zu sein, Num. 3. ist noch sehr jung, und muss daher die Sache abgewartet werden; am naivsten zeigt sich aber Dr. Tott bei Num. 4., seiner eigenen Dienstmagd. Er erzählt nämlich, dass er diese entlassen habe, sie habe ferner nichts gebraucht, und die Menses hätten sich durch die Natur wieder hergestellt. An diesem Beispiele hätte Dr. Tott lernen und einsehen sollen, was eben die Natur in derartigen pathologischen Zuständen vermag, aber man muss nach dem Mitgetheilten annehmen, dass er zum Lernen in diesen Dingen unfähig ist.

Mit solchen abgeschmackten und in ihrer Wirkung, vermöge des Nachahmungtriebes, leicht schädlichen Mittheilungen füllt sich unsere Journalliteratur an. Und wenn das eben Mitgetheilte auffallend erscheint, so begegnet uns wohl noch Gehaltloseres und Unfruchtbareres. Leicht könnte die zu grosse Zahl unserer Zeitschriften beschränkt werden, wenn die Redactionen nur Gutes und Gediegenes geben wollten; aber man zieht es vor, mit den gehaltlosesten Nahrungsstoffen das Leben mancher Journale kümmerlich hinzufristen. Frühere Generationen sahen verhältnissmässig viele gediegene Originalwerke, noch jetzt Quellen wahren, wissenschaftlichen Lebens entstehen, während fast alle Vermittelung durch Journalwesen fehlte, jetzt, wo sich dieser flache, breite, kaum übersehbare Strom über unsre Kunst ergiesst, müssen wir, wenn auch mit Widerstreben gestehen, dass wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Begeisterung, welche uns beim Hinblick auf die Heroen unserer Kunst so hoch erfreuen und erheben, immer seltener werden. Die Meisten segeln auf dem breiten Strome dem goldenen Vliese der Praxis entgegen; Wenige nur suchen in die stillen Tiefen zu dringen, und die reinen glänzenden Perlen der Wahrheit an das Licht zu bringen.

Dr. Rampold's Kritik über die Schrift von Dr. Mor. Bruck: „das Wesen und die Behandlung der asiatischen Cholera etc. Berlin 1841"

beleuchtet von

Dr. *Löwenstein* in Berlin.

Die zahllose Menge von Schriften über die Cholera, die seit 1831 den literarischen Markt überflutheten, mag wohl mehr dazu beigetragen haben, die Ansichten über die räthselhafte Krankheit zu verwirren, als die medicinisch orientalische Frage ihrer wirklichen Lösung entgegen, oder auch nur näher zu führen. Hierin findet das Erscheinen einer neuen Abhandlung über diesen hochwichtigen Gegenstand seine volle Rechtfertigung, wenn sie nämlich, von der gewöhnlichen Bahn abweichend, nicht eine trockene Aufzählung von Krankengeschichten und eine ansehnliche Nomenclatur untrüglicher empirischer Mittel enthält, oder sich in das Gebiet transcendentaler Speculation über das Wesen der Cholera verliert, sondern auf den Grund anerkannter und unbestrittener Thatsachen eine naturgetreue Anschauung und Deutung derselben zu geben bemüht ist. Dieses Prädicat müssen wir für vorliegende Schrift unbedingt in Anspruch nehmen. Der Verfasser hat es versucht, die einzelnen Fäden, die den gordischen Knoten der Cholera zusammensetzen, unter das Mikroskop einer scharfen Beobachtung zu legen, und durch eine neue, streng wissenschaftlich motivirte Theorie die Lösung des problematischen Knotens herbeizuführen. Ob diese Theorie in allen ihren Theilen vor der praktischen Erfahrung Stich halte, ja ob sie, was namentlich ihre Anwendung auf die einzelnen Erscheinungen betrifft, überall vor dem Forum einer geläuterten Physiologie ihre Geltung behaupten dürfte, will ich dahin gestellt sein lassen. Betrachten wir aber, was vorliegendes Werk geleistet hat, und behalten wir das im Auge, dass selbst die täglich von uns beobachteten Krankheiten in Betreff ihrer Pathogenesis, wie der wahren Deutung ihrer Symptome, in ihrem organischen Zusammenhange noch gar sehr der physiologischen Leuchte bedürfen, um

aus ihren dunkeln Bahnen herauszutreten, so müssen wir den Bestrebungen des Verfassers um so mehr ihr volles Recht zuerkennen, als sie die Sache, um die es sich handelt, unbestritten einen Schritt weiter gebracht haben.

Wer in dieses Lob nicht einstimmen mag, wird wenigstens zugeben müssen, dass die Schrift in Rede, das Produkt des mannigfaltigsten Fleisses, eine wissenschaftliche, durch Gründe und Thatsachen motivirte Kritik vollkommen verdiene, und dass eine Abfertigung derselben mit wenigen nichtssagenden Wörten, mit denen Rampold (in Schmidt's Jahrbüchern, Bd. 35, Hft. 1.) die Schrift beehrt, eine Satyre auf sich selber sei. Wenn Herr Rampold darin nichts Neues gefunden haben will, so möchte ich behaupten, dass ihm die ganze Schrift neu geblieben ist, d. h. dass er sie nicht gelesen hat. Ein echt moderner Kritiker! Freilich erwähnt R. auch einige reale Einzelheiten, und giesst seine kritische Sauce darüber hin; aber sie eben zeugen von der Flüchtigkeit, mit der er das Buch behandelt. Es wäre ihm sonst nicht entgangen, wie Bruck, anstatt die Krankheitsbilder der Cholera von Krombholz *pure* abzuschreiben, sie nur darum diesem Schriftsteller entlehnt hat, um daran seine abweichenden Beobachtungen und Ansichten zu knüpfen, wie ferner der Leichenbefund nicht allein einen Auszug aus Phöbus's bekanntem Werke giebt, sondern wie gerade dieser Theil der Schrift den Gegenstand völlig erschöpft, und reich ist an treffenden Bemerkungen, schlagenden wissenschaftlichen Widerlegungen und erspriesslichen Deductionen für die Praxis. Wenn R. des Inhalts der Schrift nicht Herr geworden, möchte ich das zu seiner Entschuldigung anführen, dass das Buch an mancherlei Mängeln der Form laborire, die seine Lesung nicht wenig erschweren, und nur demjenigen ein competentes Urtheil gestatten, der jene Schwierigkeiten überwunden und zum vollen Verständniss gedrungen ist. Mancherlei stylistische Versündigungen, langgedehnte Perioden, nicht frei von Schwulst und Ueberladenheit, verhüllen gar oft den Gedanken; dazu kommt der Mangel einer organischen Entwicklung des Ganzen nach einer dasselbe durchdringenden, belebenden Idee, woraus nicht allein für manche Gegenstände ein *Error loci* entsteht, sondern auch eine klare Anschauung, ein Gesammtbild, wie es durchaus nothwendig erscheint, ver-

hindert wird. Hätte es dem Verfasser gefallen, die einzelnen Abschnitte in §§. abzutheilen, oder auch nur am Rande den Inhalt gewisser Abschnitte kurz anzugeben, so wäre gewiss mehr logische Ordnung hineingekommen, und die dadurch gewonnene Uebersichtlichkeit hätte manches versteckte Goldkorn viel leichter auffinden lassen.

Abgesehen aber von diesen Aeusserlichkeiten (die durch öftere und aufmerksame Lectüre, wie diese am Ende die Pflicht des Kritikers ist, neutralisirt werden), hat die Abhandlung einen wahrhaft praktischen Werth, und verräth fast überall den denkenden Arzt und den gewandten Praktiker. Hätte B. auch nur den einen Grundsatz hingestellt, und mit stolzem Selbstgefühl, ohne kleinliche Rücksicht auf widersprechende Autoritäten, ausgesprochen: es gehe der Cholera fast immer choleraische Diarrhoe oder Cholerine voraus, und „durch Bekämpfung dieser lasse sich jene verhüten," so gebührte ihm, nach meiner Ueberzeugung, schon dafür der Dank des Menschengeschlechts. Dieser Satz ist aber nicht aus der Luft gegriffen, sondern steht mit der Theorie, die B. entwickelt, in vollem Einklang. Die Annahme eines Contagiums bekämpft er mit geeigneten, oft mit sehr scharfen Waffen, während er die miasmatische Einwirkung durch Thatsachen und Gründe zu erweisen bemüht ist. Die Epidemie, meint B., klopfe immer vorher an durch Influenza, gastrisch-nervöse Fieber, Keuchhusten, Wechselfieber, namentlich larvirte; Diarrhöen, Brechruhren, Unterleibsbeschwerden aller Art seien vorhanden und somit die Elemente gegeben, aus denen sich das Agens der Cholera entwickele. Der Uebergang in Cholera wird aber nach B. (und dies ist die Basis aller seiner pathologischen und therapeutischen Deductionen) dadurch bewirkt, dass das Miasma die Vitalität untergräbt, was durch die angeregten Ausleerungen von oben und unten noch bedeutend vermehrt wird, dass sich in Folge dessen eine Fervescenz im Unterleibe, ein Gift erzeugt, das, eben gebildet, den Ausbruch der asiatischen Cholera herbeiführt. Die Cholera ist also eine Krankheit, der eine Vergiftung zum Grunde liegt, und zwar bildet sich ihr Gift durch zwei Factoren. Der eine, der Hauptfactor, ist die Atmosphäre, welcher in den meisten Fällen ursprünglich nur choleraische Diarrhöe, Cholerine und ähnliche Beschwerden hervorzurufen

vermag; der zweite liegt im Organismus selbst, in der eigenthümlich gesunkenen Vitalität, welche, durch die schädliche Atmosphäre bedingt, eine Art von organischer Fervescenz erweckt. Aus der Vereinigung Beider entsteht das eigenthümliche Choleragift, das der Blausäure, noch mehr aber der Fettsäure analog sein soll, die ebenfalls in der Natur nicht fertig angetroffen wird, sondern durch einen Gährungsprocess, durch Fäulniss animalischer Stoffe, sich entwickelt.

Diese neue Giftart, dieses Choleragift, zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Schrift, und dient namentlich dem Verfasser als Leitfaden sowohl zur Erklärung der gesammten Symptome, die die Cholera darbietet, als auch zur Feststellung bestimmter therapeutischer Indicationen. Weder bei der sporadischen Cholera noch bei der Cholerine und choleraischen Diarrhöe ist jenes Gift im Körper vorhanden. In naturgetreuen Bildern stellt Bruck diese Krankheiten einander gegenüber (p. 68.). Wirken die genannten zwei Factoren so mächtig ein, dass das Gift reif wird, dann entsteht die einzig echte, die asphyktische Cholera; gelangt es nicht zur vollenReife, so werden, nach dem verschiednen Grade des nicht reif gewordenen Giftes, die Choleraformen sich verschiedenartig gestalten. Dass bei der erethischen Cholera das Gift noch nicht entschieden reif geworden, geht schon daraus hervor, dass sie nicht selten zuletzt in die asphyktische übergeht. Von der Beziehung (Verwandtschaft) der verschiedenen Organe des Körpers zu dem Gifte macht der Verfasser darin geringere oder grössere Theilnahme an der Krankheit abhängig, und sucht diese physiologisch zu erweisen. Indem er die Deutung der mannigfachen Erscheinungen zu geben versucht, bekämpft er manche Ansichten der bekannten Böhm'schen Schrift bald mit grösserm, bald mit geringerm Glücke. — Sehr treffend sind die Bemerkungen des Verfassers in Bezug auf die Therapie. Ist bei der ausgebildeten Cholera Entfernung des Choleragiftes die entschiedenste Indication, so ist das Verhüten seiner Bildung bei den Prodromis Zweck aller Behandlung. Wie diese Zwecke zu erreichen, ist ausführlich angegeben, und wir müssen gestehen, dass grade dieser Theil der Schrift uns am meisten angesprochen hat. Es würde zu weit führen, wollten wir hier Einzelheiten hervorheben, und müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

Jedenfalls sind die gegebenen Lehren bei wiederholtem Auftreten der Cholera der Prüfung am Krankenbett würdig, wenn auch, falls sie sich bewähren sollten, diess noch keinen Beweis für die Richtigkeit der hier dargelegten Theorie abgäbe, die ich wenigstens nur theilweise unterschreiben möchte. Dieser Vorwurf ist jedoch individuell, und thut dem Werthe der Schrift keinen Eintrag, die ich nicht mit Rampold zu jenem Schlage von Choleraschriften, die die Zeit in Menge auftauchen und rasch wieder untergehen liess, sondern zu den besten zähle, die wir über den Gegenstand besitzen. Giebt es überhaupt kein sichereres Kriterium für ein gutes Buch, als dass es nicht nur Gutes giebt, sondern auch Gutes anregt, so darf dem vorliegenden jenes Prädicat nach vollen Verdienste zuerkannt werden.

An Herrn Dr. Eisenmann.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne, aber immer wieder Menschen, denen das Alte neu ist.

Erklärter Feind aller Parteisucht und der daraus nothwendig hervorgehenden Unbilligkeit, habe ich mir seit Jahren zur Aufgabe gemacht, die (*sit venia verbis*) Allöopathie, Homöopathie und Wassercur, nachdem ich jede derselben durch eigene Erfahrungen hinreichend kennen gelernt hatte, gegen die wechselseitigen Anmaassungen der einen gegen die andere in Schutz zu nehmen. Oft genug konnte ich dabei nur meinen individuellen Ansichten folgen, und es gereichte mir daher immer zur Genugthuung, wenn ich später sah, dass Andere, die allgemein als tüchtige Denker galten, diese Ansichten entweder billigten, oder auch, ohne dieselben zu kennen, diesen ganz gleiche als die ihrigen veröffentlichten.

Auch in Beziehung auf Sie, mein Herr College, bemerkte ich unlängst in meinen Jahrbüchern für specifische Heilkunst (IV. 128.): „In den verschiedenen Schriften Eisenmann's stösst man auf eine Menge Aeusserungen und Erklärungsversuche, die mit unseren wesentlichen Grundsätzen aufs vollkommenste im Einklange sind," die Bemerkung noch hinzufügend: „aber eben deshalb ist ihm Einsicht und Billigkeit um so mehr zu wünschen," weil jene wirk-

lich der grellste Widerspruch der von Ihnen öffentlich wiederholt ausgesprochenen, absoluten Verwerfung der „ganz und gar absurden“ Lehre Hahnemann's, — Inconsequenz aber auf Jeden ein sehr übles Licht wirft. Schon hatte ich begonnen, Ihre verschiedenen Werke nochmals zu durchgehen, den eben bezeichneten Gesichtspunkt im Auge haltend, als ich in den Jahrbüchern des ärztlichen Vereines zu München 1841 Ihrem Aufsatze:

„Beiträge zur Lehre der alterirenden oder umstimmenden Heilmethode“

begegnete, und da mir dieser aufs Neue den schlagendsten Beweis von der Richtigkeit des Obigen lieferte, so vergeben Sie wohl, wenn ich die Gelegenheit ergreife, nicht um als ein Gegner von Ihnen aufzutreten — denn sonst verfiel auch ich in Inconsequenz — sondern ganz allein, um Ihnen in aller Ruhe darzuthun, dass namentlich in diesem Aufsatze (weil Berücksichtigung der Aeusserungen auch in Ihren übrigen Schriften hier zu allzu grosser Weitläufigkeit führen müsste) Sie nur den Worten nach keiner der vernünftigen Anhänger der Lehre Hahnemann's, indess Sie in der That darin eine wahre Apologie derselben geschrieben, theils indem Sie dort Das als Ihre Ueberzeugung aufstellen, was die Cultoren der specifischen Heilmethode längst als ihr Wesentliches ausgesprochen, theils indem Sie, wo Sie sich mit deren Grundsätzen nicht einverstanden erklären, dies nur aus Mangel an gründlichen und richtigen Kenntnissen der Sache thun. Es kann mir hier so wenig als je in den Sinn kommen, mich zum Ritter der vielen Menschlichkeiten Hahnemann's aufzuwerfen, oder die specifische Heilmethode, wie sie jetzt noch ist, schon als das *Non plus ultra* der Therapeutik zu preisen, auf der andern Seite jedoch wird mir auch kein Billigdenkender verargen, wenn ich auch hier, meinen Grundsätzen getreu, eine ganz parteilose Darstellung des so vielfach Verkannten und des oft genug blos aus systematischer Tyrannei Unterdrückten übernehme. Nur an Thatsachen gedenke ich mich zu halten, aber auch die Anführung von diesen möglichst zu beschränken, obgleich nichts leichter wäre, als im Folgenden ein wahres Ringelstechen von Citaten aufzuführen. Doch nun zur Sache.

Sie sagen (a. a. O. S. 18.): „Es giebt streng genommen nur zwei Heilmethoden:

I. Die symptomatische, die darin besteht, dass der Arzt alle jene dynamischen Zustände und ponderabeln Stoffe beseitigt, welche nicht die Krankheit selbst, sondern blos ein Ergebniss der Krankheit oder noch eine fortdauernde Gelegenheitsursache derselben."

Es liegt ausser meiner Absicht, hier weder darüber mit Ihnen zu rechten, wie weit und ob überhaupt es möglich sei, die „Ergebnisse der Krankheit oder die noch fortdauernde Gelegenheitsursache von der Krankheit selbst" zu trennen und zu unterscheiden, noch auch mich in eine Erörterung des über diese Heilmethode speciell von Ihnen Angeführten einzulassen. Das jedoch ist unerlässlich, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass Ihre „symptomatische Heilmethode" ganz Das zusammenfasst, was Hahnemann im Organon als allopathische und enantiopathische Heilmethode aufstellt und von einander unterscheidet, wobei ich dahingestellt sein lassen will, ob Hahnemann in seiner Trennung das Wesentliche der Sache nicht tiefer erfasst habe, als Sie, der beide vereinigt. Uebrigens ist es sehr ehrenhaft von Ihnen, dass auch Sie diese Heilmethode unumwunden als „symptomatische" bezeichnen, denn vielleicht lässt man die Ungnade, die man deshalb auf Hahnemann warf, bei Ihnen zum Recht sich verwandeln. Wie man es aber auch immer zu halten beliebe, wahr bleibt es dennoch, trotz dem, dass die sogenannten „rationellen Aerzte" nicht ablassen, mit diesem Epitethongrade umgekehrt die specifische Heilmethode zu belasten, offenbar freilich nur, weil sie das erste und Hauptgebot Hahnemann's: „„stets die Gesammtheit der Symptome aufzufassen,"" übersehen oder nicht verstehen wollten. — Doch ich kann auch nicht umhin, in Beziehung auf sehr viele der von Ihnen für diese symptomatische Heilmethode angegebenen Beispiele, im Allgemeinen wenigstens etwas zu bemerken, was freilich Jahn (Physiatrik) und Schrön (Naturheilprocesse) u. A. ebenso trifft, als Sie. Streng genommen, beruht nämlich das eigentlich ärztliche Handeln, d. h. die innere Heilkunst, doch nur auf Anwendung dynamisch-wirkender Potenzen, wie ja auch Hünefeld (Chemie und Medicin) sagt: „„dass chemische und mechanische Hülfsleistungen eigentlich gar nicht in das Gebiet der Medicin, sondern in das der Chirurgie gehören."" Indem man (Sie und Jene) aber eine Menge der letztgenannten dennoch einer oder der anderen speciellen Heil-

methode zuschiebt, geräth man sehr oft in eine doppelte Inconsequenz. Im Allgemeinen rechnet man nämlich zum ärztlichen Handeln (im obigen Sinne), was doch keineswegs dahin gehört, und ebenso rechnet man einer Heilmethode bei, was so gut als jedes Heilmittel allen Methoden gehört und erst durch die Verhältnisse, unter denen man es braucht, in den Dienst dieser oder jener Methode tritt. Es kann dies Keinem entgehen, der die genannten Schriften liest, denn wie viele jener Hülfsleistungen werden bei mehreren Methoden genannt.

(Schluss folgt.)

IV. Miscellen.

1) Die trockne Zunge.

Fast überall wird die trockene Zunge als ein Symptom des entzündlichen, wie des einfachen, sogen. Reiz-Fiebers aufgeführt, und in der Wirklichkeit findet man sie gerade bei solchen Fiebern, in der Regel wenigstens, nicht. Im Gegentheil wird da die Zunge trocken, so hat man gerade dann Ursache wohl zu überlegen: ob denn das Fieber auch wirklich ein entzündliches, nicht vielmehr schon im Begriffe ist, den entgegengesetzten Charakter anzunehmen?

---

2) Der Puls.

Der harte, starke, volle Puls wird in den Abhandlungen über die Entzündung und das entzündliche Fieber im Allgemeinen, in der Regel als der diesen Krankheitszuständen eigenthümliche Puls angegeben. Kommt man nun aber aus der allgemeinen in die specielle Darstellung der einzelnen Entzündungen, so muss man sich wundern, da fast überall statt des harten, vollen Pulses, den, wenn auch harten, doch kleinen, unterdrückten Puls unter den Symptomen angegeben zu finden. Und den findet man

dann in der Wirklichkeit allerdings auch am häufigsten — nicht nur bei Unterleibsentzündungen, auch bei denen der Lunge, des Herzens u. s. w. und nicht allein bei den höchsten Graden der Entzündung, sondern selbst bei den am häufigsten vorkommenden Entzündungen mittlerer Intensität eines jeden bedeutenden Organs. Ist der Puls nur erst wieder entwickelt, voll, kräftig, selbst wenn er dabei auch noch hart ist, so ist das gerade das sicherste Zeichen, dass die Entzündung gebrochen, dass die Natur auf dem besten Wege ist, sie zu überwinden. Oder ist er es von Anfang an, so hat man eben deshalb Grund, nicht zu rasch auf das Vorhandensein einer Entzündung zu schliessen. Jedenfalls ist es gerade jene Eigenthümlichkeit des Pulses am wenigsten, welche bei Entzündungen die Venaesection indicirt. Das ist eine Lehre, die zuletzt aus den speciellen Angaben fast aller Handbücher hervorgeht, und doch wird dort im allgemeinen Theile in jener Beziehung noch immer der volle, grosse, harte, und nicht, wie es sein sollte, der kleine, unterdrückte, harte Puls vorangestellt. Aber freilich zu der Ansicht von excessiver Lebensthätigkeit und übermässiger Reaction, namentlich des arteriellen Gefässsystems, passte zunächst am Besten der starke, volle Puls. — Die Thierheilkunde verfährt da, meiner Ansicht nach, viel richtiger. Da heisst es gleich: „bei dem entzündlichen Fieber sind die Arterien-Schläge klein und hart, und beim Nachgeben der Entzündung wird der Puls gross und voll — bei der Lungenentzündung (des Pferdes) ist der Puls klein und hart, bei dem Eintreten der günstigen Wendung wird er voll und gross u. s. w.“ Ob er dabei auch durchaus weich ist, wird nicht bemerkt. (S. Veit's Handbuch der Veterinärkunde!) — Mit den Begriffen des harten und weichen Pulses ist es überhaupt eine eigne Sache. Was dem Einen schon weich vorkommt, nennt der Andre noch härtlich u. s. w. Ich habe es wohl erlebt, dass verschiedene Aerzte bei demselben Kranken und zu derselben Zeit entgegengesetzte Zustände des Pulses herausfanden. Wäre es nicht möglich einen brauchbaren Pulsmesser zu erfinden? Wünschenswerth gewiss!

3) Anfrage.

Wie kommt es doch, dass noch bis vor Kurzem die Therapie der Krätze, nicht nur für die Privat-, sondern auch für die Hospital-Praxis, die mannigfachsten Versuche und Discussionen veranlasst hat, während doch die sogen. Englische Curmethode, falls sie sich überhaupt nur bewährt, vor jeder andern die entschiedensten Vorzüge, und in der That nicht nur in der Englischen, sondern namentlich auch in der Hannöverschen Armee seit vielen, vielen Jahren sich auf das Unzweideutigste und Glänzendste bewährt hat, auch in neuerer Zeit von den verschiedensten Seiten her mit den schlagendsten Gründen gegen manche bisherige Bedenken empfohlen ist? Hat man wirklich noch Gegründetes dagegen einzuwenden? Jedenfalls sollte man doch erwarten, dass es in diesem Falle, und unter solchen Umständen wenigstens zu einer sicheren und allgemein anzuerkennenden Entscheidung käme?

---

4) Ueber die Krankheitsbilder, welche man den Anfängern gewöhnlich entwirft.

Die Krankheitsbilder, welche in den Handbüchern der Nosologie, und namentlich in den akademischen Vorträgen aufgestellt werden, sind fast immer nach den am vollkommensten entwickelten Exemplaren entworfen — eben wie dies auch bei allen naturhistorischen Abbildungen geschieht. Ich denke man wird dies, im Allgemeinen wenigstens, zugeben? Ob aber dieses Verfahren das richtige ist, bezweifle ich sehr.

Die am vollkommensten entwickelten Krankheitsexemplare sind die am seltensten vorkommenden. Wir müssen sie allerdings auch kennen, bedürfen aber für unsere Praxis wenigstens viel dringender einer genauen Kenntniss der gewöhnlich vorkommenden, unvollständigern, weniger bestimmt hervortretenden Formen. Steht nur oder doch vorzugsweis das Bild der Krankheit, wie sie in höchster Stärke sich voll und üppig entwickelt hat, vor unserem geistigen Auge, so werden wir sie in den gewöhnlichen Fällen, wo sie in schwächeren Umrissen, in der weniger

ausgebildeten Form erscheint, nur zu leicht übersehen. Und das begegnet dem jungen Arzte im Anfange seiner Praxis gewiss sehr oft. Vom Katheter herab wurde ihm mit möglichst lebhaften Farben z. B. die Pneumonie geschildert: der kurze, trockne, quälende Husten, die Stiche, die Schmerzen in der Brust, die grosse Beklemmung, die Unruhe und Angst des Kranken, sein leises abgebrochenes Sprechen, die Hitze, der unauslöschliche Durst, die trockne Zunge, die trockne Haut u. s. w., und er fasst in der Regel alle diese Züge des Krankheitsbildes noch viel entschiedener und greller auf, als sie gegeben sind. Seine Phantasie trägt die Farben noch stärker auf. Wird ihm nun auch zugleich bemerkt, dass die Krankheit nicht selten in geringerem Grade, weniger stürmisch auftritt — er sieht doch mit Vorliebe auf das erste Bild, hält es vorzugsweis in seiner Phantasie fest. Auch für den klinischen Unterricht werden hauptsächlich die recht eclatanten Fälle ausgesucht. Nun tritt er in die Praxis ein, und bekommt eine Pneumonie zu behandeln: Aber der Kranke kann ja ganz zusammenhängend sprechen, der Husten ist gar so quälend nicht und doch auch nicht trocken zu nennen, der Druck, der Schmerz in der Brust scheint doch erträglich, die Unruhe wenigstens nicht grösser, als bei jedem heftigen Fieber zu sein, und von eigentlicher Angst merkt man doch eben nichts — die Haut ist auch so sehr heiss nicht und sogar ziemlich feucht, auch die Zunge ist ja nicht trocken. Sollte das wirklich eine Pneumonie sein, oder ist sie nicht wenigstens schon in einem Stadium, wo eine strenge Antiphlogose nicht mehr passend sein würde? Was Wunder, wenn das Resultat einer solchen Betrachtung eine — falsche Diagnose, eine verkehrte Behandlung ist! Die Symptome der Pneumonie waren aber allerdings da, nur freilich nicht in dem Grade, wie sie in der Phantasie des Beobachters ruhen. — Ein ähnlicher Irrthum kann noch viel leichter da eintreten, wo es auf die Diagnose der Unterleibs-Entzündungen ankommt. Der Ausdruck im Gesichte des Kranken scheint dem Beobachter gar nicht der eines so „tiefen, schweren Leidens," die Extremitäten kommen ihm so „kühl," der Puls so „fadenförmig" gar nicht vor, wie sie es seiner Idee nach sein müssten, wenn hier wirklich eine Entzündung des Magens oder der Gedärme

vorhanden wäre u. s. w. Kurz der wirkliche Krankheitsfall entspricht nur zu oft gar dem Bilde nicht, das er in seiner Phantasie nun einmal mit dem Namen der Krankheit verbindet, und — das ist keineswegs allein seine Schuld, die, welche ihm das Krankheitsbild gaben, mussten wissen, dass die Jugend nur zu geneigt ist zu übertreiben, dass ihre Phantasie Alles vergrössert, und die Wirklichkeit daher selten mit ihrer Vorstellung davon übereinstimmt, daher sollte man ihnen beim Unterrichte vorzugsweise die leichteren, gewöhnlichen Fälle vorführen, dass sie dann die schweren, eclatanten künftig übersehen werden, hat so leicht nichts zu sagen.

Dr. Th. Reinbold in Hannover.

Rüge.

Wie viel ist nicht schon über den Unfug, der mit dem Verkauf von Universal- und Geheimmitteln getrieben wird, gesprochen und geschrieben worden; immer werden von Neuem solche Dinge ausgeboten, und zwar mit Erlaubniss der medicinischen Behörden, denn ohne eine solche Erlaubniss darf weder die Bekanntmachung, noch der Verkauf derselben Statt finden. Der Nachtheil, den hierdurch die Verordner und Verkäufer der Medicamente erleiden, ist nicht gering, wird aber oft und reichlich durch den Nachtheil, den diese Universal- und Geheimmittel bei ihrer Anwendung bringen, wieder aufgehoben, und sonach trifft der Schaden nur das grössere Publicum, welches dadurch nicht nur negativen und positiven Schaden an seinem Körper erleidet, sondern gewöhnlich noch zehnmal so viel für das fragliche Mittel bezahlen muss, als in den Apotheken.

Wie geht es zu, dass bei uns in Sachsen, einem Lande, wo die Wissenschaft blüht, noch täglich solche Erlaubnissscheine für den Verkauf der Geheim- und Universalmittel ertheilt werden? da wir sogar schon aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Gesetz haben, welches klar und deutlich diesem Unfug Schranken zu setzen gebietet! — Man könnte mehrere Gründe anführen, warum der wissenschaftliche Geist nicht durchdringt, warum das Gesetz nicht gehandhabt wird; ich will aber nur einen

annehmen, nämlich den, man kennt das Gesetz nicht, und deshalb will ich es hier mittheilen, so weit es nöthig ist.

Das Gesetz ist vom 4. Novbr. 1796, und betrifft das Hausiren der ausländischen Arzneiwaarenhändler, und die zur Fertigung und Debitirung sogenannter Arcanorum gesuchte Concession. Es ist veranlasst worden, weil ein Mann aus Lomnitz um die Erlaubniss, seine gefertigten Arzneien zu verkaufen, nachsuchte. Zuerst werden die Behörden darin auf die schon vorhandenen Gesetze über diesen Gegenstand aufmerksam gemacht und auf genaue Beobachtung derselben verwiesen, und dann lautet es wörtlich so:

„ also sind Wir auch nicht gemeint, zu Fertigung und Debitirung eines oder des andern sogenannten Arcani, den darum sich meldenden Supplicanten anderergestalt Erlaubniss zu ertheilen, als insofern die angegebenen Arzneimittel, bei der damit angestellten Untersuchung, nicht allein unschädlich, sondern auch von verzüglicher Güte und Beschaffenheit befunden worden, dass von deren Verkauf für das Publicum in der That ein reeller Vortheil erwartet werden kann; und Wir begehren dahero, ihr wollet in künftigen Fällen, da über ähnliche Gesuche von euch Bericht erfordert wird, das zu erstattende Gutachten nicht sowohl auf die Unschädlichkeit dergleichen Arzneimittel, als vielmehr auf deren vorzüglichen Güte und Nutzbarkeit richten u. s. w.“

Wäre dies Gesetz seit 1796 beachtet worden, wie viele Summen wären dem Publicum nicht erhalten, den Schaden nicht gerechnet, der durch die Anwendung solcher Mittel direct oder indirect entsteht; aber so ist es nicht allein diesem Gesetze ergangen, sondern so ergeht es auch manchen andern, es ist vorhanden, aber es wird nicht gehandhabt.

Dr. Meurer in Dresden.

Polemische Briefe eines Arztes.

Lieber Freund! Du findest Dich beunruhigt durch die auch in Dr. Solbrig's Schriftchen: „Die Gegensätze in der Medicin,“

S. XXII und XXIII, ausgesprochene Beschuldigung: diejenigen Aerzte, welche die Seele als einen ausser den Grenzen der Naturforschung liegenden Gegenstand ansehen, seien krasse Materialisten. Bedenke indessen nur, dass dieser Vorwurf sich gerade umkehrt, wenn man die Sache genau betrachtet. Derselbe Solbrig sagt ja S. XV: „dass in demselben Maasse, als wir unsern Fünfsinn schärfen, ihn durch allerlei Armatur vervollkommnen, wir auch das Immaterielle in einen nähern Gesichtskreis zwingen, ein immer weiteres Feld der Analogie, immer bedeutendere Anknüpfungspunkte der Induction uns eröffnen, als der fruchttragenden Mutter alles höheren Verständnisses.“ Ferner S. XVI will er: „dass wir auch zum Immateriellen als höheren Analogon, Vorbild und Gesetz, vordringend, die Materie keineswegs flüchtig, unverständlich, gewinnlos finden, sondern sein (ihr) Wesen uns erst erklären, als durch das Wirken eines seelischen Princips in ihm und durch dasselbe. Die Seele selbst wird uns auf solche Weise materieller, wir bringen sie uns näher, machen sie uns vertrauter.“ — Wird nun nicht hieraus schon Dir klar, dass es eben diese Analogien-Bauer sind, welche, das Psychische der Materie analog zu machen sich bestrebend, kund geben, dass und wie sie lediglich das Stoffige begreifend, auch das Nichtstoffige als solches sich erklären und herabziehen wollen? wenn ich das Gesetz des Grobstoffigen — der tieferen Organisationsstufe — der geistigen Potenz anpasse, und mir ihr Wesen und Wirken gleichsam sinnlich klar mache durch die Macht einer „nicht ungebundenen träumerischen, sondern gesetzmässig und stetig fortschreitenden Speculation“ (S. XV), was thue ich anders, als dass ich das eine mit dem andern gleichsetze, „identificire?“ Dies Sichfortsetzen, Hindurchtreten so vieler physischer Vorgänge zu einer psychischen Operation, und umgekehrt, das fortwährende Sichverkörpern und Symbolisiren der höchsten geistigen Acte durch hervorgerufene physiologische (nicht auch pathologische?) Erscheinungen, wie dies die Erfahrung aller Tage bezeugt (z. B. beim Versehen der Schwangern, wo, wie Solbrig in No. 3. des Correspond.-Blattes baier. Aerzte 1841. sagt, ein träumerischer Schmarotzer-Affect zwischen dem Fötus und seinen Umhüllungen versirt und das Pseudoplasma erzeugt), meint derselbe Dr. Solbrig, „sei Aufforderung genug, neben der Erforschung des Materiellen, seiner

sicht- und zerstörbaren Lagerung auch des geistigen, unvergänglichen Odems, der es belebend durchzieht und alle seine Zustände begleitet, als eines Gegenstandes höherer sinnlicher (?) Wahrnehmung sich bewusst zu werden, die Psychologie als Product höherer Physiologie zu begreifen, und umgekehrt die Physiologie nie anders als über dem Spiegel psychologischer Thatsachen und Reflexe zu erfassen." — Sieht man nicht, dass diese Leute den Wahn hegen, als könnten sie aus den Gesetzen des Stoffes die des Geistes, und aus diesen als etwas schon Erkanntem die des Stoffes begreifen, bevor der eine und der andere hinlänglich bekannt ist? Haben nicht alle bisherigen Systemschmiede durch willkührliche Deutung bekannter Gesetze und Uebertragung auf die zu erklärenden Gegenstände ihre Systeme zu bauen und zu verewigen geträumt? Haben nicht spätere Thatsachen und hieraus gezogene Schlüsse die Unhaltbarkeit dieser Sätze dargethan? Hat man nicht die qualitative Theilbarkeit der Materie ins Endlose durch die Entdeckung aufgehoben gesehen, dass lediglich die verschiedene Anordnung und Lagerung der Grundtheile (Atome) isomerischer Körper ihre verschiedene Gestalt und Eigenschaft begründe?

Den Vorwurf des Materialismus darfst Du also ganz ruhig an Dir vorübergehen lassen, er trifft die Gegner in demselben Maasse, wo nicht mit mehr Recht. Wer die Seele in den Kreis des Naturforschers zu bannen und zu ergründen sucht durch Gesetze, die aus dem Stoffigen abstrahirt sind, der macht sie selbst zur Materie, mag sie nun noch so hoch hinauf sublimirt und analogisirt sein. Und sind dies nicht dieselben Leute, welche auch die Seele krank werden lassen, damit sie als Irrenärzte diese Seele strafen und peitschen lassen dürfen? sind es nicht Dieselben, welche in und ausser den Schulen mit Prügeln zu bessern glauben, und in einem Fegfeuer oder der Hölle sie rösten und ewig braten lassen? sind sie es nicht, die uns die traurigste Perspective nach diesem Leben eröffnen, wogegen die Lehre: dass psychische Krankheiten immer durch Körperleiden und somatische Abnormitäten bedingt sind; uns hoffen lässt, dass mit dem Ende dieser somatischen Leiden, dem Tode, auch die Fessel herabfällt und das Band gelöst wird, welches sie auf den Boden herabzog und ihre Kräfte gebunden hielt. Das Gehäuse der Puppe verbleibt der Erde, frei flattert der Schmetterling in die lichten Himmelsräume! welcher

Glaube ist der tröstendere, christliche? Du wirst es nun entscheiden können. Dein B.

Blindes Glück in der ärztlichen Praxis.

Ein in Leipzig lebender junger, höchst anspruchsloser, erfahrener und zugleich praktischer Arzt hatte von seiner Promotion an, nach einer sechswöchentlichen ärztlichen und chirurgischen etc. Wirksamkeit, einen solchen Haufen von Patienten, dass er sich, wie er selbst versicherte, zur Anschaffung einer Equipage genöthigt sah. Obgleich er bis jetzt diese Depense vermieden hat (wodurch er natürlich eher als ein Opfer seines viel beschäftigten Lebens fallen muss), so ist es mir doch unerklärlich, wie dieser Mann, noch dazu im Winter, wo eine zwar leicht über die Achseln geworfene, aber doch schwer mit Borden besetzte Tunica dem schnellen Gehen hinderlich ist, wie dieser Mann, sage ich, im Fluge die grimmaische Gasse, die innere dresdner Strasse, den Durchgang des leipziger Gottesackers (überhaupt ein höchsterfreulicher Spaziergang für den Arzt), die Johannesgasse, den Augustusplatz, den Durchgang des Universitätgebäudes, die Universitätsstrasse und neue Pforte (weiter konnte mein athemloser Freund, der diesen viel beschäftigten Arzt so recht neidisch verfolgte, nicht nachkommen), ohne sich irgend wo aufzuhalten, ärztlich behandelt.

Während der Brezelzeit zu Leipzig ist mir unter den vielen mit dieser Waare handelnden Weibern eine vorzüglich aufgefallen, auf welche ich aus doppelten Gründen aufmerksam zu machen, nicht unterlassen kann. Einmal ist es für den Arzt bestimmt nicht ohne Interesse, ein Individuum zu sehen, welches fast alle Nuancen der secundären Syphilis an sich trägt, auf der andern Seite aber kann dieses, durch diese furchtbare Krankheit entstellte Weib dem Leichtsinn als warnendes Beispiel dienen. — Erscheint daher die oben erwähnte, in den Winter fallende Brezelperiode wieder, so betrachte man dasjenige Weib, das mit näselnder Stimme ihre Waare zum Verkaufe ausbietet, und sich durch einen hinkenden

Gang und durch syphilitische Flecke von der Grösse eines Champagnerthalers im Gesicht auszeichnet. Man betrachte dieselbe, und zwar genau, kaufe aber, nicht etwa der Ansteckung wegen, wohl aber weil es immer eine ekelerregende Sache bleibt, in solchen Händen Bäckerwaaren zu wissen, keine Brezeln. *Dr. B.*

Die Verlagsbuchhandlung von G. J. Manz in Regensburg versprach bei Ausgabe der 1sten Abtheilung des 1sten Bandes der Grundzüge der Physiologie von Döllinger im Jahre 1835, dass das ganze Werk bis Ende desselben Jahres vollendet sein werde (s. den Umschlag zu der 1sten Abtheilung). Bis jetzt erschien nur die 2te Abtheilung des 1sten Heftes, so dass nach Umfluss von 6 Jahren die Subscribenten kaum den dritten Theil des Werkes in Händen haben. Möge die Manz'sche Buchhandlung nun in möglichster Kürze das noch Fehlende ausgeben oder wenigstens die Subscribenten schadlos halten!

Im Hannöverschen hat das königl. Ministerium des Innern folgende zweckmässige Verordnung erlassen:

dass künftig in allen Apotheken, in denen mehr als eine Person zur Anfertigung der Arzneien befugt ist, diejenige Person, welche das Recept verarbeitet hat, auf dem Rücken desselben ihren Namen zu schreiben habe, und zwar bei einer von dem Inhaber der Apotheke zu erlegenden Strafe von 1 Thaler für jede Unterlassung.

Die Land- und Stadt Physici haben auf die genaue Befolgung dieser Vorschrift zu achten.

Herr Dr. Hauff giebt als Druckfehler in seiner Erwiderung gegen Herrn Dr. Steinheim (Bd. 4. Hft. 1.) folgende an:

S. 140. Z. 2. v. u. der grössten statt so grosser;
S. 141. Z. 7. v. o. Venensystems statt Nervensystems;
Ibid. Z. 12. v. o. einmal rational statt animal rational.

Medicinische Werke

welche bei

Otto Wigand,

Verlagsbuchhändler in Leipzig,

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Blumröder, Dr. G., Ueber das Irreseyn, oder anthropologisch-psychiatrische Grundsätze. Für Aerzte und Psychologen. gr. 8. 1836. Brosch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Clark, Dr. James, Die Lungenschwindsucht; nebst einer Untersuchung über Ursachen, Wesen, Verhütung und Behandlung tuberculöser und scrophulöser Krankeiten im Allgemeinen. Aus dem Englischen. Mit Zusätzen und Bemerkungen von Dr. Aug. Vetter. gr. 8. 1836. Brosch. 2 Thlr.

Damerow, Prof. Dr. H., Ueber die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflege-Anstalten in historisch-kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung. gr. 8. 1840. Brosch. 2 Thlr.

Dieterich, Dr. L., Die Merkurialkrankheit in allen ihren Formen, geschichtlich, pathologisch, diagnostisch und therapeutisch dargestellt. gr. 8. 1837. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Encyklopädie der gesammten Medicin, im Vereine mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. Carl Christian Schmidt. Lex.-Form. 1842. 6 Bände. Brosch. à Band 3 Thlr.

Friedreich, Dr. J. B., Historisch-kritische Darstellung der Theorien über das Wesen und den Sitz der psychischen Krankheiten. gr. 8. 1836. Brosch. 1 Thlr. 25 Ngr.

Grant, Dr. R. E., Umrisse der vergleichenden Anatomie. Aus dem Englischen von Dr. C. Chr. Schmidt. 2 Abtheilungen mit 145 Abbildungen in 1 Band. gr. 8. 1842. Brosch. 6 Thlr.

Hagen, Dr. Fr. W., Die Sinnestäuschungen in Bezug auf Psychologie, Heilkunde und Rechtspflege. gr. 8. 1837. Brosch. 2 Thlr.

Hall, Marshall, Von den Kankheiten des Nervensystems. Aus dem Englischen. Mit einigen kritischen Bemerkungen von J. Wallach und 8 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1842. Brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meissner, Dr. Friedr. Ludw., Ueber schwammige Auswüchse der weiblichen Geschlechtsorgane. Mit 3 lithogr. Tafeln. 4. 1835. Brosch. 20 Ngr.

— — Die Frauenzimmerkrankheiten nach den neuesten Ansichten und Erfahrungen, zum Unterricht für praktische Aerzte bearbeitet. 1. Bd. gr. 8. 1842. Brosch. 4 Thlr. 15 Ngr.

Petzholdt, Dr. Alex., Die Pockenkrankheit mit besonderer Rücksicht auf die pathologische Anatomie. (Es

giebt Pocken auf inneren Theilen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. 8. 1836. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pfeiffer, Dr. Louis, Versuch über die Phlegmasia alba dolens (weisse schmerzhafte Gliederschwulst). gr. 8. 1837. Brosch. 1 Thlr.

Schneider, J., Die Neuralgien in der Zeit der Pubertäts-Entwickelung oder des mannbaren Alters. Erster Band. Zweite sehr vermehrte und nach dem Geiste der Zeit umgeänderte Auflage. gr. 8. 1842. Brosch. 2 Thlr.

Stilling, Dr., Physiologische, pathologische und medicinisch-praktische Untersuchungen über die Spinal-Irritation. Mit vier eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 1840. 3 Thlr.

— — Untersuchungen über die Funktionen des Rückenmarks und der Nerven. Mit specieller Beziehung auf die Abhandlungen J. van Deen's, zur Physiologie des Rückenmarks etc. Mit Abbildungen. gr. 8. 1842. Brosch. 2 Thlr.

Thielmann, Dr. H., Der Darmtyphus. Beobachtet im Jahre 1840 im Peter-Pauls-Hospitale zu St. Petersburg. gr. 8. 1841. Brosch. 10 Ngr.

Untersuchungen über den Bau des Nervensystems. Von Dr. B. Stilling und Dr. J. Wallach. Erstes Heft. Enthaltend: Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks. Mit Abbildungen. gr. 4. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weatherhead, G. Hume, Ueber das Kopfweh. Aus dem Englischen von Dr. Louis Pfeiffer. 8. 1836. Brosch. 19 Ngr.

Weber, Dr. A., Die Nervenfieber pathologisch gewürdigt, nebst therapeutischem Anhange. gr. 8. 1838. Brosch. 1 Thlr.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und allgemein versandt:

Der Wasserkönig.

Ein balneologischer Beitrag

von

Dr. Menapius.

Kl. 8. brosch. 15 Sgr. oder 12 Ggr.

Diese neueste Schrift des, als humoristisch-satyrischen Schriftsteller im Gebiete der Medizin, bekannten Herrn Verfassers wird sich durch ihren allgemein interessirenden Gegenstand — Balneologie und Wasserheilkunde überhaupt — gewiss von selbst empfehlen.

Crefeld, im Juli 1842.

J. H. Funke'sche Buchhandlung.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

USEUM
ERDAM.
S7K
R51
m42 STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
v.4
no. 3 MAY 7 1991

I. Originalabhandlungen.

Des Herzogs von Orleans letzte Stunden.

Von

Dr. *Krueger-Hansen* in Güstrow.

Was der Menschheit zur Sicherung des Lebens zunächst Noth thut, ist eine Heilmethode, die jede Möglichkeit ausschliesst, einem Kranken Verderben zu bereiten, einen medicinischen Mord zu begehen!

Vielleicht hat noch niemals ein Todesfall eine so allgemeine Bestürzung und Theilnahme in allen Welttheilen erregt, als das am 13. Julius plötzlich erfolgte, so höchst tragisch veranlasste Hinscheiden des nur 31 Jahre alten, allgemein geliebten und verehrten Herzogs von Orleans. Andere Federn haben schon zur Genüge geschildert, wie unersetzlich tief seine würdige Gattin, seine Aeltern und Geschwister dadurch in Gram versetzt, welch königliches Gepränge seiner Bestattung geworden, und welche politische Folgen sein Tod für Frankreich herbeiführen dürfte. In jeder Hinsicht ist diese tragische Katastrophe zu wichtig und beklagenswerth, als dass sie nicht nach allen Seiten hin einer näheren Betrachtung werth wäre, und zunächst der wichtigste Umstand in Ueberlegung genommen werde: ob und in wie weit der Tod unabwendbare und alleinige Folge der organischen Verletzungen gewesen. Es liegt dem Arzte hier die Erwägung am Nächsten: ob die Verletzungen, welche der unglückliche Sturz aus dem Wagen bewirkte, der Art waren, dass sie als unumgängliche und in jedem Falle, selbst bei augenblicklicher Hülfe, den Tod bewirkende — mithin als absolut lethale — zu benennen sind.

Wären die Verletzungen, welche sich der Herzog durch einen freiwillig gewählten Sprung, oder durch unfreiwilligen Sturz

aus dem Wagen zuzog, ihm durch böswillige Absicht eines Andern zugefügt worden, so würde doch die nächste und sorgfältigste Untersuchung und Beurtheilung sich darauf erstreckt haben: ob die vorgefundenen Verletzungen an sich absolut lethal gewesen wären, oder ob zu deren Lethalität auch andere Einflüsse, innere Verhältnisse, äussere Umstände, Mangel an Hülfe oder unzweckmässiges Verfahren mitgewirkt hätten, um darnach die Strafbarkeit des Thäters zu bestimmen. Obgleich fast in demselben Moment, wo die Verletzung geschehen, zahlreicher ärztlicher Beistand zur Hand war, mithin Alles, was Rettung schaffen konnte, oder hoffen liess, angewendet, was aber für nachtheillig erkannt wurde, entfernt werden konnte, so unterlag doch der Verunglückte schon in der fünften Stunde nach seinem Sturze. Ueber den Sitz und die Ausdehnung der Verletzung, wie über die Ursache des Todes, müssen die Aerzte anfangs in grosser Ungewissheit geschwebt haben, denn uns gingen durch die öffentlichen Blätter darüber die verschiedenartigsten und sich widersprechendsten Nachrichten zu; wir dürfen aber doch wohl annehmen, dass selbige nur auf die Diagnose der herbeigeeilten und hinzugerufenen Kunstverständigen basirt gewesen. Die erste officielle Nachricht lautete dahin: dass der Tod des Herzogs durch eine Erschütterung des Rückenmarks bewirkt worden sei; diese Declaration liess erwarten, dass keine sicht- und fühlbaren Verletzungen bis zum Tode erkannt worden waren. Jeder Posttag brachte indess andere Nachrichten. So hiess es: Blut sei aus Mund, Nase und Augen in Menge geströmt, Verletzungen der Hand, Wunden am Fusse wären wahrgenommen, Contusion am Kopfe sei gesehen, Risse im Schädel, Blutaustretungen in demselben, sogar Erguss des Gehirns seien gefürchtet. Als Pasquier, Leibchirurg des Herzogs, zur Einbalsamirung der Leiche schritt, müssen die Aerzte noch nicht über die Art der Verletzung in Gewissheit gewesen sein (was doch hätte sein müssen, bevor man Anwendung von so energischen und erschöpfenden Mitteln machte) denn ihm ward nun erst vom Könige der Auftrag: aufs Genaueste der Ursache des Todes nachzuspüren; worauf er demselben berichtet hat, dass er im Schädelgewölbe einen Riss von einem Ohre zum andern hin vorgefunden habe. Alle Berichte aber stimmten dahin überein: dass der Herzog in einem unbesinnlichen Zustande aufgehoben und ins Haus getragen worden,

auch darin bis zu seinem Ende verblieben; nur, dass er gleich beim Aufheben einige klare französische Worte wegen seines unglücklichen Falles klagend ausgesprochen, später einige unzusammenhangende deutsche Worte habe hören lassen.

Unter dem 26. Julius hat nur der Dr. Duval, welcher dem Herzoge augenblicklich den ersten ärztlichen Beistand leistete, nachstehenden Bericht über die letzten Augenblicke des Kronprinzen veröffentlicht:

„Nachdem wir den Prinzen ausgezogen und in eine zweckmässige Lage gebracht hatten, untersuchten wir seinen Körper genau. Es fand sich nirgends ein sichtliches oder fühlbares Zeichen weder von Bruch, noch von Austreten, noch von Eindrücken der Knochen. Auf der Stirn bemerkten wir eine Contusion, die von der Wurzel der Haare bis zu der rechten Augenbraue ging. Im Munde und im rechten Ohre war Blut. Nach dieser ersten Untersuchung schritten wir zum Aderlass, der wenig Veränderung hervorbrachte, indess hob sich der Puls etwas, und der Kranke machte einige Bewegungen. Dies schien anzudeuten, dass der Prinz einiges Bewusstsein über seinen Zustand habe. Aber die Obduction hat so schwere Verletzungen der Gehirnnerven gezeigt (?!) dass eine einzige derselben genügte (?), um jede Vorstellungsfähigkeit zu zernichten. Wir nahmen nun unsere Zuflucht zu kalten Waschungen der Stirn, zu trocknen Reibungen und zu starken Riechmitteln. Die Bewusstlosigkeit dauerte fort, kein Zeichen der Empfindung, immer automatische Bewegungen. Es war 12 Uhr. Indessen verschlimmerte sich der Zustand des Kranken immer mehr, es wurden sechzig Blutegel am Kopfe angesetzt. Während dieser Operatiou sprach der Prinz einige unzusammenhängende Worte in deutscher Sprache, er suchte sich die Blutegel abzureissen, als ob er den Schmerz empfände, den sie verursachten. Es war halb 2 Uhr. Man legte Senfpflaster an. Der Puls, der vor dem Aderlass schwach, unterdrückt und fadenförmig gewesen war, hatte einen fast regelmässigen Schlag angenommen, indess wurde die Respiration immer schwieriger, lauter und unterbrochener. Der Prinz war unruhig, und machte einige heftige Bewegungen. Bald hörten die automatischen Bewegungen auf, um einer andern Gattung von Symptomen Platz zu machen. Die untern Glieder, welche bisher unbeweglich und schlaff gewesen

waren, wurden der Sitz eines allgemeinen Zitterns, dem convulsivische Contractionen folgten, bald wurden die Bewegungen schwächer, hörten endlich ganz auf, und liessen in den Gliedern eine starrkrampfartige Steifigkeit zurück. Ich bemerkte eine krampfhafte Bewegung der Kinnladen. Die Respiration wurde keuchend, der Puls sank neuerdings, und wurde fadenförmig. Man führte die Doctoren Destrauches, Deschaumes, des Thernes ein; ihnen folgten bald darauf die Doctoren Pasquier und Sohn, nebst Blandin. Herr Pasquier Sohn schritt sofort zur Anlegung einer grossen Menge von Schröpköpfen, sowohl nassen als trockenen; Einreibungen mit Aether und Ammoniak unterstützten dieses Mittel. Die Convulsionen wurden wieder heftiger, die Glieder, besonders die untern, wurden von heftigen convulsivischen Zukkungen bewegt, ihre Muskeln waren der Sitz eines beständigen krampfhaften Zitterns; die Respiration wurde immer schwieriger. Der Puls schwand gänzlich, und gegen 3 Uhr bemerkte man nur noch undeutlich die Pulsationen der Karotiden. Das Auge war halb bedeckt, unbeweglich, die Pupille erweitert und starr. Das rechte Auge war mit Blut unterlaufen. Man stellte einige Augenblicke die ärztlichen Versuche (!!) ein. Der Tod war augenscheinlich nahe bevorstehend. Der Karotidenpuls war ausserordentlich schwach, und in Intervallen schon gar nicht mehr fühlbar. Das Gesicht war todtenfarbig, die Lippen blau. Der Athem stand schon auf Augenblicke still. Mehre Mal glaubte man den Prinzen todt, dann erfolgte wieder ein tiefes Aufathmen, dem bald wieder ein Verschwinden jedes Lebenszeichens folgte. Um $4^1/_2$ Uhr hauchte der edle Prinz seinen letzten Seufzer aus."

Dieser Bericht Duvals zeugt, nach gewöhnlicher Art der fransösischen Aerzte, durchaus nicht von Gründlichkeit und Ausführlichkeit, (wenigstens wird ein deutscher Anatom ihn höchlichst belächeln) welche ein so hochwichtiger Todesfall unstreitig erfordert hätte. Ueber die organischen Verletzungen, aus welchen Duval doch die Tödtlichkeit deduciren will, sagt er nichts weiter, als: „Die Obduction hat so schwere Verletzungen der Gehirnnerven gezeigt, dass eine einzige derselben genügte, um jede Vorstellungsfähigkeit zu vernichten;" während er eine Menge von Nachrichten über das Hinzukommen und den Jammer der Familie einflocht, die gar

nicht in einen Obductionsbericht gehören, welche ich deshalb auch nicht recitirt habe. Dagegen hätte er doch wohl die Art und die Ausbreitung der Verletzung der Gehirnnerven näher und namentlich bezeichnen sollen! Wäre durch die Verletzung auch jede Vorstellungsfähigkeit vernichtet worden, so kann doch das Leben nicht nur noch eine Zeit lang fortwähren, sondern fortbestehen beim Mangel alles Vorstellungsvermögens. Dieser Ausspruch Duvals erinnert mich an den des Leibarztes von Stifft, bei Gelegenheit des von ihm behandelten Kaisers Franz, wo er sehr anmassend erklärte: der Kaiser habe an einer Entzündung der Lunge, des Herzens und der grossen Blutgefässe von solcher Ausdehnung gelitten, dass der Erfahrung zufolge keine Heilung erwartet werden konnte. — Wer hat denn je ins innere Leben hineingeschaut, wenn eine Entzündung der genannten Theile bestanden, dennoch aber Genesung erfolgt war? Durch solche Behauptungen wird den Leidtragenden nur Sand in die Augen gestreut. Nach unsern Gesetzen soll in allen wichtigen und gerichtlichen Fällen des Verstorbenen Arzt die Section nicht machen, das Obductionsprotocoll nicht verfassen, — wäre dies im fraglichen Falle nicht besonders zweckmässig gewesen? Denn gern wird der Obducent erkeimende Zweifel über seine Behandlung übertünchen, alles aufbieten, um seine Diagnose zu beschönigen, und entscheidende Zustände mit Stillschweigen übergehen, wie hier den so überaus wichtigen Umstand: ob nach so ungeheuren Blutentziehungen noch so viel Blut im Körper verblieben, um den Lebensactionen genügen zu können?

Welcher Art und Ausdehnung die behaupteten Verletzungen der Gehirnnerven gewesen, ist somit nicht angegeben, und über die Behauptung Pasquiers, dass er einen Schädelriss von einem Ohre zum andern hin vorgefunden habe, schweigt Duval sogar ganz. Ein solcher Riss wäre doch wohl weit leichter erkennbar gewesen, als eine Verletzung der Gehirnnerven? Dass es ohne Verletzungen dieser nicht abgehen kann, wenn eine Flintenkugel in eine Augenhöhle hinein und hinterm Ohre wieder hinausfährt, (v. Grävenitz) ein eiserner Ladestock den Schädel durchbohrt und drin verbleibend abgefeilt werden muss (Larrey), ja, wenn eine Flintenkugel in die Kopfhöhle gedrungen, darin eine lange Reihe von Jahren ruhig liegen bleibt, ohne das Leben oder nur

die Sinnorgane und Geistigkeit zu beeinträchtigen (Reil); darüber sind viele Beispiele bei Schriftstellern bekannt (Seidler theilt noch heute in der Medic. Zeitung Nr. 31 einen solchen Fall mit), und auch von mir in meinen „Curbildern" einige berührt; aber in allen solchen Fällen hatte man denn auch nicht die Quintessenz alles Lebens — das Blut — dem Verletzten entzogen, blutdurstige Aerzte waren nicht herbeigeholt, oder nicht zur Hand gewesen, und somit hatte die Naturkraft allein den Arzt gemacht. Dass Verletzungen der Gehirnnerven die Sinnesthätigkeiten mehr oder minder alieniren, eine Zeit lang hemmen, oder plötzlich ganz erlöschen können, ist klar, — jedoch nicht erwiesen, dass, bei dadurch unterdrückter oder vernichteter Vorstellungsfähigkeit, unter günstigen Umständen, das Leben nicht noch einige Zeit bestehen oder gar fortwähren könne. Wie oft sind Andern und mir Fälle vorgekommen, wo nach sicht- und fühlbaren Schädelbrüchen, wobei es gewiss nicht an innern Extravasaten fehlte, ja wobei selbst ein Theil der Gehirnmasse sich entleerte, alle Sinnesthätigkeiten mehre Tage lang ganz erloschen blieben, dennoch aber successive wiederkehrten, und zur völligen Norm gelangten! Wäre aber auch im vorliegenden Falle nachgewiesen worden, es wären so bedeutende Verletzungen der Gehirnnerven vorgefunden, „um jede Vorstellungsfähigkeit zu vernichten," so ist damit noch nicht erklärt, weshalb das Leben schon 5 Stunden nach der Verletzung erlosch, dies würde wohl nicht geschehen sein, wenn keine Mittel angewendet worden wären, welche direct und aufs Schnellste zur Erlöschung der Lebensflamme hinwirken. Der Mensch kann lange leben bei unterdrückter und ganz aufgehobener Vorstellungsfähigkeit, ja es sind schon Subjecte aufgewachsen, welche von ihrer Geburt an nie dazu gelangten; selbst bei manchem, mehre Tage lang fortwährendem Scheintode, wobei gänzlicher Mangel an Blutumlauf und Athem statt fand, fehlte jede Vorstellungsfähigkeit. Hier aber bestand nicht allein Blutumlauf, Athmen, Empfindung, sondern der Verletzte hatte noch zweimal articulirt gesprochen, das erste Mal vor Ankunft des Arztes sich in französischer Sprache über seinen schweren Unfall beklagt, später unklare deutsche Worte auf seines königl. Vaters und Lefons Anruf erwiedert. Wären aber auch die behaupteten, jedoch (weil wir die lebendige Function der Hirn-

nerven nie gesehen, mithin nicht kennen) schwer nachzuweisenden, grossen Verletzungen der Gehirnnerven wirklich erfolgt, ja, wären die von Pasquier angemeldeten, von Duval aber gar nicht erwähnten Schädelrisse zugegen gewesen, oder wären wirklich — was aber nicht geschehen — absolut lethale, mithin selbst unter den günstigsten Verhältnissen niemals geheilte Verletzungen durch die Qbductionsrelation nachgewiesen worden, so konnten diese doch nicht im Moment des Vorfalles, sondern erst ex post, mithin erst nach dem Tode, durch die Section erkannt und dargelegt werden. Bei dieser Sachlage musste dem Verletzten jedenfalls eine Behandlung zu Theil werden, geeignet, die unterdrückten Lebensfunctionen zu erheben, nicht aber das Erlöschen derselben im Galopp zu beschleunigen.

Welches Verfahren, welches Mittel ist nun aber am Geeignetsten zur Erminderung aller Lebensthätigkeiten, welches erlischt am Raschesten alle körperliche und geistige Kräfte? Neben Stickluft, Blausäure u. s. w. unstreitig — das Verschütten des Blutes; selbst verschluckter Arsenik, ätzende Säuren tödten nicht so bestimmt und rasch, als die Entziehung alles Blutes. Können aber durch Blutentziehungen schwere Verletzungen der Gehirnnerven geheilt werden, sind sie ein Mittel, wodurch aufgehobene, unterdrückte Vorstellungsfähigkeit verbessert, wieder hergestellt wird? Wird nicht durch Entziehung von einer relativen Quantität Blut ein Umnebeln der Sinne, Schwindel, Niedersinken, Krämpfe, Ohnmacht, ja ein completer asphyktischer Zustand am Schnellsten bewirkt, und geht letzterer nicht in völligen Tod über, sobald der Blutfond so weit verringert worden, dass er das Herz nicht mehr zu Contractionen aufreizen kann? — Hier wurde nach der ersten, oberflächlichen Untersuchung, wobei die einzige äusserlich erkennbare Verletzung, die Contusion auf der Stirn, wenig berücksichtigt ward (sonst pflegt das Verfahren der Chirurgen darin zu bestehen, einen Einschnitt in eine bedeutende Contusion zu machen, zumal wenn sie am Schädelgewölbe statt findet, um so die geringere Verletzung in eine noch umfänglichere zu verwandeln, durch Bahnung eines Eingangs der Luft ins Innere), ein Blutlass gemacht, obgleich der Prinz schon aus Mund und Ohr blutete; einer frühern Nachricht nach, sich das Blut aus Mund und Nase im Strome ergoss. Wäre aber auch

Letzteres nicht gewesen, so ist nicht abzusehen, zu welchem Zwecke Duval die Ader schlug. Die Symptome der Erschütterung, der Betäubung, waren hier die urgirenden, wogegen doch nur belebende, nicht aber Leben vermindernde Mittel in Anwendung kommen durften. Oder diagnosticirte er sofort Bluterguss im Innern des Schädels, und sollte der Blutlass auf Resorbtion des Extravasates hinwirken? Dies hatte ja aber bereits reichlichen Abfluss, indem es sich aus Mund und Ohr ergoss. Oder sollte durch den Blutlass eine Entzündung erlöscht werden? Aber im Moment konnte sich ja noch keine gebildet haben! Möchte es auch gelingen Entzündungseintritt durch Blutlass zu hintertreiben, so besitzen wir doch unschädlichere Mittel zu dem Zweck, dass aber schon eingetretene Entzündung dadurch nicht erlöscht wird, beweisen die tausende von Todesfällen, welche trotz wiederholter Blutlässe erfolgten. — Ein Irritations-Reactionsstadium folgt allemal einer Verletzung, einer Operation, ein mässiger Grad desselben ist allemal nothwendig zur Heilung; der Arzt kann nichts Verderblicheres thun, als solches durch Blutentziehungen hintertreiben zu wollen, je wiederholter er diese anwendet, um so sicherer und schneller erfolgt Eiterung und Mortification.

Obgleich nun auch hier bald nach dem Blutlass sich der Gesammtzustand immer mehr verschlimmerte, kein Zeichen von Empfindungsvermögen sich ergab, so wurden doch nicht weniger, als sechzig Blutegel an den Kopf gesetzt. Da Duval anscheinlich nur zufällig, als nächster Arzt bei der Hand, zum Beistande des so hohen als wichtigen Kranken gelangte, so nimmt es Wunder, dass er nicht das Herbeikommen anderer Aerzte, besonders des nicht weit entfernten Leibchirurgen des Prinzen, abwartete, um mit diesem bei so bedrohlichen Zufällen zu consultiren, bevor er zur Anwendung eines so über Leben und Tod entscheidenden Mittels schritt, und dies um so mehr, als bereits nach dem Aderlass sich der Zustand des Prinzen verschlimmert hatte. Man nimmt an, dass in der Regel durch einen Blutegel und erfolgendes Nachbluten dem lebenden Körper zwei Loth Blut entzogen werden; ist nun das Entziehen von 120 Loth (fast 4 Pfund) Blut ein Mittel, welches bei unterdrückter Vorstellungsfähigkeit und fast erloschenem Empfindungsvermögen diese zum Normal zurückführen kann? zumal da der Verletzte schon freiwillig viel

Blut verloren, und ein Aderlass bereits gemacht war. Nur zu gewiss ist es, dass durch ein solches Verfahren bei einem ganz Unverletzten die Erscheinungen schnell herbeigeführt werden können, welche hier dadurch entfernt werden sollten. Wie nachtheilig die Anwendung der sechzig Blutegel hier geworden, erwies sich aufs Klarste dadurch, dass jetzt die Respiration schwieriger, lauter und unterbrochener ward, es traten nun convulsivische Contractionen, allgemeines Zittern ein. Letztere Symptome hebt Duval besonders hervor, als möchte er sie einem primitiven Nervenleiden beimessen, wir sehen sie aber nicht nur beim Menschen eintreten, wenn er an Entblutung stirbt (z. B. bei einer Wöchnerin, wenn selbige am Verblutungstod endet, durch voreilige Lösung des Fruchtkuchens), sondern auch bei jedem Thiere auf der Schlachtbank, und selbst wenn dieses bereits alles Blut verloren, währen die Convulsionen der Muskeln noch bis zum Erkalten fort. Beweis genug, dass diese Erscheinungen nicht Folge des Sturzes und der Verletzung der Hirnnerven des Prinzen waren, sondern Folge der bewirkten Blutverluste. Documentirte sich nun zwar die Verschlimmerung des Gesammtzustandes des Verletzten aufs Deutlichste, indem das Athmen keuchend, der Puls fadenförmig, die Extremitäten bereits steif wurden, so schritt dennoch Pasquier der Sohn, doch wohl nicht ohne Zustimmung jener mit ihm zugleich angelangten sechs Aerzte, zur Anlegung einer grössen Menge von Schröpfköpfen, wodurch anscheinlich der Vertilgungskampf gegen das Blut ganz vollendet ward. Ueber den hier so höchst zu berüchsichtigenden Umstand, ob und wie viel Blut im Leichnam noch vorgefunden worden, schweigt so auffallend als klüglich der Obductionsbericht gänzlich. Welche Anzeigen obiger Elite von Aerzten vorgelegen haben, um unter so Tod drohenden Auspicien noch eine „grosse Menge von Schröpfköpfen" zu adhibiren, würde nicht minder interessant sein, als die Declaration Duvals wegen seines Verfahrens. Wie können Aether und Ammoniak die Wirkung von Schröpfköpfen unterstützen? — Sind sie nicht so entgegengesetzte Medien, als wollte man Kälte und Hitze zugleich anwenden? Wurde jene sämmtliche Elite von Aerzten etwa in der Broussais'schen Schule hervorgebildet, die dem krassesten Vampirismus nur huldigte, welche um so emsiger die Quintessenz aller Lebensthätigkeiten dem

Körper entzog, je höher bedroht die Lebensfunctionen bereits waren. Würden alle die dem Broussaismus Erlegenen auf einen Haufen geschichtet, so würden sie in Egyptens Pyramiden nicht Platz finden. — Da die tägliche Erfahrung lehrt, dass um so rascher die Seele vom Leibe geschieden wird, je wiederholter und energischer die deplirende Methode bei Kranken angewendet wird, so dürfte die Frage hier wohl zur Stelle sein, ob in diesem Falle nicht ein anderes und besseres Resultat erreicht sein möchte, wenn dem Verletzten sein Blut verblieben wäre, wenn er einem Arzte zu Theil geworden, der jede Entziehung von Blut als eine Blutsünde betrachtet? War auch die „schwere Verletzung der Gehirnnerven" der Art, dass eine einzige genügte, um jede Vorstellungsfähigkeit zu vernichten, so ist mit dieser Behauptung die absolute Tödtlichkeit der Verletzung noch keineswegs nachgewiesen; wäre dem aber auch der Fall, so konnte die Anwendung der grossen Blutentziehungen wohl den Tod beflügeln, ihn aber durchaus nicht verzögern.

Diese so offenklar dem gemeinsten Verstande einleuchtende Wahrheit, indem der unbefangene Naturmensch nicht ohne Abscheu und Erstarren Menschenblut mag fliessen sehen, nicht eher nach einer Verwundung beruhigt ist, als bis die dadurch bewirkte Blutströmung sistirt worden, wird vom Nichtarzte gar leicht, von Aerzten nur schwer oder gar nicht begriffen, sonst könnten wir nicht erleben, dass diese trotz wiederholter, dadurch bewirkter Niederlagen dem Verfahren nicht schon längst Valet sagten. Vor allen scheinen die Leibärzte der von Gottes Gnade hochgestellten Personen, obwohl deren Börse doch verstattet zu ihrer Bedienung und Garde sich die fähigsten des Fachs, denen die höhere Weihe der Kunst zu Theil geworden, auszukiesen, dem Blute den Vertilgungskrieg geschworen zu haben. Hat irgend eine Krankheit nur den Schein eines entzündlichen Anstrichs, so ist das *saigner coup sur coup* ihr Feldgeschrei, und es wird zum zweiten, ja dritten Mal wiederholt, wenn auch des Kranken Lage sich schon nach dem ersten Blutlass verschlimmerte, ja der Arzt hält sich beim Todesfalle um so mehr gerechtfertigt, je fleissiger er seine Batterien gegen das Blut rüstete.

Es ist höchst merkwürdig, dass hier dem Thronerben ein gleiches Verfahren zu Theil ward, wie dem frühern präsumtiven

Thronerben der französischen Krone, dem Herzoge von Berry; denn nachdem der Sattler Louvel am 13. Februar 1820 demselben einen Messerstich in die Brust beigebracht hatte, liess ihm Dupuytren zweistündlich die Ader schlagen, angeblich um Erstickung zu verhindern, und er starb am folgenden Tage. Um nur gekrönter, täglich von Leibärzten bewachter, Personen zu erwähnen, bemerke ich, dass früher die Königin Louise, später der Kaiser Franz, dann auch sein Bruder Victor Anton starben, nachdem bei ihren Pneumonien wiederholte Aderlässe gemacht waren. Indess machte beider Tod so viel Eindruck, dass bei dem gleich darauf von Pneumonie befallenen Palatin Joseph dieselben Aerzte kein Blut entzogen, und er somit sein Leben barg. Der lebenskräftige Prinz August von Portugal, ergriffen von einer Halsentzündung, starb binnen drei Tagen, indem bei ihm häufige Blutlässe und Blutegelungen angewendet wurden. Jüngst endete noch ein kraftvoller Regent binnen 11 Tagen, indem bei dessen angeblicher Unterleibsentzündung Laxanzen, Blutlass, eine Compagnie Blutegel, Massen von Calomel u. s. w. aufs Rascheste angewendet wurden. Wäre das Mittel zur Hebung von Entzündung, so müsste diese dadurch getilgt worden, aber nicht der Tod erfolgt sein. Im Allgemeinen sind beim gemeinen Manne, je mehr er an schmale Kost gewohnt ist, Schwächungen der Lebenskräfte durch die Fegmethode nicht so schnell verderblich, als bei den hochgebornen Menschen, bei welchen der Doctor Koch und der Doctor Keller täglich zu Tische sitzen.

Den Leibärzten erscheint es als Hochverrath, wenn Zweifel erhoben werden, dass ihre Behandlung zur Beflügelung des Todes hingewirkt habe, noch weniger darf der Gedanke laut werden, dass ohne Blutverschüttungen complete Lebenserhaltung möglich, ja wahrscheinlich geworden. Die Leibärzte sind die wahren dii majorum gentium, wie dies die Sterne auf ihrer Brust documentiren, sie haben vor allem das Patent souveräne Heilmeister und infallibel zu sein. Der Tod wird von ihnen entweder der Lethalität der Verletzung, der Bösartigkeit der Krankheit zugeschrieben, oder sie ziehen einen Schlagfluss aus der Tasche; wenn gleich Fälle in Menge nachgewiesen werden können, dass Verletzungen der schwersten Art und die verbreitetsten innerlichen Entzündungen nachtheillos verliefen, sobald die Blutfahne

nicht geschwungen, der Kehraus nicht gehandhabt wurde; ja Heilungen solcher Uebel aufs Beste erfolgten (z. B. auf von Aerzten nicht bedienten Schiffen, bei weiten Meerreisen), wo aller Beistand fehlte, und nur die Natur den Arzt machte. Die Aerzte würden nicht nöthig haben, durch den Sectionsbefund, wie das so oft geschieht, ihr Thun zu beschönigen, wenn es auch ihnen verstattet würde, beim Heimgange ihrer jungen Patienten sich des von den Theologen entsprossenen, zum Volkswahn gereiften Vorwandes zu bedienen, dass nur nach weisen Rathschlüssen der Vorsehung die Todesfälle erfolgen. Dem Glauben gewähren sie jedoch keine Nahrung, weil sie damit das Geständniss ablegen würden, dass Aerzte und Apotheker ganz entbehrlich seien. Wäre jene Prädestination probabel, so würden alle Vrebrecher, alle Schlachtenlenker, irresponsabel sein.

Es würde zu einer schützenden Garde dienen, wenn jeder Arzt auf Begehr verpflichtet wäre, während der Behandlung eines Kranken in dessen Gemach eine Schilderung des Verlaufs der Krankheit, der darüber gestellten Prognose, nebst deren Behandlung niederzuschreiben, und mit den Gründen seines Verfahrens zu belegen. Die Gerichte müssen ja auch ihren Urtheilen die Entscheidungsgründe hinzufügen. Möchte nun auch sehr beschäftigten Practikern nicht allemal die Musse bleiben, solchen Ansprüchen zu genügen, so müssten doch in allen Fällen Leibärzte dazu verpflichtet sein, und sie nie verweigern, da ja ihr Sostrum bis zum Lebensende fortgezahlt wird, und so ausreichend ist, dass sie gegen ihre Pflicht handeln, wenn sie anderweitigen reichen Kranken nachjagen. Wird schon über die Geburt eines möglichen Thronerben ein feierliches Document aufgenommen, und im Staatsarchiv aufbewahrt, so müssten doch auch Leibärzte dem Staate und dem Regierungsnachfolger verpflichtet sein, über Wesen, Verlauf, Prognose und Behandlung der Krankheit eines zum Throne berufenen Dahingeschiedenen begründete und genügende Rechenschaft abzulegen, um diese gleichfalls im Staatsarchiv aufbewahren zu können.

Des Lebens höchstes Gut besteht nicht in irdischen Schätzen, sondern in dauerhafter Gesundheit, ohne diese gewähren jene keine heiteren Lebensgenüsse. Lässt man Habe und Gut durch Hypothekenbücher sicher stellen, so bewache man um so mehr das Thun und Lassen derer, welchen man die Sorge für Erhal-

tung beim Stürmen und Siechen der Lebenskräfte anvertraut. Vor Allem dürfen Leibärzte nicht gleich Dunkelmännern im Zwielicht und in der Dämmerung forthandeln. Ein Mehres über dies Thema ist in meiner „Homöopathie und Allopathie auf der Wage" pag. 357 u. s. w. zu lesen.

Die Thierarzneikunde in Bezug zur Anthropoiatrik, und die Universitäten und Thierarzneischulen als Bildungsanstalten für Thierärzte.

Von

J. E. L. Falke,

Fürstl. Schwzb.-Rudolst. Hof- und Landthierarzt.

Als im zwölften Jahrhunderte geisteskräftige Männer der Möncherei die Wissenschaften entzogen, und geistige Freiheit und Unabhängigkeit sich und Anderen gaben, indem sie die Philosophie und Theologie zu Paris, die Arzneikunde zu Salerno und Montpellier in alle Welt predigten, und weitere Vereinigungspuncte für die Wissenschaften förderten, und erstrebten, da fand freilich das Thier als staatswissenschaftliches und Heilobject noch keine Berücksichtigung, — hatte man ja kaum mehr, als nur dürftige Kenntnisse von der Natur und den Krankheiten des Menschen; denn selbst das vorhandene mancherlei literarisch Gute war von dem klösterlichen Unwesen und Unwissen vergraben worden. Es sollte jedoch nicht immer so bleiben! Denn den Krankheiten, insbesondere den Seuchen der Thiere*), die als Strafen der Gottheit angesehen, den Wohlstand und die Gesundheit des Menschen untergruben, und zerstörten, konnte und durfte man nun natürliche Ursachen zu Grunde legen, und nach der mehr und mehr sich aufdrängenden Ueberzeugung, dass der Mensch und die vollkommeneren Thiere einander in somatischer Hinsicht nahe verwandt seien, getraute man sich, wissenschaftliche Deductionen zu führen,

*) Ich meine hier immer die nutzbaren Hausthiere.

und für das Studium des leiblichen Menschen das des Thieres nöthig zu finden.

Doch je fester die Basis der Anthropologie wurde, um so mehr unterblieb wieder dieses vergleichende Studium, und nur, um das staatswissenschaftliche Interesse mehr zu fördern, verlor man es nicht ganz aus den Augen. Zu diesem Zwecke gründete man Thierarzneischulen, und die würdigsten Aerzte übernahmen ihre Leitung. Wenn aber oftmals auch ein gemeinsamer Entstehungsgrund von den Krankheiten des Menschen und der Thiere nachgewiesen werden kann, wenn dieselben auch nach allgemeinen wissenschaftlichen Principien identificirt werden, und gleich wesentliche Objecte dem Heilkünstler sein müssen, so findet sich doch eine grosse Kluft, sie in der Therapeutik über einen Leisten zu schlagen, wie es geschah, weil man den Gattungscharacter zu wenig berücksichtiget hatte. Indem man nun die Irrthümer erkannte, waren schärfere Beobachtungen und Vergleichungen nothwendig, die Raum und Freiheit im Handeln gewährten. Und „jetzt bedürfen die Thierärzte nicht mehr der Aufsicht der Menschenärzte," wie Heusinger ganz richtig bemerkt, aber die Thierheilkunde bedarf noch von ihrer wissenschaftlich erfahrneren Schwester die festere wissenschaftliche Basis, sie bedarf eine innigere Vereinigung mehr als je, denn ihr Streben ist ein edel wissenschaftliches geworden, und eine jede Wissenschaft, die sich bildet, und fortbilden soll, bedarf ein höheres Wissen, einen Grund, auf den sie baut, ein Ziel, nach dem sie strebt. Diesen Grund finden wir aber nicht in der Landwirthschaft, wie Heusinger meint, denn was soll uns Pflug, Egge, Dünger u. dgl. helfen? sondern die Landwirthschaft zieht die Thierheilkunde nur in ihren Kreis, um von ihr Nutzen zu ziehen, und der Thierarzt nützt ihr, wie uns wieder der Sattler, der chirurgische Instrumentenmacher und andere Künstler und Handwerker nützen, ohne dass wir dieselben zu unseren Fachgenossen rechnen.

Heusinger, der ächt wissenschaftliche Mann, verliess somit einmal seinen wissenschaftlichen Standpunct, betrat den des Dr. Kürs, und machte sie mit ihm zur Dienerin und Maitresse der Landwirthschaft, indess, nach Seite 172 seiner Encyclopädie, der Arzt die Zoologie studiren soll, weil er nur durch Kenntniss der gesammten Lebenserscheinungen in der Natur zu einer Kenntniss

des menschlichen Lebens gelangen kann. So empfiehlt er dringend das Allgemeine, und vernachlässigt das weit mehr aufgehellte und aufhellende Besondere, obschon es immer noch als ein Allgemeines für die Anthropoiatrik, oder diese nur als ein Theil der Heilkunde angesehen werden kann.

Schmerzlich berührte es mich, ich gestehe es, jenes Mahnen Heusingers, die Thierheilkunde von der Medicin loszureissen; eine üble Erscheinung war es mir, dass keiner von den Matadoren unserer Wissenschaft diesen tollen Wahn, der verderbend für den Staatshaushalt und für die Wissenschaft werden kann, zu heilen suchte. Nicht ohne Scheu betrat ich daher auch den Rednerstuhl bei der medicinischen Section des ersten Thüringisch-naturwissenschaftlichen Vereines zu Erfurt (am 8. Juni d. J.), um mir Aufklärung über die Ansicht der Versammelten zu verschaffen, ob ich mit meinen Fachgenossen jetzt und in Zukunft derselben theilhaftig sein könne.

Doch nicht Heusinger allein und weniger geistreiche Aerzte, Heusinger, wie aus einer anderen Stelle des in Rede stehenden Buches deutlich hervorgeht, aus einem ganz anderen Grunde, als dass er ihre Beziehungen zur Menschenheilkunde im Allgemeinen zu kleinlich und unwürdig hält, wiess die Thierarzneiwissenschaft von sich*), sondern manche Staatsregierungen hielten sie auch bis jetzt in gedrückter Lage. Warum? Doch wohl nur, weil diese von falschen Prämissen ausgehen, oder weil sie ihren Dienst nicht sattsam kennen, ihre Gründlichkeit nicht ahnen, da sie noch keinen Vertreter bei ihnen gefunden hat, indess hochgestellte Laien sich weise genug dünken, in Sachen des Veterinärwesens und seine Verwaltung reden zu können. Wolle man nur, Wem diess zu viel gesagt scheint, die Rossärzte des Militärs in manchem deutschen Staate in's Auge fassen, die man immer noch Fahn- oder Curschmiede titulirt, indess selbst dem niedrigsten Militärchirurgen längst schon, aber gewiss nicht mit grösserem Rechte, der Titel eines Feldschers abgenommen worden ist, und wie ihr Charakter, so ihre Stellung, die sich kaum über den gemeinen

*) Wie ich erst später, nachdem der im ersten Theile meines (nun bei Voigt in Weimar erscheinenden) Universal-Lexicons der Thierarzneikunde befindliche Artikel „Arzt" niedergeschrieben und abgedruckt war, durch Lesung der Heusinger'schen Encyclopädie erkannte.

Soldaten erhebt. Kann überdiess der Militärchirurg bei Talent und Diensteifer höher und höher steigen, kann selbst (um nicht von manchem sehr leichten Lieutnantspatente erst zu sprechen) der einfältigste Bauernbursch, der zum Militär ohne vielleicht alle Schulbildung kommt, nach und nach im und zum Dienste gebildet, den Wachtmeisterrang als den erreichbaren ansehen, so ist es dem Militärarzt nach vielleicht mehrjähriger Schul- und Academischer, und nach einer unablässigen Fortbildung bei der Armee unmöglich, seine barroke Jacke zu verändern. Ist es denn noch ein Wunder, dass „das alte Lied von dem versoffenen Fahnenschmied" noch nicht verloren geht? Und so verkümmert mancher junge Mann auch als Civilthierarzt, oder verbäuert, weil der Staat für seine Stellung gar nichts thut, oder ihm gar eine infamirende Collegenschaft anmuthet.

Können wir aber von den deutschen Universitäten den Tadel abwenden, dass sie davon mit die Schuld tragen? Haben sie,*) die die universitas literarum beschützen und fördern sollen, — da ja alle Wissenschaften nach Einem grossen Ziele hin arbeiten —, die das Streben nach dem höchsten Guten, Wahren und Schönen als oberstes Princip aller Wissenschaften aufstellen, diess in Bezug auf die Thierheilkunde gethan? Nein! Höchstens finden wir einen ausserordentlichen Professor der Staatsthierheilkunde, der nichts weniger thun kann, als die Veterinärwissenschaft würdig vertreten und Weckungsmittel für ihre höhere Cultur geben.

Fürchten die Universitäten etwa deswegen die Thierarzneiwissenschaft als Verbindungsstufe für andere Wissenschaften zu behandeln, dass sie dadurch das Brodstudium untergraben könnten? Wenn meiner Meinung nach das wissenschaftliche Behandeln des thierarzneilichen Stoffes bei dem gebildeten jungen Manne eben so segensreich auf das Brodstudium zurückwirken wird, als auf andere Wissenschaften, so meinen Andere, dass die Thierarzneischulen selbst allzu wissenschaftliche Institute seien, die halb und halb Gelehrte, aber selten Praktiker bildeten. Sollten beide Parteien Recht haben? Prüfen wir doch die Sache näher!

---

*) Wie der Cultusminister, der thatkräftige Uwarow, von der K. R. Academie der Wissenschaften verlangt: dass alle Wissenschaften in den Kreis der höheren Intelligenz von ihr gezogen werden müssen.

Bevor wir aber ihre Bildungsmittel ins Auge fassen, so wollen wir erst fragen, was man von dem Thierarzte im practischen Leben verlangt? „Dass er glücklich und mit wenigen Kosten und in möglichst kurzer Zeit die vorkommenden Krankheiten der Hausthiere heilen kann," — ist die Antwort. Der Bauer oder überhaupt der Laie fragt nicht, ob er sich diess in der kurzen Zeit seiner Ausbildung hat gründlich zu eigen machen können, genug er soll es thun, und kann der junge Mann, der die Thierarzneischule jetzt verlassen hat, es nicht viel besser, als der ihnen längst befreundete Routinier, was soll er da mit dem studirten Thierarzte anfangen? Dass er nicht alle Krankheiten in einigen Jahren kennen lernen kann, sondern dass ihm genugsame Erfahrungen allerdings noch mangeln; dass die Neuheit der Krankheit ihn drum momentan vielleicht verdutzt; dass er die Sache nimmt, wie sie ist, indess der Pfuscher die Sache nimmt, wie es ihm am besten dünkt, damit er bestehen kann, und in der Meinung des Publicums nicht verliert, daran denkt der Bauer nicht, denn er versteht und überschauet es nicht!

Doch geht es mit der Menschenheilkunde besser? Ist sie nicht zur Zeit noch immer in den Händen der erbärmlichsten Quacksalber, schätzt man wenigstens nicht oft den Bader höher, als den durchgebildeten wissenschaftlichen Arzt? Der Bader, der bei seinem Lehrherrn oder in einer Baderschule die Chirurgie handwerkmässig erlernt, auch sonst wohl mancherlei von Medicin gehört, etwa auch gelesen hat und, wie jeder Charlatan, versteht, mit tausend Prahlereien sich einen gewaltigen Nimbus zu geben; der ferner mit wenigem Honorar einmal zufrieden gestellt wird, weil er bei einem andern Falle ein tüchtiges Prello sich erlauben kann; der mit seinem Scher- und Schröpfbeutel stolz die Landstädtchen und Dörfer durchwandert? Allerdings derselbe! Lasst uns jedoch nicht verkennen, dass er sich als einfachere, wenig Ansprüche machende Person der einfachen bäuerlichen Denk- und Handlungsweise anschmiegt, ja lasst uns nicht verkennen, dass er dem vornehmern, wissenschaftlicher und geregelter handelnden Arzte mit seinem Rudimente von wissenschaftlicher Kenntniss den leichtern Eingang ins Publicum verschafft hat. Eisenmann, der im 4. Bande, S. 8 u. fg. des medicinischen Argos

über das Baderwesen sich auslässt, hat diess im Allgemeinen recht gut erkannt und gewürdiget, wiewohl er „seinen wichtigen Zweck“ zum Nachtheile der Thierheilkunde ausführen möchte. Er meint nämlich an bezeichneter Stelle, dass es nothwendig sei, den Veterinärärzten das Bartscheren zu übertragen, und zwar deswegen, damit keine Baders mehr existiren, und zugleich, damit das grosse Publicum mit den Veterinärärzten bekannt würde. Er will Aerzte, und nichts als Aerzte, keine Chirurgen, keine Baders; wissenschaftlich gebildetete Thierärzte wollen aber keine Scherwenzel, sie wollen nichts weiter sein, als Thierärzte, und bleiben drum, ihres Berufes sich bewusst, auf dem geraden Wege, um zum Ziele zu gelangen, wenn er auch anfangs steil ist. Auch wohnen sie, als Veterinärbeamtete, mehrentheils in grösseren Städten, wo ein schon gebildeteres Publicum sich findet, das ihnen, nächst der zugetheilten Besoldung, wenigstens die nothwendigsten Subsistenzmittel an die Hand giebt. Und in Physicatssachen auf dem Lande haben sie schon durch ihre Anordnungen, durch ihre wohlmeinenden Vorstellungen u. dgl. Gelegenheit, wenn sie übrigens Menschenkenntniss besitzen, sich nach und nach Zutrauen und Achtung zu erwerben. Die Thierärzte zweiter Classe dagegen haben bei Ausübung der Thierheilkunde gewöhnlich schon ein anderes Geschäft, wie Oeconomie, das Schmiedehandwerk, wenigstens könnte, namentlich in Baiern, wo eine Regierungsanordnung befiehlt, „dass jeder Schmied, welcher das Recht des Hufbeschlags als Meister ausüben, oder einer Beschlagschmiede vorstehen will, ohne Ausnahme an der Veterinärschule zu München zuvor eine Prüfung über die Anatomie des Pferdefusses und Hufes, dann über die, diese Theile gewöhnlich befallenden Krankheiten und Zufälle ablegen, und Beweise seiner Fertigkeit in der Beschlagskunde des gesunden und kranken Pferdehufes geben, oder über benannte Gegenstände Unterricht an dem Institute nehmen, und darüber ein Zeugniss der Obrigkeit des Ortes, wo er sich ansässig machen will, vorlegen soll,“ durch Handhabung beider Erwerbszweige, die der gemeine Mann ohnehin als streng verbundene ansieht, die Existenz derselben sicherer begründet werden. So, im Quasi-Baderszuschnitt, wird der dem grossen Publicum noch zu wenig bekannte Unterthierarzt weit eher Zugang finden, als wenn er mit einem noch so impo-

santen Aeussern und mit den mannigfachsten Kenntnissen dem Bauer entgegen und mit ihm in Verkehr tritt.

Hätten Cultusministerien und Directoren der Thierarzneischulen, im Interesse für die Sache, diesen Gegenstand nicht schon längst aufgreifen und in Erwägung ziehen sollen? — Jedoch solche Erfahrungen liegen ihnen zu fern. Wolle man deswegen dem Schreiber dieses, der nun funfzehn Jahre, zuerst als gewöhnlicher practischer Thierarzt, dann als thierärzlicher academischer Lehrer und jetzt wieder als Physicatsthierarzt, und noch dazu in einem Staate lebt, wo man sonst an jedem Orte in ein fremdes Staatsgebiet (Preussen, GHth. Weimar, Sachsen-Altenburg, S. Meiningen, Schwarzb.-Sondershausen, ins Reussische), und das dort übliche thierärztliche Leben und Treiben sehen kann, eine Berücksichtigung seiner nun folgenden Ansicht schenken.

Wohl der grössere Theil der bei thierärztlichen Bildungsanstalten sich Anmeldenden gehört dem niedern Stande an, und bringt eine Vorbildung mit, auf die sich eine gründlich wissenschaftliche Fachbildung nicht gut stützen lässt. Und doch versucht man nicht nur, nein man zwingt die Zöglinge, eine Menge zu lernen, wovon der simple Geistesmensch in der und für die Praxis keinen Gebrauch macht, aber deswegen seine Zeit bei einer solchen Bildungsanstalt weit extendiren muss, was wieder Opfer nöthig macht, die der Viehhalter einmal bezahlen soll. Welcher Missgriff! Weil die Beförderer der nun vom grossen Publicum mehr und mehr erkannten Anthropoiatrik jetzt angefangen haben, den grossen Tross der Chirurgen auszumerzen, so will man solche Chirurgen für die Thierheilkunde gar nicht aufkommen lassen, und doch muss die Thierheilkunde, auch in ihrem Verkehr zum Publicum, den Gang nehmen, wie ihn die Menschenheilkunde zurückgelegt hat: wie Jene, müssen die schulmässig gebildeten empirischen Thierärzte, die aus der Mitte des Publicums stammen, zu ihm als Fachgebildete wieder zurückkehren, und werden gewiss eine gute Mittelstufe zwischen den noch vorhandenen, rohen Empirikern (die wegen vorgerückten Alters zur Erstrebung eines neuen Erwerbszweiges unfähig sind) und den jetzt, wegen mangelnder Vorkenntnisse, oft geschraubt gebildeten, und ein Verbindungsglied für die gründlich wissenschaftlich gebildeten, durchgebildeten Thierärzte abgeben. Es wären dem-

nach immer nur, wie bisher, zwei Classen von Thierärzten zu unterscheiden, nur das Maas der wissenschaftlichen Kenntnisse ist ein anderes, und zugleich findet nun der practische Unterschied Statt, dass durch jene dem Willen des grossen Haufens gewillfahret und durch diese die Wissenschaft sicherer gefördert werden wird.

Mein Studienplan für die Unterthierärzte ist folgender: Begriff des ganzen Umfanges der Medicin, insbesondere der Veterinärmedicin und der angewandten Staatsarzneikunde; accessorische Wissenschaften, als Naturgeschichte, Physik, Chemie nur in eigentlicher Skizze und so viel, als zum unumgänglichen Verständnisse einer Ausbildung für die practische Thierheilkunde nothwendig ist; in der Botanik keine Lehre von der Terminologie, kein Bestimmenlernen der Classen, Ordnungen u. s. w., sondern hauptsächlich nur das Studium von giftigen und medicinischen Kräutern; Vortrag über Anatomie zwar in extenso, aber Repetitionen und Anfertigung von Präparaten nur für Zwecke der gewöhnlicheren Bedürfnisse; besondere Physiologie und die übrigen Doctrinen zwar speciell, aber von ganz populärem Habitus; die Uebungen im Thierspitale und in der äussern Clinik so nachdrücklich, als sich diese nur treiben lassen. Wie bei dem wissenschaftlich Gebildeten das Studium der in sich heterogensten Doctrinen, so muss hier einzig genaues Auffassen, und Mannigfaltigkeit in der Praxis zur Einheit, d. h. zum Sichzurechtfinden, zum practischen höhern Handeln führen.

Wer mit nur mittelmässigen Anlagen und im rechten Alter die Thierarzneischule frequentirt, kann von tüchtigen Lehrern bei einem solchen Verfahren recht gut in zwei Jahren soweit ausgebildet werden, dass er in der Praxis einmal die nöthige Selbstständigkeit zeigt, und einen sicheren Blick für leichtere und schwerere Fälle, und zwar zum Selbstvertrauen, aber auch Bescheidenheit, wo Gefahr und weitere Rücksichten vorliegen, gewinnt. Man erschwere es deshalb durchaus nicht, wenn nach Verlauf dieser Zeit die Zöglinge zum Examen sich melden, ja man erlasse denen, die gute practische Vorkenntnisse mitbringen, gern ein halbes, ja ein ganzes Jahr an der Bildungszeit, damit auch die jetzigen, in Jahren nicht sehr vorgerückten Pfuscher, denen übrigens nun mit aller Strenge entgegengearbeitet werden kann,

weil das Studium und die Approbation leichter gemacht werden, Gelegenheit haben, einer gründlicheren Ausbildung zugänglich zu sein.

Dass bei diesem Verfahren der Unterthierärzte*) zu viele werden könnten, wollen wir aber ja nicht fürchten, denn die Zeit warnt auch hier vor einem zu grossen Andrange, und die Pfuscher und Curbücher Gebrauchenden sind jetzt gewiss eine sehr grosse Zahl! Auch werden nun die „thierärztlichen Gehilfen," wie sie z. B. Hessen hat, die wir als sanctionirte Pfuscher ansehen müssen, entbehrlich.

Für die Ausbildung der eigentlich wissenschaftlichen Thierärzte fordere ich auch nicht gleich anfangs academische Freiheit, wie Professor Dr. Vix es in beredter Sprache verlangt hat, denn es hätte der Staat für Lehrer und Lehrmaterialien doppelte Opfer zu bringen, und überdiess ist die Schule der Ariadnefaden, der durch die mancherlei Irrgänge des neuen, ungekannten, auch hie und da mühsamen Weges leitet. Deshalb entscheide ich mich d. Z. nach für folgenden Studienplan**): Wenn von dem für

---

*) Die wir aber immer noch, gegen G. M. R. Fischers Willen und Meinen, zum Medicinalpersonale rechnen wollen, wie die jetzigen Chirurgen, Baders, Hebammen und Apotheker, weil ja sonst unendliche Zersplitterungen entstehen!

**) Bei kleinen thierärztlichen Bildungsanstalten machen sich einige Modulationen nothwendig; oder da man die Ueberzeugung gewonnen hat, dass auch für die Ausbildung eines gediegenen Landwirthes eine wissenschaftliche Vorbildung nothwendig ist, weshalb landwirthschaftliche Lehranstalten ins Leben gerufen wurden, so könnte an solchen der Vortrag über die landswirthschaftliche Thierheilkunde so weit extendirt werden, als es oben vorgelegt worden ist, und würden somit die kleinen thierärztlichen Bildungsanstalten ganz unnöthig. Es hat diess zugleich das Gute, dass 1) der angehende Unterthierarzt dort so manche wissenswerthe Nebenbranche, zu der er Beruf fühlt, sich mit zu eigen machen kann; ja selbst für den später der höheren thierärztlichen Wissenschaft entgegenstrebenden Veterinärstudirenden kann, wenn derselbe hier die erste Ausbildung erhält, diess nur vom wesentlichsten Nutzen sein. In diesem Sinne genommen, näherten wir uns auch der Idee der HH. Heusinger und Kürs, oder vielmehr des Jean Baptiste Huzard, der die Landwirthschaftslehre als einen Theil der Veterinärwissenschaft betrachtete, und der Copenhagener Thierarzneischule, die schon längst dieselbe zu ihren Lehrgegenständen rechnete. Würde selbst in grösseren und grossen Thierarzneischulen die Sache auf besagte Weise betrieben, oder würden vielmehr diese mit den landwirthschaftlichen Lehranstalten verschmolzen, so würden diess wesentliche Ersparnisse für die Staatscasse sein. 2) Der hier gebildete Landwirth aber, der so weit mit der landwirthschaftlichen Thierheilkunde vertraut, aber auch

die Universität reif gewesenen jungen Manne die vorstehenden Doctrinen und die Examina darüber absolvirt worden sind, besucht derselbe, bei strenger Mitbenutzung der clinischen Anstalten, der Operationsübungen, auch der wiederholten Vorlesungen und practischen Uebungen in der Zootomie an der Thierarzneischule, die Vorträge bei der Universität, oder medicinischen Akademie über Encyclopädie der Medicin, Botanik, Physik, Chemie, Zoologie, vergleichende Anatomie, Physiologie und allgemeine Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der Hausthiere und Staatsthierheilkunde.

Die Encyclopädie der Medicin darf jedoch zum Besten sowohl des Veterinärstudirenden, als auch wegen dener, die Menschenheilkunde studiren, nicht in einem flüchtigen Abrisse vorgetragen werden, sondern die Zuhörer müssen namentlich eine Basis und leitende Principien in der Zeit eines Semesters, eine detaillirte Uebersicht über die Krankheiten, mindestens über die sogenannten Grundkrankheiten, und im Allgemeinen über ihre Heilung gewinnen, was ihnen nicht nur eine gute Uebersicht, eine Basis für ihr ganzes Studium der practischen Theile der Medicin gewähren, sondern auch insbesondere das schöne, aber ernste Studium der allgemeinen Pathologie und Therapie, das ohne handgreifliche Nutzanwendung Manchem ein trocknes scheint, mehr wecken und eindringlicher machen wird.

Die Vorträge an der Universität über specielle Pathologie und Therapie der Hausthiere sollen aber ächt wissenschaftlicher Art sein, um den Sinn sowohl für wissenschaftliches Studium dieser Doctrin bei angehenden Thierärzten möglichst zu läutern, als auch, um den angehenden Menschenärzten Aufmunterung zu geben, dieses bisher von denselben noch zu sehr vernachlässigte Feld, in Bezug auf wissenschaftliche und practische Deductionen, insbesondere aber in Rücksicht auf ihren dereinstigen Beruf als Physicatscollegien-Mitglieder, ins Auge zu fassen. Denselben Nutzen

---

aufmerksam gemacht worden ist, dass die Thierarzneiwissenschaft ein weit grösseres Feld, als es hier oder in Rohlwes's und Wagenfeld's oder anderen derartigen Schriften vorgetragen, wird den wissenschaftlichen Thierarzt mehr und mehr an sich heranziehen, und das gute Beispiel wird wieder auf die Bauern, oder überhaupt auf das grosse Publicum wohlthätig zurück wirken.

sollen aber auch die Thierärzte von dem Studium der anthropoiatrischen Doctrinen ziehen. So ausgerüstet, werden beide Theile collegialisch, und zum Besten ihrer öffentlichen Stellung mit einander wirken*), und natürlich mit so vereinten Kräften für Wissenschaft und Kunst mehr thun, als wenn sie sich, wie bisher, so fern stehn.

Dass das sorgfältige Studium der Grundwissenschaften der Medicin, und die übersichtliche Kenntnissnahme der Menschenheilkunde insbesondere, den angehenden wissenschaftlichen Thierarzt von seinem eigentlichen Berufe abziehe, und ihn später gar einmal zur Pfuscherei verleite, kann ich aus eigener Erfahrung nicht bestätigen, obschon sich auch dem Veterinärarzte manche Gelegenheit dazu bietet. Findet Einer und der Andere aber, nachdem er erst der Thierheilkunde sich hingegeben, im gründlichen Studium und in der Ausübung der Anthropoiatrik Lust und Beruf, so bin ich überzeugt, dass sich das Publicum, dem er einst als Arzt dienet, nur freuen kann, ihn zu besitzen, denn dasselbe war ein umfassendes, durch Vergleichungen und schroffe Objectivität geläuterteres.

Ob aber, wenn auf vorgeschlagene Weise die Bildung der Thierärzte erster Classe geschieht, so Ausgerüsteten andere medicinische Facultäten, als die Giessensche, noch Anstand zu nehmen brauchen, denen die Promotion zu gewähren, die auch die äussern Zeichen wissenschaftlicher Reife führen mögen, das lässt sich nach allen Vernunftgründen bezweifeln. Hat das Hohe K. Preuss. Cultusministerium den inländischen Thierärzten etwa schon

*) Diese wissenschaftlich gebildeten Thierärzte sollen also nur zu Staatsstellen gezogen und ausserdem, dass sie die Thierheilkunde im ganzen Umfange ausüben, als forthelfendes und die Praxis der Unterthierärzte beaufsichtigendes Personale betrachtet werden, müssen dann freilich aber auch für ihren Mehraufwand bei ihrer Ausbildung sowohl, die mindestens 3½ Jahre in Anspruch nimmt, als auch bei ihrer sehr nothwendigen, wissenschaftlichen Fortbildung, und weil sie ihrer Pflicht als Staatsdiener mehr entsprechen müssen, als den Wünschen Einzelner in Polizei- und Gerichtssachen, vom Staate eine Besoldung erhalten, wie sie z. B. Preussen seinen Departements- und Kreisthierärzten giebt, denn mit 25 Thlr. (wobei gar die Ausgaben für Schreibmaterialien mit inbegriffen sind), wie man irgendwo diese Besoldung dem Oberthierarzte für einen grossen Landestheil zukommen lässt, kann man beim besten Willen nicht einmal sein Territorium kennen lernen! — Und wie im Civile, so beim Militär.

in diesem Sinne die Promotion in Giessen verweigert (einen anderen Grund findet man wenigstens nicht), so wollen wir diese Verfügung hoch verehren, und uns auch im Auslande freuen, dass Preussen auch hierin anderen Staaten vorangeht!

Revue der syphil. Literatur vom Jahre 1839—1841.

Diese Uebersicht ist als Fortsetzung der von mir 1830 u. 1839 herausgegebenen Literatur der syphil. Krankheiten zu betrachten. Es dürfte Manchem nicht unerwünscht sein, über die letztern Jahre einen Ueberblick zu erhalten, der in einer diesem Gegenstande allein gewidmeten Brochüre füglich erst nach längerer Zeit erscheinen dürfte.

Bei ganz unbedeutenden, oder solchen Abhandlungen, aus deren Ueberschrift schon der Inhalt genügend zu erkennen ist, oder auch bei denen, die ich nicht selbst gelesen, habe ich mich jeder nähern Angabe vorsätzlich enthalten, und bin überhaupt ganz so verfahren, als ich in meiner 1839 erschienen Literatur bevorwortete. Im Uebrigen habe ich, da Schmidt's Jahrbücher in fast Aller Händen sind, wo sich in ihnen die Excerpte oder Recensionen der hier vorgeführten Journalaufsätze oder selbständigen Werke finden, wenigstens grössten Theils angegeben; der Band ist durch die römische, die Seite durch die arabische Zahl bezeichnet.

Schriften von dem Jahre 1839.

W. ACTON.

Observations on the venereal disease; Lancet, Nov. 30, 1839. Jan. 4, March 7, 1840. Dublin Journal, May 1840. Hamb. Zeitschrift, Sptbr. 1840. Cf. das Jahr 1841.

ARNTZ.

Ein merkwürdiger Fall von secundairer Syphilis; von Otto aus dem Archive des königl. dän. Gesundheitscollegii ausgezogen in der Hamb. Zeitschrift Bd. XII, Hft. 1, 1839.

Ein Jahr nach dem Verschwinden secundärer Syphilis entstand Strabismus beider Augen, welcher durch 3 Gran Sublimat gehoben ward. Hierauf folgte aber Diabetes, der durch *Sudorifera* und Schwefelmilch beseitigt wurde. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 58.

BALLING.

Orchitis gonorrhoica; v. G. u. v. W. Journal, Bd. 26, Hft. 4, 1839.

Ein Fall von wiederholter Hodenanschwellung nach diätetisch vernachlässigtem Tripper.

BAUMÈS.

De l'emploi du proto-iodure de fer dans le traitement des vieux ulcères syphilitiques; Gazette des Médecins praticiens, No. 91, 1839, par Amédée Latour.

Der Körper, besonders das Blut, sind oft so sehr von ihrer Norm reducirt, dass es eines besondern umstimmenden Mittels bedarf. Als solches wird das Eisenoxyd gelobt, und ein sehr veralteter, degenerirter Fall erzählt, welcher dadurch völlig geheilt wurde.

BELLANGER.

Nouvelles recherches sur la maladie vénérienne et sur les moyens préservateurs de cette homicide affection. Paris 1839.

Es soll diess eine neue Ausgabe sein; Ref. konnte aber weder die eine, noch die andere zu Gesicht bekommen.

PAOLO BERTOLDI.

Nonnulla de medorrhoea. Paduae 1839.

P. BIENVENU.

Compte-rendu de sa pratique méd. de l'Hospice de l'Antiquaille dans le traitement des maladies syphilitiques. La Guillotière 1839.

Angezeigt in d. Hamb. Zeitschrift, Bd. 14, Schmidt's Jhrbb. XXVIII, 378, v. Ref.

BLEIFUS in Röllingen a. d. Tauber.

Blausaures Eisen in tertiären Syphilisformen; Würt. med. Corresp. Blatt, Bd. VIII, No. 49.

Zwei derartige Formen wurden durch den innern und äusserlichen Gebrauch des blausauren Eisens in Kurzem beseitigt. Schmidt's Jhrbb. XXV, 11.

DERSELBE.

Chlor gegen Syphilis. Ebendaselbst, Bd. IX. No. 5.

Ein exulcerirter Bubo wurde durch das Eingreuen von Chlorkalk und Kino-Pulver geschlossen und eine heftige *Glossitis merc.* durch Chlorwasser gehoben. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 317.

v. BOLSCHWING.

Ueber Syphilis und Aussatz. Dorpat 1839.

Angezeigt in d. Hamb. Zeitschrift, Bd. 14. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 364 v. Ref. belobend.

BRACH.

Kali hydroiodinicum in grossen Gaben angewendet, mit Bemerkungen über Zoster herpeticus praeputii et glandis; Pr. med. Vereinszeitung, No. 49 u. 50, 1839.

Zwei mit dem Kalijod geheilte Fälle secundärer Syphilis. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 13.

BRUNZLOW.

Mittheilungen eines merkwürdigen Krankheitsfalles, in Folge einer syphilitischen Infection; Hufeland's Journal. St. 4, 1839. In Kürze nicht wiederzugeben. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 179.

DERSELBE.

Ueber die Anwendung des Zittm. Decocts bei syphilitischen Hals- und Nasen-Geschwüren u. s. w.; v. G. u. v. W. Journal, Bd. 28, Hft. 2.

Das Decoct ward ohne Nachtheil in der Schwangerschaft angewendet. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 202.

CARMICHAEL.

Y... theilt in der Gazette des Hôpitaux, No. 5, 1839, aus Carmichael's Klinik 4 Fälle von chronisch-phagedänischen Geschwüren der Geschlechtstheile mit, wogegen dieser mit Erfolg die Compression anwandte.

CLASEN in Tönningen.

Ueber die Anwendung des Mutterhorns bei Leukorrhöe; Pfaff's Mitth. Hft. 1 u. 2, 1839.

Vf. heilte damit 2 Fälle, wo das Leiden von örtlicher Schwäche der Schleimhaut bedingt war. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 161.

C. S. CLIET.

Ptyalisme, considérable déterminé par l'absorption d'une très faible quantité de bi-chlorure de mercure; Journal des Connaiss. med. Janv. 1839.

COLLIN.

Ueber die syphilitischen Ansteckungsweisen der Neugebornen; Hygiea, Nov. 1839.

Unerheblich. Schmidt's Jhrbb. XXX, 311.

CULLERIER

berichtet über eine Arbeit des Dr. Sauvan in der Sitzung der Academie royale de Méd. vom 19. Fbr. 1839.

Es ward erörtert: 1) Kann man ein Trippergift annehmen? 2) Ist es mit dem Schankergifte gleich? und ward die 1. Frage mit Ja, die 2. mit Nein beantwortet.

TH. DAIME

räth bei Bubonen die Cauterisation an, und bewirkt sie mittels eines dünnen Glüheisens, welches in dieselben eingeführt wird; Journal des Connaiss. méd.-chirurg. Août 1839. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 319.

DEVERGIE

theilt in der Gazette méd. 22. Jul. 1839 mit, dass Clot-Bey, Fleshut und Dany die Syphilis in Aegypten, Algier und Toulon antiphlogistisch behandeln. Sie soll in Aegypten häufiger, als in andern Ländern und unter allen Ständen vorkommen. Fleshut behandelte seit 1831 etwa 5000 Individuen mit der Antiphlogose; bei 173 traten Recidive ein, denen indess meist Diätfehler vorausgegangen waren.

JOHANN DOLLMAYR.

Praktische Anleitung die örtlich primären und sekundären syphilitischen Krankheitsformen richtig zu beurtheilen und gründlich zu heilen. *Wien* 1839.

Lobend angezeigt in den Oesterr. Jhrbb. Bd. XIX, S. 470 von Zaagerl; sehr tadelnd in der Centralzeitung vom 13. Juli 1839 u. ferner in Schmidt's Jhrbb. XXIX, 369 von Ref.

A. DROSTE.

Zur Lehre von den primären Bubonen; Hufeland's Journal, Octbr. 1839.

Da das Vorkommen primärer Bubonen noch von manchen Aerzten bezweifelt wird, theilt Vf. 2 dafür sprechende Beobachtungen mit. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 319.

W. VAN EEDEN

lobt gegen syphilitische Kondylome das Bleiweiss (womit er indess auch Sublimat verbindet) in Nederl. Lancet 1839, Aflev. 9. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 202.

FENNER

empfiehlt, um die betreffenden Theile vor dem Drucke bei Einführung des Mutterspiegels zu sichern, ein Speculumkissen; Gazette méd. Mai 25, 1839; Froriep's Notizen, No. 264, 1839. Schmidt's Jhrbb, XXXIV, 63.

FISCHER in Dresden.

Dreimal vollbrachte gründliche Heilung eines die Zunge zerstörenden syphilitischen Geschwüres mittels eines obsoleten aber unvergleichlichen Heilmittels; Caspers Wochenschrift. No. 7, 1839.

Das Mittel war das von Thilenius in verzweifelten Fällen angewandte *Unguentum aegyptiacum.* Schmidt's Jhrbb. XXVI, 201.

PIETRO GAMBERINI.

Rendiconta dello cura antivenerea fatta nell' ospedale di S. Orsola di Bologna nell' anno 1838 *etc. Bologna* 1839.

Trotz aller Mühe war diese Schrift bisher noch nicht beziehbar.

L. P. GAUTHIER

theilt, in dem Berichte über das *Hospice de l'Antiquaille* zu Lyon vom Jahre 1839, interessante Bemerkungen über die syphilitischen Krankheiten und deren Behandlung mit. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 210.

GRILL

liefert eine Tabelle über die Dauer der verschiedenen Formen der Syphilis im königl. Garnisons-Krankenhause zu Stockholm; Hygiea, Juni—Septbr. 1839. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 221.

HACKER.

Neueste Literatur der syphilitischen Krankheiten (von 1830—1838), *nebst Nachträgen zu frühern Jahren. Leipzig* 1839.

Die Brochüre fasst 168 Seiten, und giebt ein Namenregister der darin aufgeführten Schriftsteller. Angezeigt in Sachs's med. Central-Zeitung, d. 22. März 1839. Schmidt's Jhrbb. XXIII, 237 von Kühn sen.

DERSELBE.

Fernere Beiträge zur Syphilidoklinik: I. Die einfache Behandlung; v. Ammon's Monatsschrift, Jan. u. Fbr. Hft. 1839.

Die Behandlung wird im Ganzen gelobt. Neben 8 Krankengeschichten wird auch die des Vfs. nach vorgenommener Selbstimpfung am Arme mitgetheilt. Sehr ausführlich angezeigt im Summarium Bd. XV, Hft. 6. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 183.

DERSELBE.

Die öffentlichen Untersuchungen der Freudenmädchen; Med. Argos, Bd. 1, Hft. 1, 1839.

Die hier zu Lande üblichen Untersuchungen werden getadelt, weil sie zu selten und ohne Mutterspiegel angestellt werden. Schmidt's Jhrbb. XXV, 137.

DERSELBE

ebendaselbst: *Historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einspritzungen beim Tripper.* Uebersetzt in l'Experience No. 97 sqq. 1839.

Das Resultat ist, dass die Einspritzungen unter Umständen zulässig, ja unentbehrlich, und ziemlich allgemein dafür ausgegeben worden sind. Schmidt's Jhrbb. Bd. XXV. S. 137.

HANN in Jülich.

Uebertragung einer Ophthalmia gonorrhoica, durch gemeinschaftlichen Gebrauch des Waschwassers veranlasst; Preuss. med. Vereinszeitung, No. 52, 1839. Schmidt's Jhrbb. XXIIX, 206.

J. L. HAXTHAUSEN.

Die venerische Krankheit der Pferde. Breslau 1839.

Gehört, streng genommen, nicht hierher, weil Vf. beweist, dass die fragliche Seuche mit der Syphilis nichts Identisches hatte.

HENROTAY.

Ueber syphil. Krankheiten, besonders über Bubonen und ihre Behandlung; Annales de la Société de Méd. de Gand. Volum. IV.

Die Inoculation soll sehr oft unnütz und nicht immer gefahrlos sein. Die von dem Vf. angegebene Behandlung des Bubo ist lobenswerth. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 317.

JORDON.

Quelques reflexions sur la stomatite mercurielle et sur l'emploi des mercuriaux; Journal des Connaiss. medico-chirurg. Fevr. 1839.

Der Speichelfluss geht nicht von den Speicheldrüsen aus, ist zur Heilung der Syphilis unnöthig, oft ein langwieriges Leiden.

KALLMANN und ORDELIN.

Beobachtungen über die Wirksamkeit des Kal. hydroiod. gegen Syphilis; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 51, 1839.

Lob des Kalijod's gegen inveterirte u. frische Syphilis, wie auch der rein antiphlog. Methode. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 14.

CHARLES ASTON KEY.

Report of primary syphilitic cases; Gays Hospital Reports, Octbr. 1839.

Meist gewöhnliche Fälle.

KOCH in Leichingen.

Heilung des Speichelflusses durch Mundwasser aus Terpentinöl; v. Ammon's Monatsschrift, Bd. 1, Hft. 6. (Die Formel ist: ℞ *Ol. tereb.* 3iij, *Subige c. gummi arab.* 3j, *Adde Aceti vini* 3β, *Aquae menth. pip.* 3iiβ. *M.*) Schmidt's Jhrbb. XXX, 330.

J. H. KOPP.

Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. IV. Band. Frankf. a. Main 1839.

Angezeigt in Schmidt's Jhrbb. Supbd. III, 389 von Pauli. Von S. 74—222 erhalten wir Kopp's Erfahrungen über Syphilis. Er erweist sich als Verfechter der angebornen Syphilis und als Mercurialist. Das Zittm. Decoct soll gegen Syphilis selten (?) dauernde Heilung schaffen.

L.

Condylome unter der Zunge; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 20, 1839.

Pat. wollte nie am Schanker, vor 2 Jahren aber zweimal an Tripper, gelitten haben.

L A W

versichert, dass kleine Gaben des Mercurs ebenfalls, ja noch früher Salivation erregen, als grosse, und dass sie, wo sie indicirt ist, nicht minder günstig einwirke, als die von grossen Dosen erregte. Vf. liess strenge Diät beobachten, und das Bett hüten. Im Durchschnitt genügten 3 Gr.; Dublin. Journ. No. 42, 1839; Schmidt's Jhrbb. XXV, 11.

THOM. LAYCOCK.

Kali hydroiod. u. Sarsaparilla; London med. Gazette, March, 1839.

Ein Vergleich beider Mittel, woraus des erstern Vorzüglichkeit resultirt. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 14.

LEHMANN.

Porzellanfriesel, nach dem Gebrauche des Balsamus Copaivae entstanden; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 32, 1839. Ein Fall davon; Schmidt's Jhrbb. XXIV. 161.

LISFRANC.

De la chaude-pisse et de son traitement par les lavemens de baume de copahu; Gazette des Hôp. 27. Août, 1839.

Das Verfahren wird als das vorzüglichste geschildert. Es werden vorher ein Aderlass von 12—16 Unzen gemacht, und bei kräftigen Personen auch noch 30—40 Blutegel an das Perinäum gesetzt. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 54.

MALIN in Cottbus.

Ozaena durch Jod geheilt; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 11, 1839.

Vf. verwandte auf 4 Unzen 1½ Gr. Jod u. ½ Drachme Kalijod. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 301.

MAYER in Berlin.

Merkwürdige Infectionsweise der Syphilis; v. Gr. u. v. W. Journ. Bd. 28, Hft. 3, 1839.

Es schien, als wenn eine Frau von ihrem, vor 10 Jahren kranken, Manne angesteckt worden sei, obschon er selbst eine syphil. Erscheinung nicht zeigte, ausser, dass er bisweilen einen kleienartigen Ausschlag an den Händen gehabt hatte. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 200.

F. MOULINIÉ.

Maladies des organes génitaux et urinaires, exposées d'après la clinique chirurg. de l'hôpital de Bordeaux. Paris et Bordeaux 1839. Angezeigt in Schmidt's Jhrbb. Splbd. III. 366 von Pauli.

Der 1. Band dieses Werkes handelt ausschlüsslich über Syphilis. Bei wenig Neuem findet sich gar manches Falsche.

P. J. MURPHY.

Practical Observations, showing that Mercury is the sole cause of what are termed secondary symptoms. London 1839.

Angezeigt in: Medico-chirurg. Review, Octbr. 1839. Dublin Journal, Jan. 1840. British and Foreign med. Review by Forbes, Jan. 1840. Hamburg. Zeitschrift, Bnd. 14. Schmidt's Jhrbb. XXVIII, 246 von Ref. Die Anklage des Merkurs ist übertrieben.

NEUMANN.

Bemerkungen über das Jodkali bei syphil. Affectionen; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 50, 1839.

Es ist theils zu viel, theils zu wenig zum Lobe des Jodkalis gesagt. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 13.

NEUMANN.

Ueber die Thermen von Aachen und Burtscheid; Bonner Organ f. d. ges. Heilk. Bnd. 1, Hft. 3, 1839.

Erstere verdienen das grösste Lob bei Metallvergiftungen, so Hydrargyrose; Burtscheid wirkt oft auffallend günstig bei secund. Lues, ohne Beihülfe anderer Mittel. Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 9.

NITSCHE.

Phimose und theilweise Verwachsung der Vorhaut mit der Eichel; Weitenweber's Beiträge, Bnd. 4, Hft. 1, 1839.

Nichts Besonderes.

J. F. OSIANDER.

Practische Bemerkungen über den Gebrauch des Mutterspiegels; Hamb. Zeitschrift, Bd. 2. Hft. 3.

Beachtenswerthe Andeutungen.

OTTO.

Ueber die Krankheiten in Kopenhagen etc.; Rust's Magazin, Bnd. 45, Hft. 2, 1839. Enthält interessante Bemerkungen über die Jütländische Syphilis, acute Gangrän der Geschlechtstheile, Ausflüsse und über Syphilis selbst. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 191.

LANGSTON PARKER.

The modern treatment of syphilitic diseases, both primary and secondary; comprising an account of the new remedies, with numerous formulae for their preparation and mode of administration. London 1839.

Eine Auseinandersetzung der Ansichten und des Heilverfahrens von Ricord, Desruelles, Cullerier und Wallace. Anzeigen finden sich: Dublin Journal, Jan. 1840. British and Foreign med. Review, Jan. 1840. Dublin med. Press, Fbr. 1840. Hamb. Zeitschrift, Bnd. 14. S. 526. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 308 von Ref.

PAYAN.

Quelques mots sur le traitement arabique contre la syphilis; Revue med. Mars 1839.

Diese höchst complicirte Behandlungsweise steht in und um Marseille in grossem Ansehen. Dem Ref. nützte sie (in einem Falle) Nichts. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 177.

E. H. PEYERL.

Praktische Erfahrungen über die verschiedenen Formen der Syphilis, nebst einer sehr einfachen, sichern und unter allen Verhältnissen anwendbaren Heilmethode derselben. Göttingen 1839.

Die Methode besteht aus Pillen von Kalomel, Aloë etc., wodurch Stühle bewirkt, und so der Speichelfluss auf den Bauch ver-

setzt werden soll. Pat. geht bei der Cur seinen Geschäften nach, hält keine Diät etc. und doch hat Vf. bei vielen Tansenden, welche er behandelte, stets sichere Heilung herbeigeführt, wie er nämlich sagt. Angezeigt in Schmidt's Jhrbb. XXVIII, 374 von Ref.

FR. DE PICKL.

Diss. de mercurio in syphilide. Monach. 1839.

PITSCH.

Secundäre Syphilis, durch Magnesia sulphurica geheilt; Preuss. Med. Ver. Zeitung, No. 30, 1839.

Ein Fall in welchem die sorgfältigste Mercurialbehandlung Recidiven nicht vorzubeugen vermochte. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 179.

PORTER.

Syphil. Ulceration des Larynx, Tracheotomie; Dublin Med. Press, Aug. 1839.

Pat. soll sich nach der Operation sehr erleichtert gefühlt haben. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 201.

M. P. PUCHE.

Du Bi-Jodure de Mercure et de l'Jodhydrargyrate d'Jodure de Potassium contre la Syphilis; Journal des Connaiss. med. Janv. 1839. Deuxième Partie. Die 1. Abtheilung erschien im Octbr. 1838.

Vf. erzählt 5 Fälle, gegen welche er die Verbindung des Jods mit dem Kaliiod verordnete, und giebt eine statistische Tabelle über 25 im Jahre 1837 damit behandelte Fälle.

REIMERS.

Bericht über die im Kollinkin-Hospitale für Syphilitische in St. Petersburg im Jahre 1838 *behandelten männlichen Kranken;* Hamb. Zeitschrift, Bd. 2. 1839.

Der Bericht enthält viel Auffallendes; so soll die einfache Behandlung 27, die mercurielle 18 Tage erfordert haben; von 133 nicht mercuriellen Curen nur 85 geglückt, 20 Male der Tod gefolgt sein etc. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 177.

RICORD

setzt seine Eintheilung in primaire, secundaire und tertiaire Zufälle auseinander, zeigt dem Mercur bei Verhärtung und, sobald

keine Contraindication stattfindet, bei Secundairleiden, dem Kalijod bei der tertiairen Syphilis ihre Stelle an, und erwähnt der, schnell vorüber gehenden, Jodvergiftung. Bestehen mit den tertiären zugleich auch secund. Zufälle fort, so wird das Jodqueck-silber, Anfangs täglich zu grj. pr. d. verordnet; Bulletin de Thérap. Juill. 1839. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 198.

J U L. R O S E N B A U M.

Geschichte der Lustseuche. Erster Theil. Die Lustseuche im Alterthume. Halle 1839.

Dies mit ungemeinem Fleisse bearbeitete Werk hat Dieterich in der neuen Med. Chirurg. Zeitung, August 1840, Choulant in Schmidt's Jhrbb. XXV, 266 angezeigt.

J. D. W. S A C H S E.

Med. Beobachtungen u. Bemerkungen Bd. 2, *Berlin* 1839.

Vf. handelt von S. 1—157 über Mercurialkrankheit, die ihm zu häufig angenommen scheint, — 167 über unvollkommene Mercurialcuren, — 199 über Fortpflanzung des venerischen Giftes von Aeltern auf Kinder und über Ansteckung durch Ausdünstung, — 205 über Fruchtlosigkeit des sofortigen Wegätzens venerischer Geschwüre. Angezeigt in Sachs's Med. Central-Zeitung, August 1839. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 391 von Krämer.

D E R S E L B E.

Ueber Blennorrhöe und Copaivbalsam; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 46, 1839.

Vf. warnt vor dem frühzeitigen Gebrauche und den grossen Dosen, und meint, die danach entstehenden Ausschläge wären zum Theil Folge von dem zurückgehaltenen Ausflusse. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 55.

S C H L E S I E R.

Os sepiae gegen Blennorrhöe der Sexualorgane; Preuss. Med. Ver. Zeitung, No. 1, 1839.

Vf. schreibt diesem Mittel eine specifische Wirkung zu. Er verordnet es täglich 3 — 6 Mal zu einem mässigen Theelöffel. Schmidt's Jhrbb. XXV, 154.

SCHLOSSER.

Bericht über die chirurg. Abtheilung des Militair-Hospitals zu Besançon; Recueil de Mémoires de Méd., Chirurgie et Pharmacie milit. Vol. XLVI, 1839.

Vf. nimmt bei Syphilitischen stets die Impfung vor, welche unter 200 Fällen nur 7 Mal nicht anschlug. Schlägt sie an, so reicht er Mercur, sagt jedoch: die rationelle Behandlung mache die constitutionelle Syphilis zur Seltenheit.

C. SCHNEEMANN.

Tractatus de contagiorum venereorum differentia. Monach. 1839.

SCHNUHR.

Ueber die Lustseuche in Litthauen und ihre Behandlung; Preuss. Med. Ver. Zeitung, No. 17 u. 18, 1839.

Den 1. Bericht gab Vf. 1838, u. einen 3. liefert er 1841. Schmidt's Jhrbb. XXX, 312.

SÉGALAS

heilte einen dreijährigen Nachtripper, nebst Verengerung, durch Einbringen von Sonden, Injectionen aus essigsaurem Blei und innerlich Kalomel, welches er, einer gleichzeitig vorhandenen Acne halber, mit Schwefel und Spiessglas verband; Gazette des Hôp. 13. Août 1839. Schm. Jhrbb. XXVI, 55.

ADRIEN SICARD.

Des préparations d'argent et de leur utilité dans le traitement des maladies vénériennes. Montpellier et Paris 1839.

Sicard, der Nachfolger von Serre in den Lobeserhebungen des Silbers, empfiehlt und verordnet es, sobald die Kranken den Mercur nicht vertragen, er zieht es dem Golde vor, und als vorzüglichstes Präparat gilt ihm das Silber-Chloruret. Angezeigt hat Ref. die Schrift in Schmidt's Jhrbb. XXVII, 366.

PH. F. SICHERER

rühmt in dem 5. Jahresberichte über das Pauliner-Hospital in Heilbronn, vom 1. Juli 1838 — 30. Jan. 1839, die Fowler'sche Solution (höchstens zweimal zu 12 — 15 Tropfen) in verzweifelten Fällen von Lues, namentlich wenn schon viel und un-

regelmässig Mercur gebraucht worden ist. Würtemb. Correspondenz-Blatt, Bnd. XIX. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 325.

GUSTAV SIMON.

Ueber die Structur der Condylome; Müller's Archiv, Hft. 1, 1839.

Dieser sehr interessanten anatomisch-chemischen Untersuchung der Condylome, welche als breite und spitze unterschieden werden, und deren vermuthliche Bildungsweise angegeben ist, folgte in demselben Journale Hft. 2, 1840, ein Aufsatz: *Ueber die Structur der Warzen.* Schmidt's Jhrbb. XXIII, 189 u. XXIX, 69.

F. C. SKEY.

Lectures on the venereal disease, delivered at the Aldersgate school of medecine, March 1839; London Med. Gazette, May 1839.

Diese Vorlesungen sammelte Vf. 1840 in einem besondern Schriftchen.

F. A. SKUHERSKY.

Beiträge zur Syphilidoklinik; Weitenweber's Beiträge, Bnd. 4, Hft. 1, 1839.

Vier ohne Sorgfalt erzählte Fälle, wobei auch die Diagnose nicht immer ausgemacht scheint. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 178.

JOSEPH STAVINSKI.

Diss. de inoculatione syphilidis. Vienae 1839—1840.

STIEBEL.

Tripperdrüsen; (?) Casper's Wochenschrift, No. 1, 1839.

An der Eichelkrone, zwischen den Duplicaturen der Vorhaut, beobachtete Vf. Drüsengeschwülste von der Grösse einer Erbse bis Bohne, welche sich nach einfachen Trippern einstellten. Entfernt man sie nicht mit dem Messer oder mit Mercurialsalbe, so sollen später, oft erst nach Jahren, ohne neue Ansteckung, Erscheinungen allgem. Syphilis eintreten. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 56.

ANTONIO TRIBERI.

Diss. della scrofula, della degenerazione della sifilide. Milano 1839.

Vf. sucht zu beweisen, dass die grössere Zahl der sogenannten

incurabeln Krankheiten, deren es in dem grossen Krankenhause zu Mailand sehr viele giebt, von Degeneration der Syphilis in Scrophelsucht bedingt sei. Angezeigt in: Annali dal Omodei; Juglio 1840. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 348 von Ref.

VENOT.

Emploi de la solution aqueuse d'opium dans le traitement local des végétations vénériennes; Gazette des Med. praticiens, No. 15, 1839.

Vf. sieht das wässrige Opium-Extract als das vorzüglichste Mittel gegen Vegetationen an.

VIVEFOY.

De l'avantage des ponctions dans le traitement des bubons; Journal des Connaiss. méd.-chirurg. Octbr. 1839.

Vf. beschreibt die von Blanche zu Rouen eingeschlagene Behandlung der Bubonen, welche darin besteht, dass in dem Umkreis eines Zolls 3—4 Einstiche mit einem geraden Bistouri gemacht und hierauf Kataplasmen aufgelegt werden. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 320.

v. WEIGEL.

Auszug aus den Berichten der Provinzialärzte über die Syphilis.

Die Schwedischen Aerzte verordnen demnach gewöhnlich in der neuern Zeit die Diätkur, in schwierigen Fällen oft das Zittm. Decoct. Aus Sondén's Ars berättelse af Svenska Läkare-Sällskapets Arbeten af 1839, in Schmidt's Jhrbb. XXX, 315.

WIGGERS.

Ueber das Decoctum Zittm. fortius; Hannöv. Annalen, Bnd. 4, Hft. 2, 1839.

Das Decoct enthält nach W. Quecksilber, und scheint es als Sublimat darin aufgelöst zu sein. Schmidt's Jhrbb. XXV, 7.

Schriften von dem Jahre 1840.

ALLNATT

empfiehlt *Kreosot-Einspritzungen gegen den Tripper und weissen Fluss;* London Med. Gazette, Fbr. 1840.

Schmidt's Jhrbb. Spplbd. III, 143.

P. BAUMÈS.

Précis théorique et pratique sur les maladies vénériennes. Paris et Lyon 1840.

In dem 1. Theile wird von dem syphilitischen Gifte und dem Trippercontragium; von deren primären und constitutionellen Folgen; von den allgemeinen Grundsätzen der Behandlung; in dem 2. von der Geschichte und Heilung der einzelnen Symptome gehandelt, und ist eine Receptsammlung beigegeben. Trotz mancher, wenigstens von Ref., nicht zu billigender Behauptungen, ist das Werk mit Fleiss, Sachkenntniss und Geist bearbeitet, wie dies Ref. in seiner Kritik: Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 366 aussprach. Anderweite Beurtheilungen lieferten die Hamb. Zeitschrift, Bnd. 14, S. 511.| Revue méd. Juill. 1840. Archives de la Méd. belge, Mai 1842, eine Analyse von Henrotay Annali univers. dal Dr. Calderini, Aprile S. 86, Maggio S. 330 Giugno 599.

J. BJOKMANN

berichtet, gleichwie A. Engström, C. Hedren, G. F. Oertenblad, T. W. Hedlund, G. A. Landgren, A. G. Franck und D. Ekelund, *über die Behandlungsweise der vener. Krankheiten in mehreren Schwedischen Lazarethen*, und wird durchschnittlich daselbst die Diätkur angewendet und gelobt. Aus Svenska Läkare-Sällskapets nya Handlingar in der neuen med.-chirurg. Zeitung vom 28. Septbr. 1840.

BONORDEN.

Fälle von angeborner Syphilis; Preuss. med. Ver. Zeitung; No. 40, 1840.

Zwei Schwangere wurden von allgemeiner Syphilis geheilt, die Kinder erkrankten dagegen eine Woche nach der Geburt, und verschieden. Schmidt's Jhrbb. XXX, 328.

BOYER.

Mémoire sur les engorgements syphilitiques consécutifs du testicule, suivie de quatre observations curieuses de syphilis consécutive; Gazette Méd. Nvbr. et Dcbr. 1840.

Vier merkwürdige Krankheitsformen.

BRUCE ALLAN BREMNER.

Diss. on the origin, history an treatment of syphilis. Edinburgh 1840.

v. BRENNER.

Geschichte einer Dyscrasia herpetico - syphilitico - scabida; Weitenweber's Beiträge, Bnd. 5, Hft. 1, 1840.

Etwas confus. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 183.

BRUNZLOW.

Ueber Behandlung hartnäckiger Gonorrhöe mittels caustischen Kali's, sowie über den Gebrauch von Einspritzungen überhaupt; v. G. u. v. W. Journal, Bnd. 30, Hft. 1, 1840.

Vf. zieht das caustische Kali allen übrigen Mitteln vor. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 47.

CEDERSCHJOELD.

Ueber die Syphilis bei neugebornen Kindern. Aus Tidscrift för Läkare, Bnd. 7, mit krit. Bemerkungen von Nevermann ausgezogen in Schmidt's Jhrbb. XXVII, 68.

CHAMPIONNIÈRE.

Du traitement local des bubons par les piqures multiples; Journal de Méd. et de Chirurg. pratiq. etc. Août 1840.

Vf. referirt über Cullerier's damalige Behandlung der Bubonen durch mehrfache Einstiche. Sie werden ebenso vortheilhaft geschildert, als 1839 bereits von Vivefey.

DERSELBE

erzählt, ebendaselbst in dem Septemberhefte, einen Krankheitsfall, welcher, von Andern für larvirte Syphilis ausgegeben, von Cullerier, Ricord und ihm selbst aber nicht dafür gehalten wurde. Pat. blieb aus, der Fall daher unentschieden.

CHAUSSARD.

De l'opium dans la syphilis; Gaz. des Hôp. 23. Janv. 1840.

Vf. heilte entartete Syphilis mehrmals durch Opium, und theilt von Neuem 3 derartige Fälle mit, in deren einem er bis täglich zu 14 Gran stieg; Schmidt's Jhrbb. XXVI, 202.

DELMAS.

De l'emploi du sulfate d'alumine dans les ulcérations et les inflammations des membranes muqueuses; Bulletin gén. de Thérap. Nvbr. 1840.

Der Alaun wird geloht.

DESRUELLES.

Lettres écrites du Val-de Grâce sur les maladies vénériennes etc. Paris 1840 — 1842.

Zwölf Briefe, welche des Vfs. Werk von 1836 ergänzen sollen. Sie sind bereits in dem Esculape gedruckt, und werden daher hier als 2. Edition aufgeführt.

DEVERGIE aîné.

Affection syphilitique grave, caracterisée par un bubon d'abord, puis par des chancres, des végétations et des pustules; Gaz. des Hôp. 19. Janv. 1840.

Einer von den seltenen Fällen, wo der Bubo den Schankern vorherging. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 319.

DERSELBE.

Danger du traitement par la cauterisation des ulcères primitifs; Gaz. des Hôp. Dcbr. 1840.

Hauptsächlich gegen Ricord gerichtet, und übertrieben. Schmidt's Jhrbb. Spplbd. III, 149.

DERSELBE.

Première lettre sur la syphilis, ou examen critique des doctrines de M. Ricord. Paris 1840.

Einwürfe gegen Ricord's Ansichten, und dabei nochmaliges Lob der nicht mercuriellen Behandlung. Schmidt's Jhrbb. XXI, 358.

DIETERICH.

Zur Pharmakodynamik des Jods, namentlich des Jodkalis; v. G. u. v. W. Journ. Bnd. 29, Hft. 3.

Ein gediegener Aufsatz, welchem Vfs. Selbstprüfungen zu Grunde liegen. Schmidt's Jhrbb. XXVIII, 147.

D U R A N D - F A R D E L.

Mémoire sur la blennorrhagie chez la femme et ses diverses complications; Journal des Connaiss. med.-chirurg. Juill., Août, Sptbr. 1840.

Der Erfahrung entnommene, wohl zu beachtende Bemerkungen.

E L S H O L Z

beobachtete eine Balanitis und Phimosis mit Degeneration der Haut und Zellhaut des Penis und Hodensacks, die endlich durch Dampfbäder gehoben wurde; Pr. med. Ver. Zeitung, 25. März, 1840.

E D. G U I L. F R I E D B E R G.

Diss. de origine syphilidis. Berolini 1840.

H. C. G A U D R I O T.

Mémoire sur l'efficacité des injections avec le chlorure de zinc liquide dans le traitement des blennorrhagies, soit aigues, soi chroniques; Journal des Connaiss. méd. Sptbr. 1840.

Ein grosses Lob dieser Einspritzungen, wobei der Balsam, die Cubeben gänzlich verworfen werden. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 48.

G E I S E L E R.

Ueber Bindemittel für Balsamus Copaivae in Pillen; aus dem Archiv der Pharmacie in den pharm. Centralblatte vom 20. Juni 1840.

Es werden berücksichtigt der Mimosenschleim, Magnesia, weisses Wachs, Wallrath und gekochter Terpentin.

G O U Z É E.

Mémoire sur le traitement de l'ophthalmie gonorrhoique; Journal de Connaiss. med.-chirurg. Nvbr. 1840.

Vf. hält die Blutegel durchschnittlich für entbehrlich, bisweilen für schädlich, lobt dagegen vor Allem die Cauterisation mit dem Höllenstein. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 143.

H A C K E R.

Einige Aufsätze über das Jodkali; Med. Argos, Bd. II, S. 644.

Tadel einiger schlecht erzählten syphilitischen Krankheitsfälle, wogegen das Kalijod angewendet wurde.

HAMMER.

Einige Notizen über das Pellagra; Hufeland's Journal, Mai, 1840.

HANMANN.

Ueber Krystallinen; v. Ammon's Monatsschrift, Bd. 2, Hft. 6, 1840.

Diese sogenannten Krystallinen scheinen uns mit dem *Herpes praeput.* sehr analog. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 338.

DERSELBE.

Ueber den äusserlichen Gebrauch des salpetersauren Silbers gegen sehr langwierige Gonorrhöen; Mecklb. med. Conversationsblatt, No. 6, 1840.

Lob dieses Verfahrens. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 143.

DERSELBE.

Etwas über Behandlung der Syphilis; ebendaselbst, No. 9.

Vf. gab Leuten, welche sich des Broderwerbs wegen nicht streng halten konnten, *Sudorifera,* und liess hitzige Getränke und Speisen meiden. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 189.

HAUCK.

Beiträge zur Lehre von den syphilitischen Krankheiten; Rust's Magazin, Bd. 56, Hft. 1, 1840.

Vf. handelt über den Mutterspiegel, Excoriationen, Kondylome der weiblichen Genitalien und über den weissen Fluss. Schmidt's Jhrbb. XXX, 317.

DERSELBE.

Condylomata subcatanea; Pr. med. Ver. Zeitung, No. 51, 1840.

Diese Kondylome kamen nie bei Personen vor, welche nur an Schanker gelitten hatten. Ihr Sitz ist in den Schleimbeuteln. Schmidt's Jhrbb. XXX, 321.

HECKER in Freiburg.

Die methodische Compression als Heilmittel, ein Beitrag zur Materia chirurgica; Med. Annalen, Bd. 5, Hft. 3. 1840.

Zweckmässige Vorschriften zur Compression überhaupt, so auch bei Orchitis und Bubo. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 68.

HENROTAY.

Indications du traitement mercuriel général dans les maladies vénériennes; Archives de la méd. belge, Juin 1840.

Primäre Leiden können ohne Mercur, ja ohne ein inneres Mittel (durch Ausschneiden) gehoben werden. Für constitutionelle Leiden ist der Mercur ein vorzügliches, doch keineswegs specifisches Mittel. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 186.

HILDEBRAND.

Ueber Schankerbildung syphilitischer Geschwüre; v. G. u. v. W. Journal, Bd. 29, Hft. 2.

Gute Beschreibung.

FERD. HOEFER.

Ueber den medicinischen Gebrauch des Platins; Gaz. méd. 28. Nvbr. 1840.

Als alterirendes Mittel wird das Platin über (?) den Mercur gestellt. Das Perchlorüret ist gegen inveterirte Leiden sehr wirksam, das Chlorplatinnatronium passt mehr für primäre Syphilis. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 286.

HOPPE.

Welches sind, die bis jetzt gewonnenen Resultate in der Lehre von der Lustseuche; v. G. u. v. W. Journal, Bd. 30, Hft. 1, 1840.

Man weiss, dass die Syphilis ein altes Leiden ist, welches Ende des 15. Jahrhunderts eine epidemische Gestaltung annahm. Der specielle Ursprung, die Diagnose (die Impfung ist nur Substitut), das Wesen, der Zusammenhang mit andern Seuchen sind noch dunkel.

HOURMANN.

Ueber die Syphilis bei den Frauen; Revue méd. August 1840.

Ein sehr gediegener Aufsatz.

D'HUC.

Inflammation blennorrhagique du testicule et de ses enveloppes; Revue méd. Févr. 1840.

Die Entzündung ging in Eiterung über. Der Eiter war gut, und ward durch das Scrotum entleert. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 49.

HUDSON.

On the advantage of the warm bath in gonorrhoea; Dublin med. Press, Aug. 1840.

Gegen heftige Entzündung und Chorda blieben, ausser sehr warmen Bädern, alle Mittel erfolglos.

LAFARGUE.

Excellents effets de iodure de potassium, administré d'après la méthode de Ricord contre les accidents tertiaires syphlitiques, reputés incurables (?); Bulletin gén. de Thér. T. 19, 1840.

Ein übertriebenes Elogium auf Ricord, nebst einem durch das Kalijod geheilten inveterirten Krankheitsfalle. Schmidt's Jhrbb. XXX, 323.

C. H. B. LANE.

Observations on the oxide of silver; and an abstract of the cases, in which it has been administered; Medico-chirurg. Review, July 1840.

Vf. erzählt 30 Fälle von Tripper und Schanker, welche mit dem Silberoyd sollen geheilt worden sein, obschon sie es grössten Theils nicht waren. Schmidt's Jhrbb. XXX, 284.

LANGE.

Zur Experimental-Inoculation des venerischen Giftes nach Ricord und Alquié; Pr. med. Ver. Zeitung, No. 5, 1840.

Vf. lobt die Impfung als diagnostisches Mittel. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 202.

LAWRIE.

Dangers from the exhibition of the iodid of potassium; London med. gaz. Jul. 1840.

In 2 Fällen soll der Tod nach dem Mittel gefolgt sein. Eine Kranke hatte täglich, 11 Tage, 2 Mal 5 Gran, ein anderer Pat. täglich 1 Gran *of the solid iodine* 5 Tage hindurch genommen, als sie starben.

J. R. MARINUS.

Sur l'emploi de l'azotate d'argent en injections dans les écoulemens blennorrhagiques inveterés; Journal des Connaiss. méd. Juin 1840.

Vf. lobt die Einspritzungen mit *Argentum nitric. crystallisatum* bei veralteten Trippern, gleich wie sie früher Serre empfahl. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 47.

MATHIEU.

Traitement de la blennorrhagie par l'emploi compiné de l'alun et de poivre cubèbe; Journal des Connaiss. med.-chirurg. Juin 1840.

Zu 2 Unzen Cubeben wird ½ Unze Alaun gesetzt, das Ganze in 9 Portionen getheilt und 3 Mal des Tags eine Dose verabreicht. Fünf so Behandelte genassen in 3—14 Tagen vollständig. (Eine ähnliche Verbindung empfahl Friedrich schon 1836.) Schmidt's Jhrbb. XXIV, 46.

HERBERT MAYO.

A Treatise on Syphilis. London 1840.

Angezeigt in British and Foreign med. Review, Octbr. 1840. Uebersetzt von H. Max Brunner. München 1841. Gediegene Erfahrungen eines Berufenen. Angezeigt in Oppenheim's Zeitschrift, Bd. XX, Hft. 1, 1842.

MOISISOVITS.

Erörterung der Umstände, unter welchen sich das Jod als sehr wirksam bewähren kann; Oesterr. med. Jahrb. Bd. 22, St. 1, 1840.

Eine ausführliche Abhandlung über das Jod, dessen Präparate, auch bezügs der Anwendung in Syphilis und Mercurialkrankheit. Schmidt's Jhrbb. XXVII, 277.

WM. MURE MUIR.

Diss. on syphilis. Edinburgh 1840.

K. G. NEUMANN.

Bemerkungen über die gebräuchlichsten Arzneimittel. Berlin 1840.

Vf. handelt u. a. über Kalomel und Sublimat, Copaivbalsam, Cubeben, Arsenik, Sarsaparille u. s. w. Angezeigt von Sobernheim in Schmidt's Jhrbb. XXIX, 108.

NEVERMANN.

Ueber die Höllenstein-Solution gegen Gonorrhöe; Meckl. med. Convers. Bl. No. 9, 1840.

Vf. spricht zu Gunsten der Einspritzungen, namentlich der angeführten, die er auf gr. ¼—1 auf die Unze Wasser verordnet. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 143.

H. NITSCHE.

Diss. Morbi venerei, qualis saeculis tribus proximis fuerit, brevis expositio. Berolini 1840.

NOPPE.

Wiederholte Impfungen beider Augen mit Trippermaterie; doppelte *Ophthalmia purulenta;* bis zur Ohnmacht fortgesetzte Venäsectionen; mit Höllenstein saturirte Collyrien; Copaivbalsam in sehr gesteigerten Gaben; Heilung; Annales d'oculistiq. Mai 1840. Schmidt's Jhrbb. XXVIII, 207.

PINCOFF'S in Brüssel.

Ueber eine neue Behandlung der Blennorrhagie im acuten Stadio; Berl. med. Centralzeitung, 1. Mai, 1840.

Vf. bringt mittels Bougies Quecksilbersalbe in unmittelbare Berührung mit der Urethra. Anfangs wird wohl auch etwas Bilsenkraut-Extract zugesetzt. Schlüsslich lässt er eine Solution aus essigsaurem Zink einspritzen. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 46.

F. E. PLISSON.

Du traitement des chancres, à l'occasion du Cérat opiaté du Dr. Teste; Journal des Connaiss. med. Juill. 1830.

Ref. will das Opium-Cerat von Teste nicht, wie dieser bei allen, sondern vorzugsweise bei phagedänischen Schankern angewendet wissen. Schmidt's Jhrbb. XXX, 324.

RICORD.

Considérations pratiques sur les accidents tertiaires de la syphilis constitutionelle et en particulier sur les ulcérations de la gorge et sur leur traitement par l'iodure de potassium; Bulletin gén. de Thérap. Juill. 1840.

Das Jodkali wird als das beste Mittel gegen tertiäre Zufälle angerühmt. Schmidt's Jhrbb. XXX, 322.

DERSELBE

ebendaselbst im Novemberhefte: *Du phimosis, de ses complications et de son traitement.*

Ricord's Ansichten über diese Gegenstände sind bekannt. Dagegen ist die Beobachtung eines Trippers bei einer Person, welche an einer zufälligen Trennung der Harnröhre litt, wegen mehrerer daraus entspringender Resultate, von Wichtigkeit. Aus der Gaz. des Hôp. Sptbr. 1840 in Schmidt's Jhrbb. XXIX, 49.

HUBERT RODRIGUE'S.

De la salivation mercurielle; Gaz. des Hôp. 24. Octbr. 1840. Bekanntes.

J. ROSENBAUM.

Einige Fragen die Lustseuche und ihre Geschichte betreffend; Hamb. Zeitschrift, Bd. 14.

Ueber den Einfluss, welchen das Klima, der Aufenthalt auf den Meeren, die Jahreszeiten, *Genius epidem.* etc. auf die Syphilis äussern. Schmidt's Jhrbb. XXX, 309.

Als Antwort gab Meyer-Ahrens in der Schweiz. Zeitschrift N. F. Bd. 3: Geschichtliche Notizen über das erste Auftreten der Lustseuche in der Schweiz u. s. w. wovon 1841 ein besonderer Abdruck erschien. Cf. Allgem. med. Central-Zeitung vom 5. März 1841.

SCHARLAU.

Ueber die Heilung des Nachtrippers; v. G. u. v. W. Journal, Bd. 29, Hft. 1, 1840.

Vf. giebt die Hartnäckigkeit des Nachtrippers nicht den Mitteln, sondern ihrer Anwendungsweise Schuld. Er stellt hierbei mehrere neue Ansichten auf, so, dass die Cooper'schen Drüsen, als Hauptsitz der Nachtrippers zu betrachten wären. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 48.

DERSELBE.

Ist die Syphilis ohne Quecksilber heilbar? Casper's Wochenschrift, No. 29, 1840 und: *Ueber die mercurielle und nicht mercurielle Behandlung der Syphilis;* v. G. u. v. W. Journal, Bd. 29, Hft. 2, 1840.

Unter dem geeigneten Verhalten, Beschränkung der Zufuhr, ist die Syphilis ohne Mercur heilbar, doch ist er, obschon kein *Spe-*

cificum, als das kräftigste *Antisyphiliticum* anzunehmen. Schmidt's Jhrbb. XXX, 316 u. 317.

SCHEEMAN.

Brechmittel gegen Hodenentzündung; Aus dessen Beiträgen zur prakt. Medicin in Holscher's Annalen, Bd. 5, Hft. 3, 1840.

Vf. war mit diesem Verfahren glücklich, und zeigte es sich ihm auch gegen Leistendrüsengeschwulst wirksam.

SCHRIEVER.

Fall von angeborner Syphilis (mit vielen Fragen); Pr. med. Ver. Zeitung, No. 51, 1840. Schmidt's Jhrbb. XXX, 329.

SEGUIN.

Heureux effets de mercure dans quelques cas graves de syphilis constitutionelle d'un diagnostic obscure; Bulletin gén. de Thér. 15. Mai 1840.

Fünf wenig oder nichts beweisende Fälle. Schmidt's Jhrbb. XXX, 328.

ARCHD. SIBBALD.

Diss. on corrosive sublimate. Edinburgh 1840.

SIEMON-DAWOSKY.

Bemerkungen und Erfahrungen über den Tripper; Hufeland's Journal, Nvbr. 1840.

Die Tripper bricht oft erst sehr spät aus, ist mit dem Schanker nicht identischer Natur. Terpentin ist des Vf. Hauptmittel. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 335.

G. SIMON.

Ueber Structur der Warzen u. s. w. Cf. den vorigen Jahrgang.

J. C. SINNMAYER.

Geschichte einer weit gediehenen Syphilis, in welcher das Kali hydroiod. vollkommene Heilung bewirkte; Oesterr. med. Jhrbb. Bd. XIX, St. 4.

Die wiederholt angewendete Dzondi'sche Cur, das Zittm. Decoct, die Louvrier'sche Schmiercur waren fruchtlos geblieben. Schmidt's Jhrbb. XXVI, 199.

F. C. SKEY.

A practical treatise on the venereal disease. Founded on six lectures on that subject etc. London 1840. Cf. 1839.

Etwas über Geschichte, über die verschiedenen Schanker-Formen und über den Tripper.

FRANCIS W. SMITH.

Case of salivation from the use of Hydriodat of Potash; Dublin Journal of med. science, July 1840.

Eine constitutionelle Syphilis ward schnell durch das Kalijod gehoben; es trat aber nach 3 Wochen ein starker Speichelfluss ein. Schmidt's Jhrbb. XXX, 330.

WM. C. THORBURN.

Diss. on the Etiology and Pathology of Syphilis. Edinburgh 1840.

TOTT.

Einige Fälle von nicht syphilitischen Geschwüren an der Corona glandis; die fälschlich für syphilitisch gehalten wurden. Summar. N. F. Bd. 13, 1840.

Vier derartige Fälle nebst einigen Bemerkungen über den Mercur. Schmidt's Jhrbb. XXX, 328.

VELPEAU

macht bei allen acuten Hodenentzündungen Lancettstiche in die *Tunica vaginalis*, will stets Serum entleert, noch nie üble Zufälle, aber binnen 3—6 Tagen stets Heilung erzielt haben; Bulletin de Thér. T. XVIII. Schmidt's Jhrbb. XXIX, 212.

JUL. VERONGE.

Diss. on syphilis. Edinburgh 1840.

WALD in Stettin.

Zur Therapie des Nachtrippers; Casper's Wochenschrift, No. 48 und 49, 1840.

Gegenbemerkungen gegen Scharlau's in diesem Jahre ausgesprochene Ansichten und eigne Erfahrungen, denen zufolge Vf.

in dem 2. Tripper-Stadium die Cubeben dem Balsam vorzieht. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 336.

WENDT.

Beitrag zur Syphilidoklinik; Pr. med. Ver. Zeitung, No. 27, 1840.

Eine, fruchtlos mit sehr verschiedenen Mitteln behandelte, inveterirte Syphilis ward durch die Schmiercur gehoben. Schmidt's Jhrbb. XXX, 328.

J. H. WHITESIDE.

Diss. on syphilis. Edinburgh 1840.

CARL WIBMER.

Das Spyrokolon, eine neue Krankheit im nördlichen Griechenland; Schmidt's Jhrbb, XXX, 405.

Seit 1817—21 zeigte sich eine dem Scherlievo, den Sibbens u. dgl. ähnliche Krankheit in Griechenland.

WOLFFSHEIM.

Balsamum peruvianum gegen Blennorrhagie, besonders Blennorrhoea urethrae; Hufeland's Journal.

Am häufigsten verschreibt Vf. das Mittel mit Wachs, nach Simon's Vorschrift.

UNGENANNTER.

Lymphatische Geschwulst des Knies mit Tripper vicariirend; aus dem Archive der Gesellschaft correspond. Aerzte zu St. Petersburg in der Hamb. Zeitschrift, Bd. 14, Hft. 3.

Ein Pflaster aus Ammoniak, Mercur und Oxymel scill., innerlich *Vinum Colchici* mit *Spiritus Nitri dulcis* hoben die Kniegeschwulst. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 190.

Schriften von dem Jahre 1841.

WILLIAM ACTON.

A complete practical treatise on venereal diseases, and their immediate and remote consequences. Including observations on certain affections of the uterus, attended with discharges. London 1841.

Das Werk enthält die Ansichten und Behandlungsweise Ricord's, bei welchem er in den Hospitale für venerische Kranken als Externe fungirte. Der dazu gehörige Atlas besteht aus 8 Tafeln, von welchen nur einige naturgetreue Abbildungen liefern. Anzeigen: Medico-chirurg. Review, July. 1841; Dublin Journal, Sptbr. 1841; British and Foreign med. Review, Octbr. 1841. Oppenheim's Zeitschrift, August 1842 von Magnus.

ALLMANNA.

Rapport öfver venerisca sjukdoms. Stockholm 1841.

Vf. berichtet über die venerische Krankheit in Schweden und die von ihm dagegen angewendete Hungercur. Angezeigt in Oppenheim's Zeitschrift, August 1842, von Nevermann, welcher den Bericht schätzenswerth nennt, die Cur aber nur für ein Suppressionsmittel der Syphilis betrachtet wissen will, womit Oppenheim, gleich uns, nicht übereinstimmt.

AUBRY.

Recherches sur l'epididymite blennorrhagique, faites dans le service de M. Cullerier; Archives gènèr. de Méd. Mai 1841.

Dieser höchst interessante Aufsatz ist das Resultat einer genauen Beobachtung über 100 Fälle von der Tripper-Hodenentzündung. Schmidt's Jhrbb. XXX, 294.

BARTH.

Ueber Syphilis und Aussatz, entnommen aus von Bolschwing's Schrift (1839) *über denselben Gegenstand;* v. G. u. v. W. Journal, Bd. 30, Hft. 2, 1831.

BARTHÉLEMY.

Syphilis poème en deux chants; avec des notes par le Dr. Giraudeau de St. Gervais. Paris.

Dies 1841, ohne Jahresangabe, erschienene ausgezeichnete Gedicht ist vorzugsweise gegen den Mercur gerichtet. Anzeigen finden sich: Revue méd. Octbr. 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 359 von Ref.

FRANZ BAUZEK.

Bericht über die vom 1. Januar bis letzten Juni 1840 auf der Abtheilung für syphilitische Weiber im k. k. allgem. Krankenhause unter der Leitung des k. k. Rathes und Vicedirectors Dr. Joh. Seeburger gemachten Beobachtungen; Oesterr. med. Jhrbb. Bd. 24, St. 2, 3, 4, 1841.

Die Zahl der in dieser Zeit behandelten Weiber betrug 444. besonders häufig waren Kondylome. Von 100 Kranken sollen 50 daran gelitten, und bei diesen allen stets Scheidenfluss stattgefunden haben. Im Ganzen ein sehr lesenswerther Beitrag. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 299.

BENNET-LUCAS.

Note sur la saignée locale dans la gonorrhée chez l'homme; Journale par L. Championnière, Nvbr. 1841. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 142.

VACCÀ BERLINGHIERI (ANDREA).

Trattato de' mali venerei, publiccato in francesè da P. P. Alyon. Traduzione italiana di Niccola Rasis di Cefalonia, con aggiunte e correzioni. Firenze 1841.

IGNAZ BOEHM.

Bedeutende syphilitische Metamorphose der Penis- und Scrotal-Haut; Oesterr. med. Wochenschrift, No. 3, 1841. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 148.

BOUCHACOURT.

Consultation méd.-legale sur un cas de syphilis communiquée de l'enfant à sa nourrice par l'allaitement; Revue méd. Mai 1841.

BLANCHET.

Nouveau mode d'administrer du poivre de cubebe dans l'uretrite et la vaginite; Gazette des Hôp. 14. Dcbr. 1841.

B. berichtet über das Verfahren, die Cubeben schnell hinter einander zu reichen, damit der Harn, mittels welchen sie nach Piorry und Ricord allein heilend wirken, anhaltend davon influencirt ist. Bei Frauen wird *Infus. cubebarum* eingespritzt.

H. DE CASTELNAU.

De l'inoculation appliquée à l'étude des maladies syphil.; Journal des Connaiss. méd.-chirurg. Mai 1841.

Vf. verwirft die Inoculation als unnütz und schädlich. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 296.

CAZENAVE.

Des eruptions qui affectent les parties génitales et en particulier de l'herpes praeputialis; Journal de L. Championnière, Octbr. 1841. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 151.

DECONDÉ

machte Versuche über die Contagiosität des Tripperstoffes, wodurch sich ergab, dass Höllenstein- und Chlorwasser die Ansteckungsfähigkeit aufhob; Annales de la société de Méd. d'Anvers, Octbr. 1841.

B. DEROSNE, O. B. C. HENRY ET J. F. PAYEN

theilen chemische und medicinische Untersuchungen über die Monesia mit; Journal des Connaiss. med.-chirurg. No. 7, 1841, und soll das Mittel auch gegen syphilitische Geschwüre und Genitalflüsse mit Vortheil angewendet werden sein. Schmidt's Jhrbb. XXX, 290, 91 u. 92.

CHARLES DODD.

Two cases of syphilis, treated by mercury and iodine; London med. Gazette, Nvbr. 1841.

Zwei Fälle, welche Vf. nach West's Vorschlag (cf. diesen Jahrgang) behandelte. In dem 2. Falle einer primären Syphilis bedurfte es indess einer Curzeit von mehr, denn 2 Monaten.

L. DUCROS.

Guide pratique pour l'étude et le traitement des maladies syphilitiques. Paris 1841.

Angezeigt ist die Schrift in der Revue méd. Octbr. 1841, woselbst es unter Anderm heisst: „*Rien de plus superficiel, de plus incomplet et de moins pratique, qu' un pareil livre.*" In dem Journal des Connaiss. méd.-chirurg. 1. Mai 1842 ist das Buch dagegen lobend beurtheilt; in dem Turiner Giornale delle Scienze mediche (Aprile 1842) wird es „*un trattato preziosissimo, un' opera interessante*" genannt. Ref neigt sich mehr dem 1. Urtheile hin.

DUESTERBERG.

Lustseuche bei Neugebornen; Preuss. med. Ver. Zeitung, No. 21, 1841.

Wiederholte Uebertragung der Syphilis von dem Vater auf die Kinder, ohne dass die Mutter von der mindesten syphilitischen Affection heimgesucht wurde. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 296.

EISENMANN

erzählt, dass das Oel in manchen Gegenden Deutschlands als ein erprobtes Mittel gegen den Tripper im Gebrauche sei. Er kannte einen Soldaten, welcher eine ½ Flasche Baumöl auf einmal trank, und seinen Nachtripper, ohne anderweite Folgen, binnen wenigen Tagen verlor; Häser's Archiv, Bd. 2, Hft. 3, 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 155.

ADONIS EMMANUELLI.

Diss. de syphilidis formis primariis. Viennae 1840—41.

ETZDORF.

Ueber latente und ererbte Syphilis und Heilung derselben durch enorm grosse Gaben Quecksilber; Hamb. Zeitschrift, Bd. 17, Hft. 1, 1841.

Der Sublimat war täglich bis zu 1½ — ja 7 Granen innerlich verabreicht, die graue Salbe p. d. zu 3iij eingerieben worden. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 144.

FERRY DE METZ.

Du coit comme moyen curatif de certains engorgements blennorrhagiques des testicules; Gaz. des Hôp. 23. Janv. 1841.

Vf. beobachtete zweimal, dass Hodengeschwülste nach dem Beischlafe von ihrem Umfange verloren, und schliesslich ganz gehoben wurden.

FLARER.

Geschichte einer merkwürdigen syphilitischen Exophthalmie, welche durch die Pollini'schen Wässer geheilt wurden u. s. w.; Oesterr. med. Jhrbb. Januar 1841.

Ein grosses Lob dieses Decoctes gegen syphilitische Augenentzündungen und Complicationen mit andern Dyskrasien. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 185.

FOISSAC.

Guerison d'une hydrocèle par un traitement antisyphilitique; Bulletin gén. de Thérap. Août 1841. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 147.

J. GARDNER.

Senecio Jacoboea in gonorrhoea, and a method of making balsam of copaiba into pills; London med. Gazette, Aug. 1841.

Von ersterem Mittel soll ein Extract, dreimal des Tags zu 15 Gran, im Anfange des Trippers gereicht werden. Zur Bereitung der Copaivbalsam-Pillen nimmt Vf. *Bicarbonas Magnesiae.* Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 155.

GASPARY

empfiehlt den *Carbo animalis* als wahres Specificum zur Zertheilung der Bubonen. Die Heilung soll nach 3—5 Tagen erfolgt sein, nie über 8 Tage gedauert haben; Vehsem. u. Kurtz's Jhrbb. Bd. 4, Hft. 1, 1841.

Ref. vermag in das Lob nicht einzustimmen.

GIRAUDEAU.

Die syphilischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung verschiedener Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Aus dem Französischen nach der 2. Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Vfs. übertragen. Leipzig und Paris 1841.

Die Uebersetzung scheint gelungen, doch unnöthig.

HACKER.

Wallace's Behandlung der einfachen primären Syphilis durch das Causticum; Summar. N. F. Bd. 16. Schmidt's Jhrbb. XXX, 324.

DERSELBE.

Der Tampon gegen Fluor albus; Summar. Bd. 17. Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 208.

DERSELBE.

Inveterirte rebellische Lues; Summar. Bd. 18.

Ein Fall, wogegen alle Mittel scheiterten, selbst die wiederholte Anwendung des Zittm. Decoctes, der Schmiercur, der arabischen Behandlung. Das Kalijod wirkte stets nützlich, die Heilung schienen indess ausschliesslich die Säuren bewirkt zu haben.

DERSELBE.

Bubo; Schmidt's Encyklopädie, Bd. 1, 1841.

HAESER

lobt in seinen Pharmakolog. Notizen das Kalijod gegen Syphilis und die Thuja gegen Condylome und eine hartnäckige Flechte; Haeser's Repertor. Bnd. 3, Hft, 1, 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 21.

J. W. HANCKE.

Chlorzink als Heilmittel gegen Syphilis, chronische Exantheme und Ulcerationen. Breslau 1841.

Vf. empfiehlt das Mittel gegen primäre wie secundäre Leiden, Schanker wie Tripper, innerlich wie äusserlich, und zieht es allen übrigen vor. Die Schrift leidet an mancher Schwäche, das Lob des Mittels scheint zu stark.

C. F. H. HEDINGER

referirt in dem Jahresberichte über das Charité-Krankenhaus in Berlin vom Jahre 1837 über die Abtheilung der syphil. Kranken, und rühmt dabei die nicht mercurielle Behandlung, sowie das Zittm. Decoct; Rust's Magazin, Bnd. 57, Hft. 2 u. 3, 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 219.

JOS. HIBL.

Diss. de cacodermatibus syphiliticis Viennae 1840—41.

HJORT.

Beitrag zur Kenntniss der endem. Krankheiten; Hamb. Zeitschrift, Bnd. 16, Hft. 1.

Vf. behandelt vorerst die Radesyge *(Thaeria)*. Sie ist eine selbstständige, von dem Aussatz ganz verschiedene Krankheit. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 181.

HOEGLAUER

giebt: „*kurze Bemerkungen über die Anwendung progressiv erhöhter Arzneidosen in mehreren chronischen Krankheiten*" in d. med. Correspondenz-Blatte bayer. Aerzte vom 30. Octbr. 1841.

Die Dondi'sche Sublimatcur wird in dieser Beziehung besonders gewürdigt. Vf. bedient sich derselben seit 15 Jahren, und beginnt sie bisweilen mit kleinern Gaben. Gegen idiopathische Leukorrhöe wendet er auf gleiche Weise das *Ferrum sulphur. artific.* an. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 18.

JOS. HOLDING.

Diss. super historiam morbi venerei. Prag. 1841.

HOPPE. Cf. 1840.

Nach der Oesterr. Wochenschrift: 1841.

HOURMANN.

Du tamponnement, comme méthode de traitement des écoulements utéro-vaginales; Journal des Connaiss. med.-chirurg. Mars 1841.

Um die Theile zu isoliren und fortdauernd trocken zu erhalten, bedient sich Vf. der gekrämpelten Baumwolle. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 334.

HUGUIAR'S

Beobachtungen zufolge zeigen sich häufig ächte Pusteln als Primärleiden. Unbehandelte Syphilis zieht den Abortus viel seltner nach sich, als v. v.

Der nachtheilige Einfluss der Syphilis auf das Wochenbett ist nicht bedeutend. Die Mercurialbehandlung, welcher sich eine stillende Mutter unterzieht, heilt den Säugling nicht. Die syphilitischen Symptome erschienen bei den Neugebornen zwischen dem 3. und 25. Tage; Sachs's Centralzeitung, 23. Octbr. 1841.

HULARD.

Des ponctions multiples dans le traitement des bubons en voi de suppuration; Bull. gén. de Thérap. Août 1841.

Zwei hierdurch geheilte Krankheitsfälle, mit vorausgeschickten Bemerkungen. Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 224.

JOBERT.

Emploi de l'alun dans les cas de rétrécissement de l'urètre; Bulletin gén. de Thérap. Sptbr. 1841.

Vf. hält die Cauterisation für oft gefährlich. Oft muss man zu den Sonden zurückkehren. Er benutzt dann zugleich den Alaun. Die Sonden werden einige Augenblicke in das Licht gehalten, und sobald das Wachs erweicht ist, in gepulverten Alaun gesteckt. Hat man ihnen die erforderliche Form gegeben, so werden sie in die Verengerung eingeführt, und 20 Minuten bis 1 Stunde liegen gelassen. Ebenso verfährt J. bei Mastdarmverengerungen.

JUL. v. KALLAY.

Diss. de leucorrhoea. Viennae 1840—41.

KESSLER

sagt in seinem Aufsatze: „*Hospitäler und Versorgungs-Anstalten Lissabon's*" (Rust's Magazin, Bnd. 58, Hft. 3, 1841), dass die Zahl der Venerischen daselbst sehr gross sei, noch immer zunehme, und die heillosesten Formen vorkommen. Eine polizeiliche Aufsicht der Freudenmädchen giebt es nicht, und treiben sie daher ihr Geschäft, auch wenn sie krank sind, so lange fort, als es nur immer geht. Bei Primärleiden wendet man mit Erfolg die Antiphlogose an.

C. THEOD. KUGLER.

Diss. de origine morbi syphilitici. Berolini 1841.

LAFARGUE (cf. 1840)

berichtet abermals über günstige Wirkung, welche das Jodkali gegen eine inveterirte secundäre Syphilis hatte; (Bull. de Thérap. Nvbr. 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 189.

SAMUEL LANE

lobt das Silberoxyd bei Leukorrhöe, indess nur bei derjenigen der Gebärmutter; The Lancet. July 1841.

DESSELBEN

Vorlesungen über Syphilis; ebendaselbst, Nvbr. 1841. Fortsetzung Jan. 8. 1842 etc.

LEGENDRE.

Nouvelles recherches des syphilides. Paris 1841.

Eine belobende Anzeige in: Annali univers. dal Calderini. Maggio 1842.

LOIR.

Des bons effets de la solution saturée d'alun, portée sur l'urètre dans les cas d'impuissance; Bulletin gén. de Thérap. Octbr. 1841. Cf. Jobert.

LUTTEROTTI in Linz.

Ophthalmia gonorrhoica; Oesterr. med. Wochenschrift. No. 52, 1841.

Die Krankheit milderte sich, trotz der angewandten Antiphlogose, nur erst dann, als der Tripperausfluss wieder in Gang gebracht worden war. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III. 144.

MAGNUS.

Zur Syphilidoklinik. Ausgezeichnet rasche und heilkräftige Wirksamkeit des Decoctum Zittmanni in einem Falle secundärer Syphilis bei einem 6jährigen Knaben, welcher die vollen Portionen erhielt; Casper's Wochenschrift, No. 2, 1841. Schmidt's Jhrbb. XXX, 329.

MARCHAL (DE CALVI).

Mémoire sur le traitement du bubon; Annales de la Chirurgie, Janv. 1841.

Der primäre Bubo ist nicht in Abrede zu stellen. Beim Tripper ist er stets nur sympathisch. Vf. kritisirt die verschiedenen Curarten. Schmidt's Jhrbb. XXX, 326.

MEYER-AHRENS (cf. Rosenbaum 1840).

Der verbesserte Abdruck von den Geschichtl. Notizen u. s. w. ist angez. in Oppenheim's Zeitschrift, Aug. 1842.

P. DE MIGNOT

empfiehlt eine Salbe aus 12 Thl. Belladonna-Extract und 30 Thl. *Ceratum simplex*, wodurch die Operation bei Paraphimose und nicht angeborner Phimose könne entbehrlich gemacht werden. Es folgen 3 bestätigende Fälle; Bulletin méd. de Bordeaux, Janv. 1841.

MOECKEL.

Diss. Quae fuerit syphilidis forma ad seculi 15. *finem quaeritur. Lipsiae* 1841.

Eine mit vielem Fleisse bearbeitete Inauguralschrift.

MUELLER.

Taschenbuch für sämmtliche syphilitische Krankheitsformen, nach den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, nebst Angabe der verschiedenen Behandlungsweisen mit und ohne Quecksilber. Ludwigsburg 1841.

Entbehrlich.

MAXIMIL. MUHR.

Diss. de morbo venereo. Viennae 1840—41.

WILLIAM MUNK.

On the syphilitic diseases of the lung; London med. Gazette, April. S. 179 u. 218.

Die secundäre Syphilis kann die Lunge selbst, wie auch die Pleura befallen. Schmidt's Jhrbb. XXXV, 309.

S. J. OTTERBURG.

Das medicinische Paris. Carlsruhe 1841.

Vf. theilt Einiges über des seligen Cullerier Ansichten mit, namentlich insofern sie von denen Ricord's abweichen. Von dem Hôpital de Lourcine wird erwähnt, dass der Zutritt fremden Aerzten nur schwer verstattet ist.

PAYAN (D'AIX).

Réflexions pratiques et cliniques sur le traitement de la blennorrhagie urétrale chez l'homme et du bubon suppuré etc. Journal de Méd. et de Chirurgie de Toulouse. Sptbr. et Oct. 1841.

PLISSON.

Documens pour servir à l'histoire de l'infection syphilitique et de son traitement; Journal des Connaiss. méd. Août 1841.

Vf. sucht durch einige Krankengeschichten darzuthun, dass nach blossem Tripper constitutionelle Syphilis entstehen könne. Es bleibt aber in allen unentschieden, ob nicht gleichzeitig ein anderes syphilitisches Symptom mit im Spiele war. Schmidt's Jhrbb. XXXIV. 183.

JACQUES POILROUX.

Observation sur un mode peu connu d'inoculation syphilitique et sur les bons effets des frictions mercurielles dans la péritonite chronique, dépendante d'une cause syphilitique; Journal de L. Championnière. T. XII, 1841.

Mit Bezugnahme auf andere besondere Arten der Uebertragung des syphilitischen Contagiums, erzählt Vf. einen Fall, wo sie durch das Tatowiren erfolgt und eine, von ihm für syphilitische angesehene, Peritonitis entstanden sein soll, wogegen sich die Frictionen bewährten.

QUADRAT

theilt 6 Fälle von syphilitischen Säuglingen mit; Oesterr. k. k. med. Jhrbb. Dcbr. 1841.

Die ersten Spuren zeigten sich an den Genitalien und der äussern Haut, einmal zuerst im Munde; meist wurden gleich Anfangs mehrere Organe ergriffen. Zur Cur ward durchschnittlich Mercur angewendet. Von den 6 Kindern genas eins.

A. TH. REINBOLD.

Einiges über Syphilis; Hufel. Journal, 1841. St. 5.

Die Diagnose der venerischen Geschwüre ist unsicher, auch die Inoculation ist nicht durchaus entscheidend, und selbst gefährlich. Die Cur soll mit der einfachen Behandlung begonnen, der Mercur stets steigend verordnet werden. Schmidt's Jhrbb. XXIV, 181.

RIGORD.

Du traitement de la blennorrhagie chez l'homme; Bulletin de Thérap. Janv. 1841.

Der Tripper ist eine katarrh. nicht virulente Entzündung,

Mercur schädlich, die übrige Behandlung hängt von den Stadien ab. Es folgen mehrere specielle Vorschriften. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 334.

DERSELBE.

Quelques considérations pratiques sur l'ophthalmie blennorrhagique et sur son traitement; Bulletin de Thérap. Dcbr. 1841. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 140.

Die Tripperaugenentzündung ist gleich jeder katarrh. Ophthalmie. Fortsetzung folgt ibidem 1842.

DERSELBE

heilte, wie Rattier in der Gaz. des Hôp. No. 110, 1841 berichtet, syphil. Affectionen mit der Hydrotherapie. Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 189.

ALPH. ROBERT.

Sur l'inflammation des follicules muqueux de la vulve et sur son traitement; Bulletin de Thérap. Sptbr. 1841.

Eine sehr ausführliche Abhandlung über die Schleimbälge der Mutterscheide. Die Behandlung ist der Fricke'schen gleich. Schmidt's Jhrbb. XXXIII, 207.

ROSENTHAL.

Prakt. Mittheilungen; Casper's Wochenschrift, No. 6 u. 7, 1841.

Vf. erzählt 2 Fälle von Phthiriasis, bei welchen er glaubt, dass die Läuse, wie die gewöhnlichen Kopfläuse entstehen (?) und spricht 2) über Gonorrhöa und secundäre Syphilis seine, dem Ref. nicht immer klaren Ansichten aus. Schmidt's Jhrbb. XXXI, 332.

RUHBAUM (cf. Thortsen).

RUPP.

Ohne Beischlaf verbreitete Syphilis; Pr. med. Ver. Zeitung, No. 2, 1841.

Uebertragung der Syphilis von dem Kinde auf die stillende Mutter. Der Mann soll die Brüste wegen Gespanntheit mittels einer Thonpfeife ausgesogen haben, und auch angesteckt worden sein. Schmidt's Jhrbb. XXX, 329.

PELLEGRINO SALVOLINI

wandte in 2 Fällen von Syphilis die Silberchlorüre in Einreibungen auf die Zunge zu $\frac{1}{12}$ Gran an, und verordnete dann jene mit Ammoniak in Pillen, und will beide Male schnelle Heilung bewirkt haben; Raccoglitore med. Augusto 1841.

NOBILI SANTO.

Pellagra ossia Risipola lombarda trattenimento medico politico collo specchio dei pellagrosi della provincia di Como negli anni 1838—1839. *Milano* 1841.

Vf. legt der Krankheit mehrere Ursachen zu Grunde, und unterscheidet 3 Stadien.

ANT. SCHACK.

Diss. de impetiginibus venereis. Viennae 1840—41.

SCHLESIER.

Geschwüre zwischen den Zehen; Pr. med. Ver. Zeitung, 24. Nvbr. 1841.

Vf. rühmt hiergegen den rothen Präcipitat. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 261.

SCHNUHR (cf. 1839.)

SCHUETZENBERGER

theilt einige, zum Theil bekannte, Thatsachen über den Tripper beim Manne aus der syphilitischen Klinik zu Strassburg mit; Gazette méd. de Strassbourg, Octbr. 1841.

H. SEGUIN D'ALBI.

Encore un mot sur l'emploi de l'iodure de potassium dans le traitement de la syphilis; Bulletin de Thérap. Dcbr. 1841.

Das Jodkali zeigte sich in 5 sehr ungünstigen Fällen von der besten Wirkung. Schmidt's Jhrbb. XXXIV. 189.

SNETIWY.

Syphilis und Pneumonie; Oesterr. med. Wochenschrift, St. 2, 1841.

Ein 19jähriges Mädchen bekam, nachdem sie mehrmals fruchtlos an *Angina syphil.* mit Mercur behandelt worden war, eine

Pneumonie. Bei einer strengen Antiphlogose schwand jene, kam aber, nach Beseitigung der Pneumonie, wieder zum Vorschein. Schmidt's Jhrbb. Splbd. III, 146.

A. G. SOMMER.

Nye Erfaringer om inoculabiliteten af Syphilis og Hudsygdomme. Kjöbenhavn, 1841.

Angezeigt in Oppenheim's Zeitschrift, Bnd. XX, Hft. 1, 1842.

STRECKER.

Ungewöhnlich spät entwickelte Syphilis (nämlich bei zwei Schwangern, und daher weniger auffallend); Pr. med. Ver. Zeitung, No. 1, 1841. Schmidt's Jhrbb. XXX, 329.

STREHLER,

Gewagter Ausspruch über die Heilung des Speichelflusses; Med. Correspond. Blatt. Bayr. Aerzte, No. 48, 1841.

„Der ärgste Speichelfluss ist in 2 Tagen mit *Plumbum aceticum* zu heilen." Schmidt's Jhrbb. XXXIV, 190. Das Gegentheil behauptet Jardon. Cf. 1839.

STROHL.

Ueber die örtliche Behandlung des Schankers mit Sulphas Cupri und Cyanuretum Mercurii; Gazette méd. de Strassbourg, Sptbr. 1841.

Lob dieser Behandlung.

THIERRY

benutzt, um dem Copaivbalsam die Pillenconsistenz zu geben, gelöschten Kalk (1 auch 15 Thle); Journal de Pharm. Avril. 1841. Schmidt's Jhrbb. XXXVI, 147.

THORTSEN u. RUHBAUM.

Kali hydroiodicum gegen syphilitische Affectionen; Pr. med. Ver. Zeitung, No. 3, 1841.

Einige Fälle sehr inveterirter Syphilis, wogegen sich das Mittel ausgezeichnet bewährte. Schmidt's Jhrbb. XXX, 323.

TROUSSEAU.

Ozaena syphilitica; Gaz. des Hôp. 23. Janv. 1841.

Das Jodkali heilte die *Ozaena*. Vf. hält sich hierbei über die

grossen Gaben auf, in welchen es Wallace und Ricord reichen, wogegen sich Letzterer ebendaselbst 28. Janv. vertheidigt. Schmidt's Jhrbb. XXXII, 301.

VOLZ.

Mittheilungen über Ricord's syphilitische Klinik; Heidelb. med. Annalen, Bnd. 7, Hft. 3, 1841.

Vf. theilt uns Einiges über das Verfahren Ricord's mit, was wir indess bereits durch diesen selbst, durch Parker, und besonders durch Acton kennen.

G. HUME WEATHERHEAD.

The history of the early and present state of the venereal disease examined: wherein is shewn that mercury never was necessary for this cure, as well as the injurious consequenses that result from its employment; at the same time pointing out approved modes of treatment founded on its pathology. London 1841.

Unreine geschlechtliche Behaftungen existirten von je, als giftig zeigten sie sich seit der Entdeckung Amerika's, der Mercur ist unnöthig zur Heilung, oft schädlich. Angezeigt in Oppenheim's Zeitschrift, Bnd. XX, 1842.

WEST.

Efficacy of Jodin and alternative doses of Mercury in the cure both of the primary and secondary symptoms of the venereal disease; London med. Gazette, Octbr. 1841.

West erzählt 6 Fälle von primärer und secundärer Syphilis, wogegen ihm das Jod und der Mercur, abwechselnd gereicht, von Nutzen waren. Früh und Abends verordnete er Quecksilberpillen, am Tage dreimal Jodtinctur.

F. S. WOLFFSHEIM.

Ueber die Wirkung des Oleum copaivae aethereum;

Vf. zieht dies Oel dem Balsam vor, und reicht es dreistündlich zu 1 Esslöffel, in folgender Verbindung: ℞ *Olei bals. Copaiv. aeth.* ℥ij, *Emulsionis amygdl.* ℥iv, *Tinct. Opii simpl. gtt. XX, M.* In inveterirten Fällen werden mit dem Oele die Cubeben verbunden.

WILLIAMS.

Notes from C. J. B. Williams's clinical lectures, reported by J. D. Heaton; London med. Gazette, Dcbr. 1841.

Nicht von grosser Bedeutung.

OTTO WUCHERER.

Diss. de mutationibus, quas syphilis ejusque medendi ratio subiit. Tubingae 1841.

Der Herausgeber.

II. Kritiken.

Ein Wort wider den Gordius aquaticus in Fussgeschwüren.

Von

Dr. *von Bolschwing* zu Dondangen in Kurland.

Wenn vor dem Erscheinen des bekannten Werks von Bremser „über lebende Würmer im lebenden Menschen, Wien 1819" mehrere Helminthologen den gemeinen Wasserfaden mit der *Filaria medinensis* verwechselten, und ihn durchs Trinken des Wassers und durchs Baden unter die Haut des Menschen gelangen liessen; wenn Jördens, dem diese Passage nicht einleuchten wollte, weil die Bewegungen des Wassers so leichten kleinen Würmern — einen festen Punkt an der Haut zu fassen — nicht gestatten würden, die Sache noch mehr entstellte, indem er den Wasserfaden zuvor in den Sand spazieren liess, nicht beachtend, dass er erstens nur im Wasser lebenskräftig agiren könne, zweitens keine Beisswerkzeuge zur Penetration der menschlichen Cutis besitze; so konnten damals freilich, auch ausser dem Landvolke, noch Andere der Fabel vom *Gordius aquaticus* in menschlichen Fussgeschwüren Glauben beimessen. Wenn aber, nachdem Bremser aufs Glänzendste bewiesen, dass Würmer, welche im Wasser

oder auf der Erde leben, sich im menschlichen Organismus nicht fortbilden und forterhalten können; dass die *Filaria medinensis* sich durch Urzeugung im menschlichen Körper entwickelt, und nur in ihm fortbilden kann, mit dem *Gordius aquaticus* aber nichts gemein hat, als die Form; wenn wir auch jetzt noch die oben gerügte Fabel von gebildeten Laien allen Ernstes erzählen hören, wie dies neulich eine Mittheilung aus Kurland in einem werthvollen, viel gelesenen medicinischen Journale*) bezeugt, — erklärt sich diess nur dadurch, dass man die Lösung mancher medicinischen Frage lieber beim Landvolk, als bei den Aerzten sucht, und das von Jenem für Thatsache Gegebene ohne Prüfung annimmt. In der oben angedeuteten Notiz meines viel gebildeten und hoch geachteten Landmannes las ich: der *Gordius aquaticus* komme in einer, meinem eignen Domicil nahe gelegenen, Ortschaft Kurlands sehr häufig in Wunden [doch wohl Fusssgeschwüren?] vor, lasse sich aber aus diesen ungehörigen Schlupfwinkeln durch Wachholder, Ameisensäure und Honig hervorlocken, und hänge sich sodann an vorgehaltne — in Wasser geweichte — Kornähren fest. In acht Jahren habe ich wohl hundert Fussgeschwüre an Kurischen Bauern im Hospital beobachtet, jedoch vergebens diejenigen, welche sich mit obigen Curversuchen abgeben, aufgefordert, mir das Kunststück vorzumachen; ich war nur ein Mal, ohne meine Eigenschaft als Arzt zu verrathen, Zeuge folgender Procedur. Aus einem Panaritium sollte der Fingerwurm vertrieben werden, indem Patient das kranke Glied über heisses Wasser hielt, welches der Künstler mit einem Büschel Gerstenähren umrührte. Wirklich sah der beglückte Kranke, unter geringer Linderung seiner Schmerzen, mehrere Gerstengrannen im heissen Wasser sich wurmförmig bewegen. Es erinnert diess an die Cur gegen Zahnweh, wo mittelst brennender, in Bilsensaamen gerollter Wachskerzen, deren Rauch durch einen Trichter zum hohlen Zahn geleitet wird, Würmer aus den Zähnen gelockt werden. Wenn die Kapsel des Samens platzt, und der herausspringende Keim ins Wasser fällt, so macht er dort eine Zeit lang kreisende Bewegungen.

*) Hamburg. Zeitschr. f. d. ges. Med. Band 14. Heft 1.

Die Lösung des Geheimnisses jener Gordiuscur braucht also nicht weiter ausgeführt zu werden. Hier nur die Erklärung, dass — so viel ich weiss — keiner meiner vaterländischen Collegen die Fussgeschwüre des Kurischen Landvolks vom *Gordius aquaticus* ableitet, und dass sogar gebildete — aber gläubige — Laien noch nie einen wahren *Gordius* den Menschenbeinen entschlüpfen sahen, wohl aber viele kleine weisse Maden, welche für junge Gordiusbrut gehalten wurden.

Ueber das Heilverfahren bei Pneumonien

von

Krüger-Hansen.

„Es giebt leider viele medicinische Vorurtheile, die keine andere Stütze haben, als ihr Alter, ihre vermeinte Heiligkeit und das Ansehen derer, die sie lehrten. — Die Wahrheit ist allein die Tochter der Zeit und nicht der Autorität!“

In No. 194 der Voss. Berliner Zeitung, vom Jahre 1841, heisst es unterm 14. August aus Petersburg: „Nach der so eben erschienenen officiellen Liste sind im Jahre 1840 unter den der Griechischen Kirche Angehörigen Petersburgs geboren 11,640, gestorben 17,363 Personen. Eine Liste giebt die verschiedenen Krankheiten der Verstorbenen an. Die mehrsten starben an Seitenstichen (Pneumonien), 4741, nächstdem haben die hitzigen Fieber und Schwindsuchten die mehrsten Opfer gefordert, nemlich resp. 3645 und 2744.“ Demnach sind an allen anderweitigen Krankheiten nur verstorben 6233, und müssen mithin die Petersburger Aerzte weit gewandter sein im Behandeln von Krankheiten, welche nicht zu obigen 3 Klassen gehören. Nun war aber nicht nur im Jahre 1840 die Pneumonie dort so tödtend, sondern die No. 157 derselben Zeitung vom Jahre 1840 meldete auch unter dem 30. Junius: „in hiesiger Residenz sind im Jahre 1839 von den Angehörigen der herrschenden Kirche 16,015 Personen gestorben. Die meisten wurden durch Seitenstiche hinweggerafft,

nemlich 4302, hitzige Fieber 3027, die Schwindsucht 2723.“ Auch in frühern Jahren war die Tödtlichkeit nicht minder gross an gleicher Krankheit, „es starben z. B. in Petersburg im Jahre 1834 im Ganzen 10,123, darunter 3358 am Seitenstechen, 2251 am hitzigen Fieber und 557 an Erkältungen.“ Welch lächerliche Eintheilung! Erkältung ist ja keine Krankheit, sondern wird nur eine Ursache dazu; gar Viele der am Seitenstechen und hitzigen Fieber Verstorbenen werden sich durch Erkältungen diese Krankheiten zugezogen haben.

Diese Meldungen beweisen nun, dass dort mehr als der 4. Theil aller Verstorbenen an Entzündungen der Brustorgane endete, und etwa der 6. Theil an den Folgen derselben, indem Schwindsuchten meistens in den Brustorganen wurzeln, Folgen darin voraufgegangener Entzündungen sind. Wären so viele Todesfälle in Petersburg an der Cholera erfolgt, so würden die dortigen Aerzte etwa entschuldigt gewesen sein, falls sie auch bei ihrem frühern Ausspruch beharrten: dass sie das Wesen dieser vermeintlich neuen, von Asien her eingewanderten Krankheit nicht kennten; nun aber, da Lungenentzündungen schon so lange, als es nur Aerzte giebt, diesen vorgekommen, ja alljährlich in Menge erscheinen, und, seit sie zu den Füssen des Catheders sassen, ihnen bekannt gewesen sind, so nimmt es Wunder, dass von dorther über ein so höchst frappant Todbringendes Ereigniss kein Wort von dasigen Aerzten (selbst nicht von der dortigen, aus 135 Mitgliedern bestehenden, russisch-medicinischen Gesellschaft, die sich voriges Jahr in gehaltenen 20 Sitzungen nur mit Specialitäten unterhielt) veröffentlicht wird, vielmehr in den „Mittheilungen aus dem Archive der Gesellschaft correspondirender Aerzte in Petersburg“ meistens nur höchst unbedeutende, wenigstens das gemeinsame Wohl der Praxis nicht berührende, Gegenstände zur Sprache gebracht werden, über eine so exorbitante Sterblichkeit aber ein gänzliches Schweigen beobachtet wird.

Nehmen wir an, dass in Petersburg 350,000 oder 400,000 Menschen leben, — sterben davon an Seitenstechen in einem Jahre 3358 oder wie im letzten Jahre gar 4741, wäre aber, im unglücklichsten Falle, wegen fehlender oder unrichtiger Behandlung der zehnte Pneumonist gestorben, so müsste ja der 10. Theil der ganzen Population an Seitenstechen erkrankt, mithin diese

Fortschritte zur Vervollkommnung gemacht haben, die Heilkunst, trotz aller wissenschaftlichen Bestrebungen, immer noch in der Wiege liegt, und je höher die Lebenskraft durch einen Krankheitsprocess erschüttert und bedroht ist, um so angreifendere und die Lebenskräfte erschöpfende Mittel in Gebrauch zieht.

Eben so wie die hitzigen Exantheme, die Entzündungen der Aussenfläche, während eines gewissen Zeitraums ihren Verlauf durchmachen, wenn derselbe nicht durch unrichtiges Regim und Anwendung heroisch wirkender, die Lebenskräfte erschütternder und somit Complicationen herbeiführender Mittel gestört wird; eben so verlaufen die Entzündungen innerer Organe in einem naturgemässen Zeitraum. Solchen Verlauf lernen nun aber die angehenden Aerzte in den Kliniken nicht kennen, sie erfahren nicht, wie eine acute Krankheit bei einem sonst Gesunden, unter Beobachtung eines angemessenen Regims und einfacher Diät, verläuft, sondern es werden dagegen sofort alle Segel aufgezogen, welche die Wirkung der Naturkräfte deranqiren. Je höher die Krankheit auftritt, je mehr, je rascher und je stärkere Mittel werden in Gebrauch gezogen, und somit der natürliche Verlauf verrückt. Behalten dennoch die Lebenskräfte die Oberhand, währen sie länger als der Krankheitstermin und der Curprocess, so glaubt der Arzt den Sieg davon getragen zu haben, und verfährt im nächsten Falle abermal so, wo er aber bei geringerer Intensität der Lebenskräfte des Subjectes dieses zum Orkus hinführt. Findet er nun bei der Section irgend eine Abweichung von der normalen Organisation, hätte diese auch schon längst bestanden, ohne das Gesundgefühl des Subjectes zu beeinträchtigen, oder wäre sie auch nur bewirkt durch die angewendeten heroischen Heilmittel, so gilt ihm jene als hinreichender Grund des tödtlichen Ausgangs; zu dem Gedanken, dass dieser durchs Curverfahren bewirkt worden, gelangt er nicht, denn mit Ertheilung des Doctorhuthes hat er ja eine souveraine, unverantwortliche Macht über Leben und Tod erlangt; wie könnte ein solcher Mann durch sein Curverfahren Nachtheil, ja gar den Tod bewirken. Unresponsabel bleibt er, wie oft er auch gegen die gesunde Vernunft handelt; der Laie ist nicht fähig, sein Verfahren zu beurtheilen, er sucht bei seiner Trauer Trost in Prädestination. Dünkte sich der Lehrer der Klinik nicht infallibel, erkennte er seinen Irrthum in

Epidemie in obigen Jahren dort weit extendirter, als die Cholera gewesen sein. Man darf doch wohl erwarten, dass der bei weitem grösste Theil so Verstorbener zur ärztlichen Behandlung der dort so zahlreich practizirenden Aerzte gelangte, auch ein grosser Theil derselben in öffentlichen Heilanstalten behandelt ward. Wie gesichert müsste aber die Genesung der Kranken sein, da sie in dieser täglich von Aerzten beobachtet werden, und darin ausserdem an Pflege, Wartung und Abwehr von Schädlichkeiten nichts mangelt; die in Privathäusern sich befindenden Kranken aber ihren Arzt in der Stadt haben, von diesem aufs Bequemste täglich besucht und beobachtet werden können, auch alle Mittel zur Beseitigung der Krankheit augenblicklich zur Hand sind. Höchst interessant würde es sein von den Petersburger Aerzten zu erfahren, worin sie die Schuld so eminenter Tödlichkeit der dortigen Pneumonie sich denken, und es ist zu bewundern, dass sie sich nicht längst verpflichtet gehalten haben, darüber, wie über ihr Verfahren dabei öffentlich Aufschluss zu geben, und Rechenschaft abzulegen. Sind auch endemische Ursachen vorhanden, dass am Meerufer die Krankheit häufiger auftritt, als an andern Orten, so ist damit deren so häufige Tödtlichkeit doch noch nicht documentirt. Schon der Umstand, dass der fünfte Theil aller dortigen Leichen an „hitzigen Fiebern" verstarb, welche ja eben so selten als jenes Seitenstechen bei naturgemässer ärztlicher Behandlung, oder bei alleinigem gehörigen Regim, mit Ausschluss aller medicinischen Behandlung, zum Orkus führen mussten, will davon zeugen, dass das Gros der Aerzte in Petersburg der intensiven Antiphlogose (der Fegmethode) zu sehr huldiget, die Blutfahne fleissig schwingt, wie mit Kartätschen gegen die Brustseiche operirt, und mit dem Sensenmann im Bündniss steht. Wäre jedem am Seitenstich Erkrankten ein Eimer voll Wasser hingestellt, wären alle Aerzte entfernt worden, so würde eine so ungeheure Niederlage gewiss verhütet worden sein. Die geringste Anforderung, welche man an einen Arzt machen kann, ist die, dass er eine Entzündungskrankheit, betreffe sie ein inneres oder äusseres Organ, oder auch ein hitziges, ein exanthematisches Fieber so behandelt, dass es seinen Verlauf mache, ohne Siechheit zu hinterlassen, oder gar zum Tode hinzuführen. Höchst merkwürdig ist es, dass während alle andere Wissenschaften und Künste so grosse, ja riesenhafte

der Diagnose, und folglich in der Cur, wäre er dann aufrichtig gegen seine Schüler, und bekennte er aufrichtig diesen, wo er geirrt, wo er also geschadet, so würde auch dieser sich gewöhnen, beim Ende jeder Curscene sich zu prüfen, wo er genutzt, wo er geschadet, und in diesem Falle beim nächsten Vorkommen gleichen Krankheitsbildes ein anderes milderes oder entgegengesetztes Curverfahren einleiten. Jede Theorie in der Medicin, welche der Erfahrung widerspricht, erweiset eben dadurch, dass sie falsch ist.

Erwachen nun aber beim zur selbstständigen Praxis gelangten Arzte über sein Verfahren Zweifel, sucht er sich deshalb in den practischen Handbüchern zu belehren, schlägt er z. B. das Capitel der Entzündungen innerer Organe auf, was findet er da, sowohl bei denen, welche vor Jahrhunderten, als bei denen, welche in jüngster Zeit durch die Presse gegangen? Alle Allopathen nach der Reihe, wie sie Namen haben mögen, sogar einige Homöopathen empfehlen zur Tilgung der innern Entzündungen das Schlagen der Ader, das Setzen der Egel, das Reichen von Salpeter mit Glaubersalz oder Brechweinstein, dann Calomel, Klystire, mitunter noch einen Wienertrank. Wie Gesundheit zerknickend, wie oft lebenserlöschend diese Mittel auch wirken, davon ist in den Handbüchern nicht die Rede, nicht, ob ohne diese Kreuzigung der Lebenskraft, ob, ohne durch dieses Fegefeuer passirt zu sein, die Entzündung eine glückliche Entscheidung gewinnen könne. Unterliegt der Kranke trotz vielmal wiederholter Blutentziehungen, so war die Entzündung zu hartnäckig, zu ausgedehnt, zu intensiv, als dass sie hätte bekämpft werden können, obwohl durch dies Verfahren die Lebenskräfte schon früher ganz erschöpft wurden, als dass die Entzündung ihre naturgemässen Stadien hätte durchpassiren können. Wird nun zur Section geschritten, so findet man ein, theils durch den Lauf der Krankheit, theils durch die Behandlung mortificirtes Organ, welches der Secant als unbezwungene Entzündung declarirt; — wie aber könnte diese noch bestehen, ungetilgt geblieben sein, wenn die Blutentziehungen, sammt jenem Kehraus, ein naturgemässes, wirksames und heilbringendes Mittel zur Erlöschung von Entzündungen wären? Die Aussäuberung des Blutes bei Inflammationen ist nun einmal durchs Alterthum bei den Aerzten und durch sie bei dem

grossen Publicum sanctionirt, und der Arzt sichert sich gegen jeden Vorwurf beim tödtlichen Ausgange derselben, wenn er nur die Blutfahne fleissig geschwungen, obwohl die Entzündung der Organe bei der Section noch ungetilgt nachgewiesen wird. So declarirten z. B. bei der Section des Kaisers Franz weiland von Stifft und seine Consorten: „Die medicinische Behandlung ist die einzig richtige gewesen, allein die mehrmal repetirten Blutlässe haben nicht hingereicht, der steigenden Entzündung Schranken zu setzen, und eine noch eingreifendere Behandlung hat die allgemeine Beschaffenheit des Kranken nicht erlaubt, ohne ihn andererseits der Gefahr eines augenblicklichen Todes auszusetzen.“ Von welcher Mystification, von welcher Selbstgenügsamkeit zeugt solche kahle, unbegründete Erklärung! Doch wohl nur, um einen Freibrief für die hier geübten und in gleichen Fällen noch zu verübenden Blutverfolgungen zu gewinnen. Der Freiherr dünkte sich seiner Kunst so Meister, wie seine Mitleibwalter, welche, als *dii majorum gentium*, über jede Möglichkeit des Fehlens sich erhaben fühlten. Sind denn noch nie Entzündungen ohne Blutentziehungen nachtheillos verlaufen? Sicher sind bei und durch dieselben mehr getödtet oder siech gemacht, als bei selbigen genesen, und so gesund wie zuvor geblieben!

Unter den in neuerer Zeit über die gesammte innere und äussere Praxis erschienenen Schriften hat wohl keine eine ausgedehntere Anerkennung gefunden, als C. G. Neumanns Werk „über die Krankheiten des Menschen.“ Es ist ungemein geistvoll geschrieben, sehr viele eingerostete Irrthümer der Vorzeit sind darin mit lebendiger Sprache aufgedeckt und widerlegt, es konnte nicht wundern, dass das umfassende Werk sogleich eine 2. Auflage erlebte. Nach einem Recensenten derselben hat sich der Verf. dadurch „den Denkstein der Unsterblichkeit“ gesetzt, demnach kann es nicht fehlen, dass die darin ausgesprochenen Heilmaximen eine ausgedehnte Anerkennung und Nachahmung finden werden, bei Allen, welche nicht selbst denken und prüfen, sondern nur nach Autoritäten handeln. Band 1. p. 166 etc. schreibt N. die Cur aller 3 Formen der Lungenentzündung (Pleuritis, Pneumonie, Bronchitis) beruht Anfangs ganz auf Erfüllung einer Anzeige — der Hebung der nächsten Ursache der Entzündung. Diese ist erhöhte Vitalität im Ganzen, besonders erhöhte

Expansionskraft: es gilt also, diese herabzustimmen. Das schnellste, sicherste, wirksamste Mittel hierzu bleibt offenbar Blutausleerung aus einer Vene. Je eher beim Anfang der Entzündung Blut gelassen wird, desto sicherer verhüthet man das Höhersteigen derselben. Die ersten Aderlässe müssen durchaus reichlich sein; 16 Unzen beim Erwachsenen müssen wenigstens entleert werden. Ein Aderlass in der Remission hebt die ganze Krankheit. In der Pleuritis ist der Nutzen der Aderlässe höchst auffallend; kehren die Stiche wieder, so kann man zum 2. ja 3. Mal Ader lassen. Man lasse den Kranken nebenher Nitrum täglich 1 Quentchen nehmen. Bei Leibesverstopfungen gebe man Tamarinden mit weinsteinsaurem Kali als Abführmittel. Wenn der Kranke immer hustet, und die Bruststiche nicht nachlassen, ist Calomel das sichere Heilmittel. Auch Blutegel erleichtern nach dem allgemeinen Blutlassen. Bleiben Stiche zurück, dann Vesicatorien. Der Husten weicht dem Salmiak. Es wird kaum einen Fall einer rein entzündlichen Pleuritis geben, wo dieses Verfahren nicht ausreicht. Bei der ächten Pneumonie ist das Aderlassen Anfangs noch nothwendiger, das Calomel noch viel nöthiger und wohlthätiger, aber ernsthaft gegeben. Nitrum, Salmiak wird Niemand mehr anwenden wollen, der die grosse Kraft des Calomels kennen gelernt hat. Brechweinstein in grossen Gaben, zu 18 Gran den Tag, mässigt das Fieber und die Entzündung auffallend und sichtbar, dem Calomel gleich. In der Bronchitis ist die Gefahr am dringensten, und die Blutentleerung am nöthigsten. Da sie sehr rasch zu verlaufen pflegt, so darf man um so weniger damit säumen."

Nach diesen apodyctischen Hinstellungen müsste man wohl glauben, Neumann sei ein untrüglicher Meister in der Kunst, Lungenentzündungen zu heilen, ein anderer Heilweg sei nicht möglich, Missfälle der Behandlung wären ihm nicht vorgekommen, zumal ihm, der ja seine Kranken in der Charité unter strengster Aufsicht hatte, alle Mittel gleich zur Hand waren, er die Kranken täglich mehrmal sah, und sie *par ordre* gehorchen mussten. Aber der hinkende Bote kommt nach! Denn p. 173 schreibt er: „Während der Reconvalescenz daure noch Husten und Auswurf fort, der Kranke sei selten sogleich fieberfrei, er habe alle Abende Fieber, das dem hectischen nahe stehe, des Morgens

schwitze er noch lange, man solle nicht zu vorschnell das Ende aller Gefahr verkünden, das hectische Fieber könne selbst bedeutend werden, und irgend eine zufällige Störung den Tod noch immer herbeiführen. Während der ganzen Entzündungsperiode wären alle narkotischen Mittel schädlich. Es gelinge zuweilen solche Kranke mittelst stärkender Behandlung nach langer Mühe zu retten."

Dies nun sind die traurigen Früchte der so unfehlbar gepriesenen Antiphlogose, zu diesem Misere führt sie also Kranke, obwohl N. in der Einleitung sagte: „ein Aderlass in der Remission hebt die ganze Krankheit." — Wenn ein Arzt sich durch seine Schrift einen „Denkstein der Unsterblichkeit" gesetzt hat, so dürfte man wohl annehmen, sie enthalte nur naturgetreue, unumstössliche, infallible Wahrheiten. Mithin werden die Aerzte, welche bei ihrem Verfahren nur auf Autoritäten fussen, diesen verbotenus nach handeln, gar nicht zu dem Gedanken kommen, dass ein ganz entgegengesetztes Verfahren zulässig, verantwortlich, ja hülfreicher, vor Nachsiechthum schützender sein könne; aber dennoch ist dem ganz unbestreitbar und factisch so!

Theils in meiner „Prüfung neuerer Curmethoden," theis in meinen „Betrachtungen über das Verfahren bei Pneumonien" habe ich die zu meiner Behandlung in den 3 Jahren 1838—1840 gelangten 81 Pneumonisten namentlich aufgeführt, und nachgewiesen, dass davon nur einer gestorben, bei 80 aber die Krankheit ohne Nachsiechthum verlaufen ist, obwohl die grösste Zahl davon unter ungünstigen Lagen, über Land, weit entfernt, in Armuth, meistens ohne Pflege, und ohne zu meiner Ansicht gelangt zu sein, lebten, ja hoffentlich auch der Verstorbene nicht untergegangen wäre, wenn bei diesem ein solches Verhältniss nicht vorzüglich zutraf, und er erst dann mir zu Gesicht kam, als bereits bewusstlose Excretionen eingetreten waren, welche von Lähmung in den innern Organen zeugten. Da das Lesen gleichartiger Krankheitsfälle und gleicher Behandlung ermüdend ist, so habe ich Anstand genommen, die grosse Zahl der von mir seit 35 Jahren eben so behandelten Pneumonisten aus meinen Journalen aufzuführen, jedoch Beweise dargebracht, dass auch in den früheren Jahren mein Verfahren bei solchen kein anderes, dennoch aber nicht minder schützend, und Versiechung abwendend gewe-

sen. Wenn ich nun in allen den Fällen weder Aderlass, noch Blutegel, Salpeter, Salmiak, Calomel, Brechweinstein, Klystire oder irgend ein die Stuhlung direct beförderndes Mittel, weder zur Cur der fraglichen Pneumonie, noch irgend einer andern acuten Krankeit je angewendet habe, aber keins der Subjecte in solches Nachsiechthum gerieth, wie Neumann theilweise erfuhr, so habe ich wohl ein Recht zu behaupten, dass ein, jene von N. angerühmten Mittel ausschliessendes, Verfahren ein sichereres, den Verlauf abkürzenderes und rettenderes, nebenher auch kostenloseres sei. Da die mehrsten von dieser Krankheit befallen werdenden Subjecte der nur durch Arbeiten sich ernährenden Classe angehören, weil sie sich alle den Schädlichkeiten und Anstrengungen aussetzen müssen, welchen der Wohlhabende sich nicht unterzieht, mithin in Armuth leben, so begreift sich, dass sowohl längeres Kranksein, als längere Convalescenz durch so schwächende Behandlung zu noch mehr Armuth den Grund legt. Sterben nun gar arbeitsfähige Menschen bei solchem Verfahren in den besten Jahren, dann ist der Verlust wegen der nachbleibenden Waisen für Gutsbesitzer und Armenanstalten doppelt fühlbar und lästig. So war es unlängst in einem Landgute der Fall, dass binnen kurzer Zeit 3 Arbeiter in den besten Jahren unter streng antiphlogistischer Behandlung der Pneumonie verstarben, und der Gutsherr mit 3 Wittwen und 16 unmündigen Kindern belastet ward, daneben aber noch die Curprocesse nicht unbedeutende Expensen veranlasst hatten.

Neumann's Behauptung: Während der ganzen Entzündungsperiode wären alle narcotische Mittel schädlich, ist eine der unbegründetsten Behauptungen, welche er nur aufstellen konnte, und völlig widerlegt durch meine 80 oben erwähnten Krankheitsbehandlungen. Sind die Lebenskräfte noch nicht zu weit gesunken, so sind narcotische Mittel höchst wohlthätig bei Pneumonien, und, — falls nicht eine eigenthümliche, jedoch höchst selten zutreffende Idiosyncrasie dem Subjecte inne wohnt, — das Opium eine weit angemessenere Panacee gegen die Brststiche, als der Schnepper. Wenn aber die Lebenskraft bereits tief gesunken, oder sie dem Kranken durch Entleerungen der Blutgefässe und Ausräumung des Dauungsschlauchs geraubt worden, so befördert das Reichen von Opium und andern narcotischen Mitteln den

Collapsus, lähmt Herz und Lunge, bewirkt Unvermögen zur Expectoration. Ist nun aber Neumann's und Anderer Grundsatz allemal der, zunächst dem Blute den Handschuh hinzuwerfen, müssen nach ihm die ersten Aderlässe reichlich sein, so begreift es sich, dass er von nachheriger Anwendung narcotischer Mittel nur Nachtheil erfahren, und somit in den Fehler verfallen konnte, diese höchst wohlthätigen Mittel unbeschränkt zu perhorresciren. Da die wohlthätigste Crise der Pneumonie allemal die ist, dass, neben freier, leicht unterstützter Expectoration, bald ein ergiebiger, jedoch nie durch erhitzende Mittel oder heisses Regim zu befördernder Schweiss erfolgt, wobei das mit erschütterndem Frost auftretende Pneumoniefieber eben so wohlthätig sinkt, wie ein Wechselfieberanfall, so ist schwer zu begreifen, wie die Natur Kraft behalten soll, zur Bildung dieses kritischen, meistens höchst ergiebigen Schweisses, wenn der Fond dazu — das Blut — wiederholt entzogen, oder wie die Expectoration ungestört erfolgen könne, wenn der Dauungsschlauch durch die mehrfältigsten deplirenden Mittel zu Excretionen forcirt wird. Dies liegt so klar auf der Hand, dass es zu bewundern ist, wie ein Schriftsteller dem andern nachschreiben kann: verschütte das Blut, nimm den Dauungskanal in Anspruch, um die entzündliche Ergriffenheit der Lunge zu tilgen. Da der Gedanke so nahe liegt, dass es eben so gerathen ist, sparsam mit seinen Lebenskräften zu verfahren, selbst in gesunden Tagen, wie mit seinem Vermögen haushälterisch umzugehen, so ist es zu verwundern, dass die Aerzte es sich zum Gesetz gemacht haben, dann, wenn eine innere oder äussere Entzündung mit Zerstörung den Körper bedroht, alle Segel aufzuziehen, um die der Organisation allein Gehalt gebenden Lebenskräfte zu verschwenden. Man hätte doch wohl von einem mit so vorzüglichen wissenschaftlichen Kenntnissen und unternehmender Genialität begabten Manne, als womit N. ausgerüstet ist, erwarten sollen, dass er, da seinem blutigen Verfahren so häufige Nachwehen folgten, einige Fälle von einfacher Pneumonie, oder andern Entzündungen, bei angemessenem Regim ohne irgend ein orthodoxes medicinisches Einschreiten hätte verlaufen lassen, oder wenigstens nur Mittel in Anwendung gezogen, welche nicht direct die Lebenskräfte schwächen. Ihm, der einer so grossen Heilanstalt vorstand, worin er souverain handeln

konnte, wo es gar nicht zur Beurtheilung des Publicums gelangt, er keinen Vorwurf zu fürchten hatte, ob darin ein Paar Dutzend mehr oder weniger sterben, hätte doch wohl die Versuchung dazu näher liegen sollen, in dem ja darin oft ohne Bedenken Versuche mit den unbekanntesten Mitteln, wenn sie auch nur von Laien, wie Hellmund und Consorten, ausgeführt wurden, zugelassen werden. Wie viele sind wohl in der Charité ins Grab spedirt worden, als es Reich gelungen war, mit seinem als infallibel im Reichsanzeiger ausposaunten Mittel zur Heilung acuter Fieber verfahren zu dürfen. Die Kranken haben bei seiner schönen Kunst nichts gewonnen, wohl aber er, dem eine jährliche Rente von 500 Thlrn. zu Theil ward. Hatte sein Verfahren die beobachtende Commission angesprochen, so konnte es nur deshalb sein, dass seine Mittel nicht so der Fegmethode angehörten, als die sonst gebräuchlichen Mittel. Ist der höchste Zweck des Arztes am Krankenbette: wahre, gründliche und sichere Heilung, also Conservation der vor Eintritt der Krankheit besessenen Lebenskräfte, so begreift es sich, dass beim Curverfahren alle die Mittel ausgeschlossen werden müssen, welche diese direct vermindern. Das Curverfahren ist das bessere, welches dem Leben, der Natur, der Erfahrung entlauscht worden, das wird sich nützlich bewähren, — die nur aus der Schule, den Büchern erlernte Arzneigelahrtheit ist einem Irrgarten gleich. Man sollte meinen, dass wenn ein Mensch nach mehren Blutentziehungen stirbt, diese als die Ursache, wenigstens als Mitursache, des Todes betrachtet würden, indess weder bei dem Arzt, noch beim Publicum erkeimt dieser Gedanke, obwohl, wenn nach freiwilligen Blutungen der Tod eintritt, diese für hinreichende Ursache desselben betrachtet werden. Eine Unterlassungssünde müsste denn doch weit eher verziehen werden, als eine Begehungssünde, wenigstens lässt doch der Richter weit lieber einen Verbrecher laufen, als dass er einen nicht überführten zum Schaffott führt.

Obwohl ich früher gar oft mit den reactionären Einreden und Bestrebungen Einzelner, bevor ich mein Publicum für meine Ansichten gewonnen, manchen Kampf zu bestehen hatte, so ist es doch gelungen, mit meinen Ansichten durchzuwirken, weil ich allemal meine Kranken ohne eine collegialische Zuziehung behandelt, mir also von der Seite die Hand frei gehalten habe. Indess

wo ist jemals ein besseres Gesetz, ein zweckmässigerer Bau, Kleidung, Glaube oder Verfahren ohne Widerstreben der dem Alten anhangenden Partei ins Leben getreten? Fanden doch hier zu Lande in neuerer Zeit die wohlthätigsten Einrichtungen, z. B. die Sparkassen, der Chausseebau, eine geraume Zeit hindurch vielseitigen Widerspruch von sich erleuchtet dünkenden Männern. Da schon dem Kinde Furcht gegen Blutungen angeboren ist, so hat es denn doch wohl den ersten Aerzten, die so kühn waren, nicht allein Venen, sondern auch Arterien zu öffnen, vielen Kampf gekostet, dem Verfahren Eingang zu verschaffen, und viele Vorwürfe veranlasst, wenn dann der Tod folgte; indess eben so schwer wie die Blutentziehungen die öffentliche Meinung für sich gewonnen haben, eben so schwer wird es halten, ihnen das Bürgerrecht wieder zu entziehen. Sicher aber wird früh oder spät eine beglückende Morgenröthe der Heilkunst leuchten, wo Zwecks der Heilung der Krankheiten kein Arzt ferner Blutentziehungen anwenden wird oder darf, da grade diese es sind, welche höhere bedenkliche Krankheiten zum längern Verlauf, oder zur nachherigen Kränklichkeit, zu höherer Scale oder auch zum Untergang stempeln. Greife nur jeder Leser dieser Zeilen in seinen Busen, nehme er sein Erinnerungsvermögen oder seine Journale zur Hand, und erwäge er die Todesfälle bei acuten Krankheiten, welche ihn und Andere betrübten, so wird er sich hoffentlich überzeugen, und wünschenswerth auch erkennen, dass der Schnepper und die Egel der Sichel des Freundes Hein zu vergleichen sind. Vielleicht kann kein deutscher Arzt mit mir das Zeugniss ablegen, dass er in einem Zeitraum von 35 Jahren keinen Tropfen Blut Zwecks der Heilung (versteht sich bei Operationen ist dies ja unvermeidlich) dem Menschenkörper entzogen, aber auch so lange kein directes Brechmittel gereicht habe. Spräche ich nicht die Wahrheit, so würde sich wohl Jemand gefunden haben, der die von mir in meiner „Prüfung neuer Curmethoden" angelobte Prämie von 100 Friedrichsd'or für Nachweisung solcher Anwendungen bei mir sich eingefordert hätte. Da dem nun die Wahrheit ist, mir die lebendigste Ueberzeugung inne wohnt von der Verderblichkeit, mindestens von der Entbehrlichkeit so gefahrvoller, heroischer Mittel, und da jedes Krankheitsbehandlungen veröffentlichende Journalstück vielfache Belege für meine Behauptung und

Ueberzeugung darbringt, so wird man meinen Kampf und Eifer für Anerkennung meiner Grundsätze nicht als Missachtung der Männer, die noch nicht zu gleicher Erkenntniss gelangt sind, ansehen, sondern als Mitleidsgefühl für alle die Kranken, welche vertrauensvoll ihr Blut unnöthigerweise hergeben, damit dem bemooseten Köhlerglauben der Heilkunst genüget werde. Fürchten wir doch für jede, zufällig bei Verwundungen, oder freiwillig bei Krankheiten oder Operationen, nachfolgende Blutung, sind bemüht sie alsbald abzuwenden; aber wie oft auch nach, durch Schnepper oder Egel bewirkte, Blutungen Siechung oder Tod folge, so kommt Aerzten und Laien doch gar nicht der Gedanke in den Sinn, dass dies Verfahren könne nachtheilig oder verderblich geworden sein, abgesehen davon, dass die Zahl derer nicht gering ist, welche durch solches fehlerhaftes Operations-Verfahren selbst traurige Folgen erlebte, oder gar unterging. Die Heilkunst will aus dem Leben, nicht aus der Schule und aus Büchern gelernt sein.

Abermal ist von C. G. Neumann ein höchst geistreiches gelehrtes Werk erschienen: „Pathologische Untersuchungen als Regulativ des Heilverfahrens." Wie viel Treffliches auch diese Schrift enthält, so ist doch die beharrliche Consequenz zu beklagen, wenn Verfasser pag. 176 schreibt: „Gewiss kann der Pneumonie, die sehr selten von der Verminderung der Contractilität ausgeht, also fast immer sthenisch ist (früher liess er gar keine asthenische zu!), ihre Entwickelung, das Höhersteigen, die Verbreitung der Entzündung durch kräftige Blutentziehung verhütet werden', ja es ist hier das sicherste Mittel dazu, was prompt wirkt, und mehr als alles Andere geeignet ist, der Gefahr vorzubeugen. Das hat die Erfahrung viel Tausendmal gezeigt (aber auch viel Tausend sind heimgefahren, wenn gleich von vorn herein und vielfältig Blutentziehungen gemacht worden!), es ist wahrer Frevel, dies Bewährteste (?!) aller Heilmittel in so grosser Gefahr zu unterlassen, um ein Experiment zu versuchen (mein Unterlassen alles Blutentziehens ist kein Versuch, sondern auf hunderte von Erfahrungen fest begründet!), ob man nicht durch Calomel, Brechweinstein u. s. w. (deren Anwendung ist nicht minder unsicher, ja gefährdend!) den Kranken auch ohne Blutlass heilen könne. In der Pleuresie besonders (ob wir

mit Pleuritis, oder Pneumonitis, oder Bronchitis zu thun haben, bleibt sich gleich, nur die individuelle Constitution des Kranken bedarf Berücksichtigung bei Erwählung der Mittel und Bestimmung ihrer Quantität!) wirkt der Aderlass, zu rechter Zeit vorgenommen (dies ist ein guter Versteck!), wie ein Zauber, — die ganze Krankheit ist mit einem Male gehoben (wollte Gott dem wäre so! Wenn die Petersburger Aerzte dies werden capirt haben, so wird in den dortigen Todtenlisten das Wort „Pneumonie" ganz fehlen!). Wenn er auch in wahrer (also auch eine unwahre?) Pneumonie nicht so glänzend wirkt, so leistet er doch schon sehr viel, wenn er die volle Entwickelung der Krankheit verhütet. Aber wenn diese eingetreten ist, was soll er da noch leisten? Jetzt hängt die Gefahr davon ab, dass die Blutmasse schnell und gewaltig abnimmt (doch wohl nur Falls V. S. angestellt werden?), da kein oder wenig Chylus zuströmt, und die Sanguification in den Lungen auf eine Stelle, eine Höhe derselben beschränkt, im andern Theile unmöglich ist. Lässt man nun noch Ader, oder legt man Blutegel an, so befördert man den Tod durch Beförderung des Resultats der Krankheit, in Lungenentzündung mehr, als in jeder andern Entzündung."

Für ein so gefährliches Mittel erklärt Neumann nun in neuerer Zeit die Blutentziehung, nach völliger Entwickelung der Krankheit. Diese hat aber in der Regel gar keine Vorläufer, ohne diese wird der Mensch von einem Schüttelfrost plötzlich befallen, und mit seinem Nachlass ist die Pneumonie mit allen Symptomen da. Hat nun der Erkrankte nicht sogleich einen Blutlasser zur Hand, wohnt er meilenweit ab von einem solchen, zögert er etwa zur möglichen Vermeidung der Kosten einen solchen sogleich herbeikommen zu lassen, so wird um so mehr die „volle Entwickelung der Krankheit" geschehen sein, bevor Jener herbeigekommen. Nun müssen aber nach N. die ersten V. S. durchaus reichlich sein, wenn die Stiche währen, so kann man zum 2., ja 3. Mal aderlassen; mithin wird dieses doch erst geschehen können, wenn die volle Entwickelung der Krankheit bereits zugegen ist. Wäre dem Allen aber auch nicht, wo finden wir Aerzte, welche mit einer so grossen Diagnose ausgerüstet sind, wie unser Neumann, der nach jener Recension unter den Aerzten so hoch steht, wie Paganini unter seinen Collegen.

Giebt es nun leider unter den Aerzten mehr Stümper, als in allen andern Fächern des Wissens, haben diese aber dennoch eine souveraine Macht, sollen sie irresponsabel sein über ihr Thun und Lassen, so werden sie, da ihnen gelehrt worden, „dass das schnellste, sicherste und wirksamste Mittel zur Hebung der nächsten Ursache der Entzündung der Blutlass ist," nicht ermangeln, den 2., ja 3. zu instituiren, wenn die Stichgefühle wieder eintreten. Unterliegt der Kranke bei solchem Verfahren, so ist doch *methodice* verfahren; die Masse der Aerzte ist so verblendet, dass sie den üblen Ausgang der Hartnäckigkeit der Krankheit, nicht aber dem eignen verderblichen Verfahren beimisst, wovon die obige v. Stifft'sche Declaration ein Beispiel lieferte. — Die Sterne gehen ihre Bahn ewig in gleichen Kreisen, aber menschliche Gesetze und Ansichten bedürfen von Zeit zu Zeit einer Revision.

Einen mich nicht wenig erschütternden Beleg zu obiger Behauptung las ich jüngst in Nr. 37. 1841 der Casper'schen Wochenschrift.

Dem Chr. Zeuschner wird wegen krebsartiger Ergriffenheit der Vorhaut diese 1816 von v. Gräfe mittelst Ligatur entfernt, 1831 bildet sich an dessen Eichel eine verhärtete schmerzhafte Stelle, welche sich allmählig in ein carcinomatöses Geschwür über die ganze Eichel verwandelt. Da alle Curversuche scheitern, so wird die Amputation derselben beschlossen, bewilligt, und zu meinem Erstaunen nicht durch einen augenblicklich wirkenden Schnitt (wie ichs gethan, nach meinen Curbildern), sondern durch die höchst schmerzhafte, langwierig wirkende Ligatur ausgeführt, und binnen 12 Tagen die Heilung fast bewirkt. Tags darauf, am 15. Februar, wird der Geheilte von einem starken Schüttelfroste und heftigen Brueststichen ergriffen, was ihn bestimmt, sich vom nächsten Barbier 3 Tassen Blut entziehen zu lassen. Am 16. früh wird vom Arzte Eulenburg heftige Pneumonie erkannt, weshalb noch 4 Tassen Blut entzogen, 15 Blutegel gelegt, und Salpeter mit Calomel stündlich gereicht, den Abend noch 4 Tassen Blut abgelassen werden. Obwohl am 17. damit nichts gewonnen ist, ja sogar schon Singultus hohe Lebensgefahr verkündet, werden jene Mittel fortgereicht, 15 Egel gesetzt, und 4 Tassen Blut am Morgen, Abends noch 3 entzogen. Trotz

des Fortbestehens, ja der Steigerung aller Symptome werden am 18. Nachts noch 4 Tassen abgelassen, und ein Vesicans gelegt. War nun gleich durch Entziehung von 22 Tassen Blut, Anwendung von 30 grossen Egeln, 40 Gran Calomel, 6 Quenten Salpeter die Pneumonie zur tödtlichsten Scale gesteigert, so wurde nun doch noch, nach Berathung mit einem Collegen, Brechweinstein in grossen Dosen gereicht, worauf am 21. der Kranke endete. Der Verfasser nennt vorstehendes ein „sonst in Pneumonien vom glücklichsten Erfolge gekröntes Verfahren," nach meinen Erfahrungen habe ich doch wohl vollen Grund über diesen Ausspruch zu erstaunen, und seine Kranken zu bemitleiden. Schon bei Neumann hätte er lernen können, dass, wenn die volle Entwickelung der Pneumonie eingetreten ist, nun noch Aderlass und Blutegel angewendet werden, damit der Tod bei Lungenentzündungen mehr als bei jeder andern Entzündung befördert wird."

Der Verfasser stellt sich nun in seiner desfalsigen Epikrise folgende Fragen auf, indem er einen metastatischen Zusammenhang der Pneumonie mit der unternommenen Amputation sich erdachte:

1) War die Operation wirklich indicirt?
2) Welchen Zusammenhang hatte diese Operation mit der hinzugetretenen Krankheit?
3) Liess sich der eingetretene Ausgang verhüten?

Da es mit dem Kranken bis zu dieser Sachlage gekommen war, so lag gegen die Operation selbst keine Contraindication vor, sondern nur gegen die Methode. War auch v. Gräfe mit Ligatur der Vorhaut voraufgegangen, entschied sich auch Patient für sie zur Entfernung der Eichel, so hätte E. lieber ihn an einen andern Operateur verweisen sollen, als sie unternehmen. Die Abbindung der Eichel erscheint mir eben so kunstwidrig, als wollte man dadurch ein Carcinom der Zunge, der Nase, der Ohrmuschel entfernen. Die in einer Secunde beschaffte Operation, mittelst der Klinge, überhebt den Patienten nicht nur weitern Schmerzes, sondern auch der Angst und Sorge, die er im Herzen trägt, so lange die Nachschnürung der Ligatur nöthig ist. Liess die Operation eine Metastase besorgen, so war diese weit eher durch die lange Einwirkung der Ligatur zu erwarten, als nach der Klinge. Da am Tage vor Eintritt der Pneumonie die Penis-

wunde noch nicht ganz consolidirt war, so lässt sich eine so baldige Metastase nicht annehmen, wäre eine solche aber erfolgt, so würde sie doch wohl in sympathischen Organen — den Hoden, Leistendrüsen oder Samenbläschen — ihren Sitz aufgeschlagen haben, nicht aber in den Lungen; falls aber dies dennoch geschehen, so würde sie doch hier erst langsam erkeimt, einen chronischen Verlauf gemacht haben, nicht aber einen so acuten. Hat irgend ein Umstand den Patienten zum Eintritt der Pneumonie geneigt gemacht, so ist es wohl der, dass Patient, wegen des 4 Tage währenden Operationseingriffs, so lange in Angst schwebte, dann aber auch, dass unterdess „für offnen Leib (durch welche Mittel?) gesorgt wurde." Den Eintritt der Stuhlung muss man, selbst nach Operationen, allemal der Natur überlassen; jene durch Mittel — zumal durch von oben wirkende — befördern, wirkt störend auf den Ernährungsprocess, macht zu fiebrichter Stimmung, zu Complicationen in der Regel geneigt. Solche Einwirkungen lassen mehr fürchten, als wenn der Operirte sich der unschädlichen, vom Verfasser aber gefürchteten freien Luft, oder einem Luftzuge ausgesetzt hätte. Wenn hier „die gegen genuine Lungenentzündung gerichtete Behandlung ohne allen Erfolg angewendet wurde, dass nicht einmal eine vorübergehende Erleichterung durch dieselbe verschafft wurde," so frappirt es, dass E. noch die 3. Frage hinstellt: „liess sich der eingetretene Ausgang verhüten?"

Kohnte auch hier, wenn bereits sogleich bei der ersten Ergriffenheit des Operirten durch den Wundarzt Blut gelassen, und dennoch die Krankheit sich steigerte, der Arzt den Fehlgriff machen, noch einen 2. Blutlass und Egel zu instituiren, etwa in dem Wahne, der erste sei nicht zureichend gewesen, so hätte nun doch wohl, als darauf sichtbar steigende Verschlimmerung folgte, diese trügerische Speckhaut auf dem Blute nicht Grund sein dürfen, eine dritte V. S. zu unternehmen. Dass aber, nachdem bereits toddrohender Singult auf Mortification der Lunge hinwies, dennoch 2mal Aderlässe und Blutegel angewendet wurden, deutet doch wohl klar genug auf befangene Beharrlichkeit eingerosteter Schulprincipien hin, und möge sich der Verfasser nun selbst seine 2. Frage beantworten, wenn er auch alle meine oben erwähnten Erfahrungen zurückweisen, nur jene Neu-

mann'sche Declaration in seinen „pathologischen Untersuchungen" berücksichtigen will. Nach Neumann hatte sich die Pneumonie nun bereits völlig ausgebildet, es konnte also der Tod nur beschleuniget werden, durch die *coup sur coup* gemachten Blutlässe. Dass bei einer Behandlung, wo weder Blutlass und Egel, noch Salpeter, Calomel und Brechweinstein zur Anwendung gelangten, — vielmehr eine jede Schwächung der Lebenskräfte vermeidendes Verfahren angezogen ward, die Folge der Operation, und der Ausgang darnach etwa eingetretener Pneumonie ein anderer geworden, der Kranke nicht im Galopp zum Styx gefahren, der Ueberzeugung lebe und sterbe ich (und hoffentlich Mancher mit mir); gleichviel, — die Pneumonie wäre hier durch Clima oder Metastase bewirkt. Ganz stimme ich jedoch der schliesslichen Bemerkung des Verfassers bei, dass eine solche und ähnliche Operation nicht zu lange verschoben werden dürfe; es ist mir in den Sinn gekommen, wie einfach manche Heroen der Akiurgie, zur Vermeidung derselben, Zittmann'sches Decoct, Entziehungscuren der Klinge vorauf anwenden; aber eben so entfernt bin ich auch, ihm darin beizustimmen, dass durch Etablirung einer Fontanelle eine vicariirende Absonderung für den fortzunehmenden Secretionsheerd gewonnen werden könne. Wäre damit was auszurichten, so würden ja durch selbige Recidive von Krebs, Carcinomen, Blutschwamm u. s. w. zu verhüten sein. Nie habe ich damit Operirte, oder sonstige Kranke dauernd belastet, vielmehr Allen, die, damit beladen, sich an mich wandten, gerathen, sich von der Plage zu befreien, davon aber nie Nachtheil erfahren.

Dass Eulenburg grösser Anhänger der krassen Antiphlogose ist, ersehen wir auch aus Nr. 36. 1841 der Casper'schen Wochenschrift. Ein 17jähriges Mädchen, bei der seit 2 Monaten die Regeln ausgeblieben (was ja immer nur von Blutmangel zeigt!), ward, indem sie ein, an Augenentzündung mit Schleimfluss leidendes Kind pflegte, und dabei ganze Nächte wachen musste, von gleicher Affection befallen; es gesellte sich dazu sogleich Lichtscheu, Thränen, Anschwellung der sämmtlichen Bindehäute, weshalb eine „starke Laxanz von Calomel und Jalappe (!)" gereicht ward. Hierauf steigerten sich (begreiflich!) alle Symptome sehr rasch, Geschwust der Augendeckel, Lichtscheu, starke Schmerzen

im Auge, ein lebhaftes, mit Frost begleitetes Fieber trat ein. Es wurden nun 5 Tassen Blut entzogen, 15 Egel gesetzt, graue Salbe mit Mohnsaft eingerieben, 2stündlich 2 Gran Calomel gereicht, im Nacken starke Stibiumsalbe applicirt. Als am nächsten Morgen alle Symptome gesteigert waren (was doch wohl von unrichtigem Verfahren zeugte?), wurden dennoch 4 Tassen Blut gelassen, 15 Egel gesetzt, und als am Abend der Schmerz sich wieder mehrte, noch 12 Egel angewandt. Bis zum 3. Morgen waren 30 Gran Calomel verschluckt, und starker Mercurgeruch zugegen, weil aber keine Stuhlung eingetreten, so wurde zu dem Zwecke schwefelsaure Magnesia gereicht und klystirt. Die Folge dieser Behandlung war, dass, unter Steigerung aller Symptome und unter den heftigsten Schmerzen, schon am 4. Tage der Augapfel platzte. Wenn nun gleich bei dieser Kranken alsbald das andere Auge in gleicher Art ergriffen ward, und trotz nicht minder strengster Antiphlogose dessen Sehkraft nicht erlosch, so ist das noch kein Beweis, dass die Behandlung eine wohlthätige, naturgemässe gewesen. In meiner „Entschleierung des bisherigen Curverfahrens bei der sogenannten ägyptischen Augenentzündung" glaube ich ausführlich genug nachgewiesen zu haben, wie viel Unglück die Herren der Augenheilkunst durch ein gleiches Verfahren angerichtet, woher es denn gekommen, dass viele Tausende des Augenlichts beraubt wurden. Dennoch lässt die Mehrzahl Jener noch heut zu Tage nicht davon ab, jede Augenentzündung mindestens mit Blutegeln und Laxanzen zu bekämpfen, ja in einem neuerlichen Falle wurden vor und nach einer Kataractoperation in Berlin 14 Blutlässe, und 188 Egel bei einem hiesigen bejahrten Bäcker, schwammichter Constitution, welche überdies weniger solche Entziehungen verträgt, in kurzer Zeit angewandt, und somit der ganze Zweck der Operation vernichtet. Durch solch' Verfahren wird nur zu oft aus einer einfachen, durch Zink, Mercur, mit oder ohne Opium, leicht zu hebenden Augenentzündung mindestens ein langwieriges, hartnäckiges Leiden, wo nicht gar Blindheit bereitet. Aber das Gros der Aerzte ist meistens so verblendet, dass bei üblem Ausgange die Hartnäckigkeit der Krankheit, nicht aber das gewählte verderbliche Verfahren angeklagt wird.

Was wird Neumann zu der vorstehenden Behandlung der Augenentzündung gedacht haben. Da sie eine Uebertragung der

ophthalmia neonatorum, war so musste doch wohl bei der Wärterin eine ähnliche Behandlung, wie bei dem Kinde, angewandt werden, nun aber schreibt Neumann in seinem „Allgemeinen Hausarzt" pag. 4. bei dem genannten Uebel: „sollte der herzugerufene Doctor weiter nichts wissen, als Blutegel und kaltes Wasser, so bittet ihn höflich, nicht wieder zu kommen, und seht euch nach einem Verständigern um, denn ein solcher ist wohl ein Doctor, aber kein Arzt." Diese Schrift ist überfüllt mit Exclamationen gegen Blutentziehungen, ja er nennt die Anhänger derselben mehrmals Mörder, während jene in dem Werke über „die Krankheiten der Menschen" häufig mit einem kathegorischen Imperativ von ihm anbefohlen worden. Diese Inconsequenz des genialen Schriftstellers muss um so mehr befremden, als sein letztgenanntes Werk den allgemeinsten Beifall gefunden, und in vieler Hinsicht einer Fackel gleicht, um sich durch die dunkeln Irrgänge, welche der Arzt bei chronischen Krankheiten mitunter durchzuwandern hat, hindurch zu finden; ja gediegene Aerzte (z. B. der leider so jung verstorbene Hellseher Bluff) versichern, sie enthalte einen Schatz von Wahrheiten, und sei unbedingt die beste specielle Pathologie und Therapie der neuesten Zeit. Wird jene Schrift dafür anerkannt, so ist es um so mehr nothwendig, dass auf die darin von unbefangener Beobachtung der Naturheilkraft und deren Wirkung in Krankheiten abweichenden Dogmen und Verfahrungsarten hingewiesen wird. — Wahrheiten, wenn sie mit verjährten, bei Aerzten und Laien sanctionirten Meinungen und Verfahren im Widerspruch stehen, müssen öfter wiederholt werden, wenn man ihnen Eingang verschaffen, und die Irrthümer ausmerzen will. Nur die allgemeinen Principien der Naturwirkungen aus der Naturlehre sollen und dürfen die Richtschnur der Practiker sein, und ihrem Handeln zu Grunde gelegt werden. Die Wahrheit ist gewiss die wichtigste in der Praxis, dass die Fegmethode zwar für den Arzt und Apotheker goldne Früchte trägt, aber für den Kranken eine Geissel ist; Mancher wird vielleicht müde dies Bekenntniss zu lesen, aber ich werde nicht müde werden, es zu wiederholen. Chronische Krankheiten werden weit seltner Plage der Menschen sein, wenn Aerzte bei acuten Krankheiten nicht dem Feldgeschrei: „kreuzige ihn" huldigen. Gar viele Krankheitsgeschichten sind so

abgefasst, dass es zweifelhaft bleibt, soll man mehr über den Unverstand, oder über die Keckheit erstaunen, damit öffentlich hervorzutreten; doch haben sie theilweise den Nutzen gestiftet, dass verständige Laien das unsinnige Verfahren der Allopathen begriffen, und ihre Leiber lieber einem Hahnemann, Oertel, Priesnitz und Consorten zu Experimenten hingaben. Würde wohl im Spree-Athen eine homöopathische Klinik zu Raum gekommen sein, wenn nicht dort die Geissel der Allopathie begriffen worden wäre; und liegt in deren Einrichtung nicht eine Beschimpfung für alle die, welche letztere bisher dort übten? Aber so flüchtet man von einem Extrem zum andern, und weiss nicht die goldne Mittelstrasse zu finden. Doch deren Zeit wird auch einmal kommen! Zwar bin ich bei mehren Veranlassungen in den Ton der Anmassung verfallen, und bin deshalb von meinen Recensenten proscribirt worden, aber es ist schwer, ohne Verrath an der Sache, die glatte Bescheidenheit zu beobachten. Alles von mir je Geschriebene überlasse ich der Prüfung und seiner Wirkung, bescheide mich zufrieden, dass ich nur das Wahre und Gute befördern wollte.

Zur Würdigung des Jodkali.

Osbrey (the Dublin Journal, July 1842) betrachtet den Speichelfluss als eine specifische, legitime Wirkung des Jods, wie Kalijods. Er erzählt eine Menge Krankengeschichten, welche seine Annahme erhärten, wenigstens erhärten sollen. Von allen Beispielen nur eins, es wird hinreichen. Man höre! — Ein Kranker hat bei einer acuten, katarrhalischen Augenentzündung Kalomel erhalten, wie lange und wieviel ist nicht angegeben. Dass er es aber erhalten, geht daraus hervor, dass es (S. 420) heisst: den 3. Febr. waren die acuten Symptome beseitigt, den kleinen Gaben Kalomel, die er (der Kranke) gebraucht hatte, wurde nun schwefelsaures Chinin beigegeben. Das Recept ist: *Rec. P. Jacobi, Sulph. Quinae* aa *gr viij, Submur. hydrargyri gr jj. In pilulas quatuor; I ter die.* Den 6. ist das Zahnfleisch welk und weisslich (421). Das Quecksilber wird weggelassen, und da die

Besserung bei den nur äussern Mitteln sehr unbedeutend ist, am 8. verordnet: *Rec. Decocti Cinchonae ℥vij, Tincturae Cinchonae ℥β, Jodidi Potassii 3β, Syrupi Zingiberis ℥β M. D. ℥j bis die.* Als Patient am 9., Abends zwischen 9 und 10 Uhr, die erste Gabe der Mixtur genommen hatte, wachte er des Morgens 3 Uhr auf, hatte einen sehr üblen Geschmack im Munde, wundes Zahnfleisch und einen copiösen Speichelfluss Am 10. war der Speichelfluss vorüber, die Mixtur wird wieder fortgesetzt (S. 422). In der Epikrise philosophirt nun Verfasser bezugs der Salivation: man werde bemerkt haben, dass sie unmittelbar nach Anwendung des Kalijod's erfolgt sei, und fährt dann fort: „Durchschnittlich zeigt das Kalijod in so mässigen Gaben nicht eine so intensive Wirkung, als es in diesem Falle bewiess." Wer in aller Welt wird aber den Speichelfluss auf Rechnung der einen Gabe von circa 4 Granen Kalijod bringen! geht denn nicht aus dem Angegebenen auf das Deutlichse hervor, dass der Speichelfluss Folge des Kalomel's war!?

Auch Ricord versichert in seinen *Etudes sur l'action pathogénique de l'iodure de potassium (Bulletin gén. de Thérap. Sptbr. 1842):* er habe oft Speichelfluss nach dem Kalijod beobachtet, und dieser sei bisweilen ebenso heftig gewesen, als er sich nach dem Mercurial-Gebrauche einstellt. Osbrey hält aber die Salivation für ein constantes Symptom, und desshalb konnte er auf das längere Zeit gebrauchte Kalomel, welches schon am 6. ein welkes, weissliches Zahnfleisch zur Folge gehabt hatte, keine Rücksicht nehmen. Im Uebrigen ist von den deutschen Aerzten nur selten, und dann immer nur ein gelinder Speichelfluss beobachtet worden, womit auch meine Erfahrung, trotz einer sehr häufigen Anwendung dieses Mittels, vollkommen übereinstimmt. In dem *Bulletino delle scienze mediche publicato per cura della società medico-chirurgica di Bologna etc. Gennaio 1842* heisst es S. 75: Seguin bringe neue Beobachtungen zur Bestätigung Desjenigen bei, was zuerst Ricord, und nach ihm andere Praktiker über die antisyphilitische Wirksamkeit der Jodpräparate veröffentlicht haben. Hierbei ist zu erwähnen, dass diese Präparate, so besonders das Jodkali, schon lange vor Ricord gegen syphilitische Affectionen angewendet wurden, und dass wir dessen Einführung als Antisyphiliticum besonders dem Engländer Wallace zu verdanken haben.

Es hat mir stets etwas Lächerliches, wenn sich die Aerzte, wie dies so häufig vorkommt, über ihre Priorität dieser oder jener, mehr oder weniger unwichtigen, Erneuerung ereifern. Wenn aber, wie hier, ein Arzt (Wallace) über die Anwendung des Jodkali öffentlich und wiederholt und lange vor einem andern (Ricord) seine Mittheilungen gemacht hat, was doch jeder medicinische Schriftsteller wissen könnte und müsste, und dieser Prior selbst sich dagegen nie auflehnt, so steht es sicher dem Unbetheiligten zu, der Wahrheit zur Ehre, einige Worte dagegen zu sagen. Die französischen Aerzte, namentlich die jüngern, stellen Ricord so allgemein als den Auctor der Anwendung des Jodkali gegen Syphilis auf, dass späterhin die Wahrheit höchst unwahrscheinlich gefunden werden dürfte. In dem eben vor mir liegenden *Bulletin gén. de Thérap. Juill. 1842* theilt Langevin 6 Beobachtungen über die Wirksamkeit des Kalijods mit — er nennt dessen Anwendung *„la méthode de M. Ricord."* — Er hat anhaltend die glänzendsten Resultate erhalten, wie er schreibt, und es ist wahr, wie er schreibt, sind sie überraschend: chronische, inveterirte Rachengeschwüre, wo das Zäpfchen nur noch an einem dünnen Läppchen hängt, Dysphagie, Aphonie, steinharter Testikel, enorme Exostosen, selbst sämmtlicher Gelenke, mit den fürchterlichsten Knochenschmerzen, dies Alles wird in 4 Wochen spurlos verschwinden gemacht, und kehrt nicht wieder. Breite Geschwüre mit scharfbegrenzten Rändern, nebst Husten, Dysphagie und Aphonie werden mit täglich 4 Grammen Jodkali und einem iodurirten Gurgelwasser behandelt, und *„en huit jours tout était gueri."* Wir wünschen dem Verfasser, welcher das Mittel erst seit Ende des Jahres 1840 anwendet, auch fernerhin solch enormes Glück. Die Knochenschmerzen schwanden stets mit ein- oder zweitägiger Anwendung des Jodkali, und die Entzündlichkeit der Geschwüre verlor sich unmittelbar nach dem Verbande mit einer Jodkali-Solution. Kein Wunder, dass es Verfasser für ein sehr wirksames Hyposthénisant ansieht. Eine Merkwürdigkeit anderer Art ist in dem Aufsatze noch die, dass Verfasser im Fbr. 1841 einen Kranken in die Behandlung nahm, in 20 Tagen herstellte, und in dem citirten Hefte des Monats Juli schon gedruckt steht: *„il n'est survenu aucune récidive depuis plus d'un an et demi."* Wir hatten das Heft bereits den 1. Sptbr.

in Leipzig, es hat die Reise von Paris hierher per Post gemacht. Verfasser lebt in Havre, dort hat er seine Beobachtungen geschrieben, dann sind sie nach Paris gereist, und daselbst gedruckt worden. Mag man aber dies Alles in der möglich kürzesten Zeit geschehen lassen, so bleibt dennoch das *Plus d'un an et demi* eine Unmöglichkeit, die überaus schnellen Heilungen der inveterirtesten Secundärleiden werden uns aber demnach um so unwahrscheinlicher, und sollte man überhaupt in der Mittheilung von Krankengeschichten nicht so vorzeitig verfahren. Ich fürchte, es wird dem Jodkali so ergehen, wie es fast allen Modemitteln ergangen ist. Ich selbst bin ein grosser Verehrer desselben, kann aber in das excentrische Lob, wovon ich eben einige Pröbchen vorgeführt habe, und die sich in das Unendliche vermehren liessen, nicht einstimmen, namentlich sind mir häufig gleich wie dies Wittke (Preuss. med. Vereinszeitung, No. 20, 1842) aus seiner Erfahrung mittheilt, Fälle vorgekommen, in welchen zwar die Symptome schwanden, radicale Heilung indess nicht herbeigeführt wurde. Dagegen scheint mir Röderer in seinen Bemerkungen über den Missbrauch des Jods und der Jodpräparate (Oesterr. med. Wochenschrift, No. 38, 1842) die schädlichen Folgen ungemein zu übertreiben, und sind mir ähnliche eben so wenig vorgekommen, als ich *Gastroenteritis*, welche de Michelis *(Giornale della società med.-chirurg. di Torino. Giugno 1842)* selbst nach kleinen innerlich gereichten Dosen, beobachtet zu haben versichert, wesshalb er das Mittel, und zwar mit Erfolg, in Klystieren anwendet, nie gesehen habe. Schmerz entsteht allerdings nicht selten in dem Magen, auch dem Unterleibe überhaupt, doch scheint er durchaus nicht entzündlicher Natur zu sein, sowie er beim Drucke nicht zunimmt.

Der Herausgeber.

Ueber deutsche Bearbeitungen medicinischer Werke des Auslandes.

Von

Dr. *Wilhelm Sachs*,

Privatdocent. an der kön. Universität und prakt. Arzte zu Breslau.

Vorzüglichen ausländischen Werken durch Uebertragung grössere Verbreitung zu geben, ist ohne Zweifel ein verdienstliches Unternehmen, viel verdienstlicher als manche andere Art von Schriftstellerei, vorausgesetzt, dass es mit Geschick und Fleiss ausgeführt wird. Das Studium jener in den Originalen ist nun einmal der Mehrzahl deutscher Lehrer nicht zuzumuthen, theils ihrer Kostspieligkeit wegen, theils deshalb, weil nur wenige von diesen die Kenntniss fremder Sprachen erwerben können, welche erforderlich ist, um ein Buch, das schon non seiner sachlichen Seite her der Auffassung Schwierigkeiten darbietet, mit Leichtigkeit zu lesen. An den Uebersetzer von Schriften, deren eigentlicher Werth in ihrem Gehalte an Sachen liegt, machen wir natürlich andere Ansprüche, als an den solcher Erzeugnisse, welche durchaus oder vorzüglich durch ihre Form wirken: von dem erstern fordern wir nur, dass er den Inhalt seines Originals sachgetreu in verständlicher und gebildeter Sprache wiedergebe, überdies etwaige Mängel der Darstellung und Anordnung verbessere; viele Vervollkommnungen durch Zusätze, Auslassungen, Berichtigungen u. s. w. erlaube sich doch nur einer, der sich völlig urtheilsstark fühlt, damit wir es nicht öfter erleben, dass ein Uebersetzer uns die richtigsten Specialitäten seines Originals vorenthält, weil diese „für den deutschen Leser ohne Interesse wären.“ Für musterhafte Bearbeitungen fremder Werke ist die ärztliche Welt in neuerer Zeit den Herren Heusinger, Radius, Romberg, F. W. Becker, Stannius, Neubert zu hohem Danke verpflichtet worden.

Unter der grossen Zahl von Uebersetzungen, welche jüngst unsrer medicinischen Literatur zugewachsen sind, befinden sich nicht wenige, die manches zu wünschen übrig lassen, und leider

auch einige, die selbst den gelindesten Ansprüchen nicht genügen. Zu den letzteren gehört vor allem Gerhards von dem Busch Uebertragung der „Abhandlung über die Diagnose und Behandlung der Brustkrankheiten von W. Stokes, Bremen 1838.“ Ich bedaure, dass nicht lange vor mir die zahlreichen Recensenten auf die grossen Mängel jener Leistung hingewiesen haben (nur Ed. Mayer äussert in seinem Buche über Percussion des Unterleibes gelegentlich, dass Stokes wohl eine (wenn ich nicht irre) „weniger krämerhafte“ Bearbeitung verdient habe); ich sehe mich aber um so mehr veranlasst, das Versäumte nachzuholen, als hierdurch von Neuem und in sehr schlagender Weise sich herausstellt, wie wenig der Kritik es heutzutage Ernst ist um die Erfüllung ihrer Pflicht.

Es giebt nun aber nicht leicht eine neuere Erscheinung der medicinischen Literatur, bei welcher wir die Nachlässigkeit des Uebersetzers in dem Grade zu bedauern hätten, als die in Rede stehende, welche nicht blos für England, sondern für die ganze ärztliche Welt von hoher Bedeutung ist. Sie ist die wichtigste Leistung für das Gesammtgebiet der Pathologie und Therapie der Lungenkrankheiten seit Laennec, und wenngleich der *Traité d'auscultation* immer historisch wichtig genug bleiben wird, und dermalen noch eine überaus reiche, in Deutschland bisher leider wenig benutzte, Quelle positiver Belehrungen ist, so hat das Werk von Stokes vor ihm voraus, dass es nicht nur den besten Theil des Laennec'schen Buchs, sondern auch den ganzen Erwerb der Wissenschaft seit dem Erfinder der Auscultation in kritischer Weise reproducirt, und überdies des Verfassers eigene, höchst schätzbare Beobachtungen und Erfahrungen mittheilt. Es ist ohne Zweifel die beste Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Lehre von den Lungenkrankheiten, welche irgend existirt, und wenn auch in einigen Punkten nicht ganz gelungen, doch in Einzelnem den besten andern Versuchen in diesem Bereiche ebenbürtig, im Ganzen ihnen allen überlegen. Wir besitzen kein Werk, welches den grossen Werth der pathologischen Anatomie und der physikalischen Zeichen, ja ihre Unentbehrlichkeit für die Diagnose und geradezu auch für die Therapie, so thatsächlich und den (für die Sprache der Wissenschaft noch hörsamen) Praktiker überzeugend nachwiese —, welches zugleich eine so vortreff-

liche Anweisung zum Gebrauche dieser Hilfsmittel und zu ihrer Verknüpfung mit den übrigen objectiven, den substantiven Symptomen und der gesammten Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Krankheit gäbe, als jenes von Stokes. Wenn man sich aber erinnert (und man wird täglich daran erinnert), wie gross und verbreitet noch immer die Unkenntniss dieser Dinge in Deutschland ist — bei Vielen bis zu dem Grade, dass sie noch gar nicht in ernstliche geistige Berührung mit denselben getreten sind —, so muss es wehe thun, den Segen, den die von Stokes gelieferte Anleitung zu stiften so wohl geeignet ist, dem deutschen Leser von vorn herein auf so unverantwortliche Weise verkümmert zu sehen. Wir besitzen ferner nicht viele pathologische Schriften, welche wiederum so thatsächlich zeigen, zu welchem Grade diognostischer Sicherheit wir selbst in den schwierigsten Fällen durch scharfe Beobachtung, geschickte Combination aller Umstände und strenge Schlussfolgung gelangen können, ohne dass es hiezu einer besondern Divination oder „Gabe von oben her" bedürfe, und so steht denn die Stokes'sche Arbeit auch als Muster für die Behandlung klinischer Gegenstände überhaupt da. Endlich ist auch die Therapie bei unserm Verfasser nicht leer ausgegangen: wo sonst, fragen wir (um unter den mancherlei wesentlichen Förderungen dieses Zweiges der Kunst nur Einen Punkt hervorzuheben), fände man eine so schlichte und wahre Darstellung der Grundsätze für den Gebrauch der Blutentziehungen, des Quecksilbers und Brechweinsteins bei Brustentzündungen, als hier? Auf diese möchten wir doch die grosse Zahl derer aufmerksam machen, welche in diesen Krankheiten nie zu viel Blut oder Blut genug vergiessen zu können glauben.

Herr v. d. Busch begegnet uns hier nicht zum ersten Male als Uebersetzer: Lawrence über die Brüche (Bremen 1828), Hastings über die Entzündung der Schleimhaut der Lungen (das. 1822), Desruelles über den Keuchhusten (das. 1828), Abercrombie's pathologische und praktische Untersuchungen (das. 1829, 30), und einige andere medicinische Abhandlungen des Auslandes haben durch ihn in Deutschland Verbreitung gefunden. Alle seine bisherigen Leistungen der Art entsprachen zwar den oben gestellten Anforderungen nur zum Theil: seine Uebertragungen litten von jeher an Breite und Geschmacklosigkeit,

es fehlte darin nie an undeutschen, sonderbaren, fatalen Wendungen, und nirgends ist es ihm eingefallen, auch die nächstliegenden und offenkundigsten Mängel seiner Originale in formeller Hinsicht, so leicht dies auch sein mochte, zu verbessern; indessen, ich erinnere mich nicht eben, grobe, sinnstörende Fehler in denselben angetroffen zu haben, und fühle mich jetzt wenig aufgelegt, sie darauf hin von Neuem durchzugehen.

Der Uebersetzung von Stoke's Brustkrankheiten kann leider in keiner Hinsicht auch nur ein mässiges Lob ertheilt werden. Es ist ein undankbares, unerfreuliches und für beide Theile fast gleich beschämendes Geschäft, den Nachweis zu führen, dass ein Schriftsteller in sprachlicher Beziehung Blössen darbietet, welche wir einem Schüler der mittleren Gymnasial-Classen nicht zu Gute halten; auch würden sie mich eher abgehalten als bestimmt haben, dieser Uebersetzung eine öffentliche Besprechung zu widmen. Da ich mich aber durch die auf grober Unkenntniss der behandelten Gegenstände beruhenden Fehler derselben, welche entweder das Verständniss des Buchs erschweren, oder unmöglich machen, oder auch schwere Missverständnisse unausbleiblich herbeiführen, bewogen fühle, das Wort darüber zu nehmen, so erscheint es allerdings als Pflicht, auch auf jene Dinge einzugehen, um zu zeigen, was dem Publicum von manchen Schriftstellern geboten wird, und was alles von der Kritik ungestraft durchgeht.

Dass der Uebersetzer durchgängig *secon*där (st. secundär), Aneu*rismen* (z. B. S. 9, 15, 21, 23, 24, 25, 27, 28, 31, 32, 40, 44, 45, 46, 50, 57, 113, 224, 274 *ter*, 733), Cyclo*poe*dia (z. B. S. 226, 330, 336, 345, 550, 558, 561, 585, 670, 751, 753, 770, 792, 802, 806), ary*ten*oidea (S. 360 u. s. f. häufig), hämoptisch (z. B. S. 637, 639, 642, 682), Gangräne (st. Gangrän), Rhytmus, Terpentin, vorabgegangen st. vorangegangen (S. 42, 216, 447. 672), einzigst st. einzig (S. 7, 9, 36, 37, 131, 174, 334, 505, 516, 729, 819) schreibt —, dass er stets „beruhen auf" mit dem Accusativ (z. B. S. 7, 8, 11, 16, 29, 35, 351, 448, 481, 573, 615, 622, 705, 709), dagegen „beschränkt sein auf" mit dem Dativ (z. B. S. 287, 601, 619, 624, 646, 653, 676, 677, 806) verbindet —, dass er (S. 3) „das Vorhandensein einer festen Substanz an die Stelle von Luft," (S. 394) „wir halten noch viel zu sehr an die Lehre," (S. 15) „in einzelnen, abge-

rissenen Portionen fortdauerte," (S. 23) „in ergänzender Thätigkeit getreten," (S. 284) „welche sich in Fällen mit und in Fällen ohne Ausweichung theilen lassen," (S. 277) „in dem Zustande von Welkheit versetzen, in der sie versetzt wird," (S. 539) „in einem hektischem Zustande verfallen," (S. 284) „Zeichen von Druck auf der Lunge," (S. 296) „es folgte auf der Inspiration ein deutliches Murmeln," (S. 482), „endlich hat mich die Untersuchung den Beweis geliefert," (S. 541) „ohne die Genauigkeit von Louis zu nahe zu treten," (S. 752) „wenn eine Flüssigkeit auf das Mediastinum ruht," und (das.) „wenn sich der Kranke an dem Zustande gewöhnt," (S. 256 u. ähnlich S. 112, 365, 366, 374, 588, 591 bis, 626, 692, 700 bis, 724, 730, 731, 806, 819) „hingereicht gehabt hätte" schreibt —, dass er (S. 225 u. ähnlich S. 272) „von einer lange Zeit angehaltenen und überhand genommene Verstopfung der Lungencirculation" spricht, dass er (S. 63, 151 und öfter) „Wachsthum" als Masculinum behandelt —, dieser und ähnlicher Verstösse gegen Orthographie und Grammatik, so wie der sonderbaren Interpunction, und einer wunderlichen Eigenheit im Gebrauche der grossen Anfangsbuchstaben, wovon man fast auf jeder Seite Proben findet, soll hier nur beiläufig erwähnt sein.

Ebenso führen wir von solchen Uebersetzungsfehlern, welche freilich den gebildeten Leser unangenehm genug berühren, und des Verfassers Unkenntniss des deutschen Sprachgebrauchs in ein helles Licht setzen, ohne dass jedoch bei den meisten derselben das Sachverständniss derselben litte, nun einzelne Beispiele an. Herr von dem Busch schreibt (S. 24) „wenn wir von (st. nach) dieser Erscheinung allein das Vorhandensein einer dieser Ursachen bestimmen sollen," (S. 785) „in einigen Fällen beobachtet man die Zusammenziehung der Brust nach Empyem nur durch die Abplattung der vordern Portion" statt „— — — bemerkt — — — an der Abplattung," (S. 39) würdigen st. feststellen, und heftige Resonanz st. starke, (S. 41) auf dieselbe Weise st. gleichmässig, (das.) „doppelte Ausdehnung der Luftzellen" st. beiderseitige, (ebenda und an vielen andern Stellen) „ein Tuberkel" st. „eine Tuberkelablagerung," (S. 53) „der Gegenstand der Arzneiwissenschaft ist Gewissheit" st. die Aufgabe," (S. 57 u. 334) hingegen st. vielmehr, (S. 415, 515, 624, 639, 769) jedoch st. dagegen.

Die Auscultation ist so wenig eine „Wissenschaft," als eine „Gabe des Wissens" (S. 60). Ferner treffen wir (S. 62) eigenthümlich st. eigentlich, (S. 134, 261, 350) eigentlich st. eigenthümlich, (S. 190 u. öfter) völlig st. vollkommen, (S. 119) beständig st. fortwährend (ein medicinischer Wegweiser durch Paris erzählte uns doch neulich von dem „ewigen Secretär der Academie") gebraucht. Weiter lesen wir: (S. 89) „in der Phthisis ist jede Anzeige (st. sind alle Zeichen) einer örtlichen und nicht nachgelassenen Reizung (st. einer örtlichen Reizung, die nicht nachgelassen hat) „vorhanden," wie denn Verfasser öfter (vgl. S. 293, 362, 417, 458, 482, 505, 517, 554, 670, 754) Anzeige und Indication — mit welchen Worten nun einmal in der Medicin herkömmlich ein therapeutisches Moment bezeichnet wird — st. Zeichen braucht; (S. 96) „die Secretion kann die Ursache eines mechan. Todes (st. die mechanische Ursache des Todes) werden;" (S. 98) „eine Congestion zu der Lunge, die mit einem reichlichen Fluss) im Originale wahrscheinlich Fluxion, also Absonderung) endigt;" (S. 120) „in einer besondern (im Orig. wahrscheinlich singular, also einzelnen) Portion;" (S. 125) das Gebilde st. das Gewebe der Lunge; (S. 712) die Muskelstructur st. das Muskelgewebe, (S. 145) „eine viel (st. weit, vermuthlich *much*) verbreitete Entzündung," (S. 173) erklären st. erläutern, (S. 211, 345, 432, 573, 640, 766, 810) der Eindrang st. das Eindringen, (S. 731, 828) die Aufbrechung st. das Aufbrechen, die Auswerfung st. der Auswurf; (S. 437) „ob andere Umstände mit (st. neben) dem chronischen Verlauf — — oder mit den Veränderungen — — oder mit der mechan. Ausdehnung Einfluss haben;" (S. 255) „sie hatten Berührung (st. Communication) mit einander;" (S. 280) „dass die Brust gleichförmig (st. gleichmässig) mit der Ausdehnung der Lunge nachgieht;" (S. 296 u. ähnlich 834) „aus diesen gemachten Beobachtungen" st. „aus diesen Beobachtungen, die ich gemacht habe," (S. 309, 615, 640 u. öfter) „tuberkulöse Ansammlung" st. Tuberkelansammlung, (S. 336) „gelegentlich" st. zufällig (wahrscheinlich *occasionally*); (S. 378) „wir finden, dass solche Krankheiten, welche die Capacität des Larynx nicht mindern, gleichzeitig mit dem natürlichen Tone bei der Percussion (st. bei normalem Percussionstone) vorhanden sein können; (S. 437 u. ähnlich 441) „auf diese Weise wird eine

Verschiedenheit des Murmelns in jeder Lunge wahrgenommen" st. in beiden Lungen; (S. 440 bis u. ähnlich 810) „innerliche Auflösungen des Zusammenhanges" st. Trennungen der Continuität innerer Organe; (S. 48 u. ähnlich 256, 482, 5gr) „die wirklich (st. gegenwärtig, *actually*) vorhandenen Erscheinungen;" (S. 675) „eine ableitende Thätigkeit" st. Wirkung (*action*); (S. 508) „man fand, dass die Krankheit (st. die Geschwulst) die linke Zerfheilung (st. Verzweigung) der Lungenarterie umgeben hatte;" (S. 583, 584) Massen von Melanose st. melanotische Massen, (S. 613; 669) Verdickung (st. Verdichtung) der Lungensubstanz; (S. 634 Anm.) „eine gehörig beschränkte (st. genau umschriebene) Oeffnung führte von dem rechten in den linken Ventrikel;" (S. 630) „Messung des vordern hintern Durchmessers" st. „in der Richtung von vorne nach hinten," (S. 688) die „rechte *clavicula* und *spina scapulae* gab einen geringen (st. in geringem Grade), aber deutlich dumpfen Ton; (S. 713) „Entzündung der Muskelfasern an und für sich (st. selbst); endlich erfahren wir (S. 649), dass die Stimme im dritten Stadium der Phthisis „hohl und traurig" (doch wohl dumpf, *heavy* oder *sad*) ist.

Man sieht wohl ein, dass mancher von diesen Fehlern, wie sie aus unklarer Anschauung des Verfassers der Uebersetzung von den Sachen entsprangen, auch in dem minder sachkundigen Leser leicht eine unklare Ansicht hervorbringen oder zurücklassen wird. Wir wollen aber zunächst noch einige Sätze herausheben — zum Beweise, wie incorrect, undeutsch und ungebildet Herr v. d. Busch schreibt. S. 11: „die Umstände, auf welche (st. welchen) diese Leichtigkeit in der Erkennung (st. die Leichtigkeit der Diagnose dieser Krankheiten) beruht, sind verschiedenartig, und sind die verzüglichsten derselben die Trennung (deutlicher hiesse es: die Duplicität), die Beweglichkeit, die Elasticität der Lungen, sowie die (st. der), dass die Luft zu denselben vermittelst der Bronchialäste direct und allgemein zugänglich ist (st. Zugang findet)." S. 53: „das Vorhandensein von Gurgeln und cavernöser Respiration deuten (st. deutet) auf einen mit einem Bronchialaste in Verbindung stehende Höhle, die Luft und Flüssigkeit enthält, hin; sie zeigen eine widernatürliche, physikalische Veränderung (st. einen abnormen physikalischen Zustand) an." S. 129: „die exanthem. Krankheiten kommen mit dem Typhus

in Bezug auf die Periodicität (st. Regelmässigkeit des Verlaufs) und darin überein, dass die örtlichen Affectionen nicht primär und beständig sind, oder (st. noch) in einem Verhältnisse mit den allgemeinen Symptomen stehen, so dass wir die örtlichen Reizungen bei derselben in pathologischer Hinsicht gewöhnlich (st. im Allgemeinen, *generally*) mit dem beim Typhus für übereinstimmend (st. „für denen beim Typhus entsprechend") halten müssen." S. 134: „wir haben gesehen, welchen bedeutenden Antheil die Affectionen der Schleimhaut der Bronchien in den Fiebern haben, und ist es nicht zu bezweifeln, dass in manchen andern specifischen Affectionen Krankheiten derselben, die mit denselben (den Fiebern oder den Affectionen der Schleimhaut?) übereinstimmen (st. entsprechend jenen in den Fiebern), vorkommen müssen." S. 381: „bei diesem Punkte muss ich verweilen, da auf ihn eine Diagnose begründet wird, welche ich zuerst, als zwischen einer Krankheit des Larynx und zwischen dem Druck einer aneurismat. oder andern Geschwulst auf die Trachea bestehend, bezeichnet habe," st. „da auf ihn sich ein diagnostischer Unterschied zwischen — — — gründet, den ich zuerst nachgewiesen." S. 146: „diese Absonderung wird am besten durch Mittel, die gegen die Gastritis gerichtet sind, gehoben, und diese Aufhebung dem Kranken zuträglich" (!!). S. 246: „und würde gewiss kein Arzt bei der Gegenwart der übrigen Zeichen, und Symptome aus dem blossen Fehler jener mit Bestimmtheit gefolgert haben können, dass der Fall ein Fall von Ausdehnung der Bronchialröhren, und nicht ein Fall von phthisischen Höhlen gewesen sei" (!!). S. 314: „die Diagnose des primären Croups lässt sich im Allgemeinen so feststellen, dass dieselbe eine Verbindung eines Hustens des Larynx, dem ein pfeifendes Athmen folgt, ist, welche Symptome bei einem an einem entzündlichen Fieber leidenden Kranken vorkommen."

Wir kommen jetzt zur Angabe solcher Uebersetzungsfehler, unter welchen unbedingt das Sachverständniss mehr oder minder leidet. Man wird bei der Lesung vieler Stellen sogleich inne, dass sie dem englischen Verfasser unmöglich angehören, indem sie schlechtweg entweder einen groben Irrthum, oder selbst baaren Unsinn enthalten; andere, ohne in dem Grade anstössig zu sein, erregen doch im kundigen Leser starke Zweifel, was wohl

der Verfasser gemeint haben möge, und ob nicht etwas ganz Anderes, als wir hier zu lesen bekommen; diese Ungewissheit ist uns aber sehr drückend, da uns viel daran liegt, von den Ansichten eines Arztes, wie Stokes, genau unterrichtet zu sein, und es hilft wenig, dass wir manchmal im Stande sind, durch wiederholtes Durchlesen und Durchdenken, den Sinn solcher Stellen ungefähr zu errathen. Nicht selten ist es allerdings leicht, mit einiger Kenntniss der Sachen, durch Berücksichtigung des ganzen Zusammenhanges, und zumal, indem man das Deutsche ins Englische rückwärts übersetzt, mit voller Sicherheit den richtigen Text herzustellen, doch dies lange nicht immer. Wir wollen dem Leser eine Reihe solcher Beispiele vorführen.

S. 4 werden die Veränderungen des thierischen (statt animalischen) Lebens denen des organischen entgegengesetzt. S. 21, 22, 51, 52, 206, 212, 308, 517 spricht Uebers. von der Durchdringlichkeit der Bronchien und Lungen, und meint damit den Zustand derselben, in welcher deren Lumen mehr oder weniger offen ist, in welchem sie also für den Eintritt der Luft zugänglich sind. S. 28: „wir haben acustische Erscheinungen, die sich auf einen passiven und einen activen Zustand der Lunge beziehen," st. „— —" und acuten, die sich auf einen activen u. s. w." S. 29: „der Ton bei der Percussion steht in einem directen Verhältnisse mit der in der Brusthöhle enthaltenen Luft," st. „— — mit der Menge der in der Brusthöhle u. s. w." S. 48: „es lässt sich nachweisen, dass sich noch manche andere Diagnosen auf den Zusammenhang (st. Verknüpfung, *connexion*) der wirklich (st. gegenwärtig, *actually*) vorhandenen physikalischen, mit Bezugnahme auf die Dauer (st. mit der Entwickelung) der Symptome gründen lassen." S. 36 u. ähnlich S. 48, 49, 117, 148, 248: „die physikalischen Zeichen müssen in Bezug auf die Periode der Dauer (st. auf das Stadium) der Krankheit betrachtet werden." S. 49: „vielleicht besteht die interessanteste Quelle der physikalischen Diagnose in Betrachtung der Zeichen mit Bezug auf die Dauer derselben für gewisse Perioden und der Art und Weise, wie sie sich nach einander äussern," statt „in Betrachtung der Zeichen, rücksichtlich ihrer Fortdauer während eines gewissen Zeitraums und der Art ihrer Aufeinanderfolge." S. 43: „es ist klar, dass unter diesen Umständen ein grösserer Grad von

Krankheit in der rechten Lunge hätte vorhanden sein müssen, wenn man dieselbe hätte entdecken sollen, als in einem Falle, in welchem die entgegengesetzte Lunge nicht vorab durch das Empyem afficirt worden wäre." Nach dem Zusammenhange musste es etwa so heissen: „es ist klar, dass, um unter diesen Umständen die krankhafte Beschaffenheit der rechten Lunge zu erkennen, sie weiter vorgeschritten sein musste, als sie es in dem Falle zu sein braucht, dass die andere Lunge nicht schon in Folge eines frühern Empyems krank ist." S. 49 muss es heissen: haben die Symptome eine beträchtlich lange Zeit angehalten, ohne dass sich entsprechende physikalische Zustände ergeben. S. 52 lies Art der Aufeinanderfolge st. Art und Aufeinanderfolge, S. 66 Berührungsflächen st. Flächen der Verbindung. S. 62 muss es heissen: die Pneumonie ist nicht immer blos mit Bronchitis complicirt = und gleich darauf: eine Entzündung der Pleura unter diesen Umständen. S. 89 „möchte wohl durchsichtig und zähe" st. undurchsichtig und zähe" zu lesen sein. S. 88—99 ist an vielen Stellen „eiterig" st. „eiterartig" zu lesen, Verfasser will ja zwischen eiterigem *(vulgo purulentum)* und eiterartigem oder eiterähnlichem *(puriforme)* Sputum unterschieden wissen; und wenn auch dahingestellt sein mag, ob er hieran Recht thut, so musste doch Herr von dem Busch diese Unterscheidung in der Uebersetzung wiedergeben. S. 125 l. Zersetzung st. Auflösung der Flüssigkeiten. S. 81 lesen wir von einem bestimmten Lungenkrampfe, S. 154 von einer bestimmten Bronchitis, wo es entweder entschieden oder umschrieben heissen muss; S. 171 von der „vielfach verstümmelten Frage über die Natur der Entzündung:" steht etwa im Originale durch einen Druckfehler *mutilated* st. *ventilated*, oder hat Uebers. jenes st. dieses gelesen? S. 236 wird *numular* durch „klumpig" wiedergegeben st. „münzenförmig;" kannte Uebersetzer diese Art des Auswurfs nicht aus eigener Anschauung, so fand er bei Andral (Clin. méd., 4me Edit. T. IV. p. 121) Belehrung. S. 278 schreibt Uebersetzer: „in Fällen gewöhnlicher Bronchitis, selbst wenn dieselbe die feineren Röhren ergriffen hat, bemerkt man dies Missverhältniss zwischen den respiratorischen Anstrengungen und dem Tone von Expansionen entweder gar nicht u. s. w." Unstreitig ist das Geräusch, welches die Ausdehnung der Luftzellen durch die

beim Einathmen eindringende Luft verursacht, gemeint; aber wer versteht jene Worte? Ebenso musste es gleich darauf, um Missverständnissen vorzubeugen, heissen: „in Fällen von permanenter Ausdehnung der Luftzellen.“ S. 279 lese man: „während der Dauer einer solchen Verschlimmerung bestehen die physikalischen Zeichen weniger in einer Zunahme der Schwäche der Respiration, als in einer Verstärkung der verschiedenen Arten des Rasselns,“ st. des vom Uebers. gegebenen Textes: „bei der Fortdauer — — deuten — — — weniger auf eine — — als auf eine solche der verschiedenen Arten des Rasselns hin.“ S. 283 schreibt Herr v. d. Busch: man wird finden, dass, obgleich das Mediastinum schon in Fällen — — — angiebt, die Muskelausbreitungen dennoch eine grosse Widerstandskraft zeigen,“ st. „— — während — — —, dagegen,“ dass in den vorgerückten Stadien des Croup die Respiration langsam ist (S. 316 u. 324), hat Stokes unmöglich gesagt; jedermann weiss, dass sie in solchen Fällen immer schnell, jagend, meistens selten wird (angehenden Studirenden fällt es freilich bisweilen schwer, den *pulsus rarus* und *tardus*, und die entsprechenden Arten der Respiration zu unterscheiden); dgl. dass Parotidengeschwülste gewöhnlich nicht nach (S. 347), sondern in Fiebern vorkommen; ebenso lese man S. 358: „in einer Krankheit.“ Statt Wirbellinie (S. 353) war wohl Wirbelreihe oder Mittellinie gemeint, und S. 361 418, 499 l. Luftwege st. Luftröhre. S. 363 Zeile 4 v. u. ist wohl „erweicht“ oder „ausgedehnt“ st. erweitert zu lesen. Da eine Ritze nicht verschwären kann, lese man S. 360 „oberflächliche Ulcerationen unter der Rima und in der Schleimhaut,“ st. „Ulcerationen der Rima und der Schleimhaut.“ Wer wird wohl errathen, dass unter dem Worte „Abtrennung“ (S. 374) Erosion zu verstehen sei? S. 388 lesen wir wörtlich Folgendes: „mittelst der Percussion können wir zuerst den Ton, welchen die eine Clavicula giebt, mit dem der Andern vergleichen, und können wir ebenso Vergleichungen zwischen den vorderen oberen Regionen, den Dornfortsätzen der Schulterblätter, den Achselhöhlen und den zwischen den Schulterblättern belegenen Regionen anstellen.“ Offenbar ist hier nach „belegenen Regionen“ hinzuzufügen „der beiden Seiten,“ nach „Dornfortsätzen“ ein Komma, und unter den Dornfortsätzen der Schulterblätter sind die *Spinae* zu verstehen;

und man muss wissen, dass in der alten Lännecschen Topographie des Thorax die unter dem Schlüsselbein bis zur vierten Rippe befindliche Region, welche sonst *regio subclavicularis* heisst, *reg. anterior superior* genannt wird. Wir wollen hier eines Punktes erwähnen, der dem Uebersetzer (laut Vorrede S. IX) Verlegenheit bereitet: er war in Ungewissheit, was Verfasser unter dem von ihm viel gebrauchten Ausdrucke *scapular ridge* verstanden habe; anfänglich übersetzte er ihn mit *Fossa scapulae*, d. h. „die unter dem Rande der Scapula belegene Vertiefung" (welche Vertiefung? bekanntlich hat das Schulterblatt drei Ränder), überzeugte sich aber, als der Druck der Uebersetzung gegen das Ende rückte, dass die Spina gemeint sei. Dies hat nun freilich seine Richtigkeit, wie es denn auch leicht zu verstehen war, indem theils der sächliche Zusammenhang überhaupt, theils namentlich die öfter (vgl. S. 598, 611, 616 *quater*, 617, 664, 679, 688) vorkommende Gegenüberstellung der *spina scapulae* und der *clavicula* ergiebt. Wohl scheint es, dass der englische Verfasser sich nicht immer der grössten Deutlichkeit und Genauigkeit des Ausdrucks befleissigt habe, wie wir denn häufig Respiration st. respiratorisches Geräusch, Dumpfheit st. dumpfer Ton (z. B. S. 272), Pleura st. Pleurahöhle (z. B. S. 758, 764, 774, 788, 791 bis) u. v. a. finden. Was soll es bedeuten, wenn S. 494 gesagt wird, im Falle von pflaumensaftartigem Auswurf sei die Pneumonie „von einem geringeren Typus," und S. 501 Anm., dass das knisternde Rasseln „von einem Austreten von Luft in die Lungensubstanz" herrühre? S. 551 lesen wir, in der Recapitulation früher erzählter Fälle, dass in dem ersten derselben „auch in der andern Lunge" Brand war, während vorhin (S. 546) nur von einer Entzündung die Rede war. S. 645 lesen wir: „Schwäche der Respiration ist ein schätzbares Zeichen beginnender Tuberkelablagerung, wenn sie in der linken Seite, oder mit oder ohne pueriles Athmen in andern Portionen der Lunge vorkömmt." Ich vermuthe, dass dafür stehen muss: „— —, wenn jene auf der rechten Seite, entweder mit puerilem Athmen in andern Portionen oder ohne dasselbe, vorkommt." Wenn, wie bekannt, bei vielen Individuen im Normalzustande linkerseits das vesiculäre Athmen schwächer ist als rechts, so wird Schwäche desselben an jener Stelle eine ungleich geringere

pathologisch-semiotische Bedeutung haben als dieses, wobei man denn wohl durchgehends supplementäres (pueriles) Athmungsgeräusch in andern Lungenpartien findet. Wogegen das eine richtige und zu beachtende Bemerkung (S. 646) ist, dass vermehrte Resonanz der Stimme, besonders an der linken Seite ein schätzbares Zeichen von Tuberkelablagerung sei; denn die Luftröhre liegt mehr rechts im obern Theile des *Mediast. posticum*, und der rechte Bronchus ist weiter, als der linke, rechterseits sind also schon durch diese normalen Verhältnisse die Bedingungen verstärkter Resonanz in höherem Grade gegeben. S. 689 Z. 16 ist offenbar rechte st. linke Lunge zu lesen, wie sich der Leser leicht aus dem Zusammenhange überzeugen wird. S. 662 ist wohl nicht der Decubitus (im Sinne von *Gangraena ex decubitu*), sondern die Lage des Kranken gemeint. Gekrümmte Höhlen unterscheiden wir von ausgedehnten Bronchialhöhlen nicht „in Bezug auf die Zeit" (S. 670), sondern durch Berücksichtigung ihrer Veränderungen im Verlaufe der Zeit. S. 699 sind wohl nicht „erdige," sondern kreidehaltige Mittel oder Kalkpräparate (für das englische *cretaceous remedies*) zu verstehen. Dass die Entwickelung des Tuberkels in einem Sacke nicht die gewöhnliche sei (S. 703), weiss Stokes unstreitig zu gut, als dass nicht auch an dieser Stelle ein Uebersetzungsfehler wahrzunehmen wäre. „Weil es sich nachweisen liess, dass der Herzbeutel eine fibrös-seröse Membran ist, so hat man lange geglaubt, dass auch die Pleura eine seröse Membran sei" (S. 705). Dieser Satz ist alles Sinnes baar, zumal in diesem Zusammenhange, als Einleitung zu einem Nachweise, dass auch die Pleura eine fibrös-seröse Haut sei. Es muss dafür heissen: während *(while)* es nachgewiesen war — —, so hat man dagegen geglaubt, dass die Pleura eine einfache seröse Membran sei. — Andral will den Ausdruck Aegophonie nicht in allgemeiner Bedeutung gebraucht wissen, wie S. 762 geschrieben steht, sondern in generischer. Wenn S. 781 der Uebersetzer schreibt: „die rechte Seite war nach unten zu mehr als einen Zoll weit ausgedehnt," so kann dies missverstanden werden, und unzweideutiger hiesse es: „mehr als einen Zoll weiter als die linke." S. 261 u. 805 ist *bilocular* und *multilocular empyem* sehr schlecht durch „ein an mehreren Stellen befindliches Empyem" wiedergegeben; Verfasser meinte

ein durch Pseudomembranen in mehrere Fächer vertheiltes Empyem. Darüber, dass die Mastdarmfistel „eine schmerzlose, aber dennoch ableitende Ausleerung“ genannt wird (S. 647), sowie über das „Empyem aus Nothwendigkeit“ (S. 802) muss man lachen.

Wenn wir die ganze Reihe der oben angeführten Stellen (zu denen der geneigte Leser leicht noch viele Parallelen in dem Buche finden wird) nochmals überblicken, so liegt die Frage wohl sehr nahe, ob dem Herrn Uebersetzer selbst denn die grossen sachlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten derselben völlig entgangen sind. Indessen hätte er etwas von diesen empfunden, so würde er doch, schon um seines eigenen Rufes Willen, nicht unterlassen haben, es anzudeuten, und brauchte nur, wie er es einige Male gethan, das englische Original beizufügen, oder den Verfasser, den er ja einmal (nach S. 159, wegen eines ihm unbekannten Arzneimittels) um Aufschluss angegangen, oder kundige Freunde zu befragen, oder bei einiger Sachkenntniss würde eine wiederholte, nachdenkende Lesung des Originals ihm in vielen Fällen bald den wahren Sinn ergeben haben. Wie das Buch uns jetzt vorliegt, können wir nicht umhin vorauszusetzen, dass, wer dergleichen drucken lässt, entweder schreibt, ohne nachzudenken, und das Geschriebene aufmerksam durchzulesen, oder des Gegenstandes, oder der Sprache ganz unkundig ist —: alles gleich tadelnswerth an einem Schriftsteller. Unter Philologen könnte in solchem Falle ein Streit entstehen, ob dann der Uebersetzer ein Arzt, ob er ein Deutscher, ob diese Arbeit nicht der Versuch, das Uebungsstück eines Schülers sei, der weder des Deutschen noch des Englischen recht mächtig, von den Sachen natürlich nichts weiss.

Doch gleichviel, ob Unwissenheit oder Nachlässigkeit oder beide zugleich die Schuld tragen, wir wollen dem Leser zum Schlusse nur noch einige Exempel mittheilen, die besonders geeignet scheinen, die oben angeregten Fragen ihrer Entscheidung näher zu führen.

Nach S. 31, 32, 712, 817, 837 scheint Uebersetzer nicht zu wissen, dass ausser den tropfbaren es auch luftförmige Flüssigkeiten giebt; letzteren erkennt er (S. 749) die Ponderabilität nicht zu. Nach S. 781 kennt er nur Ein Herzgeräusch. S. 32, 347, 438, 733 bedient er sich des wunderlichen Ausdrucks „or-

ganische Geschwülste.“ Mit den technischen Ausdrücken der Auskultation ist er wenig vertraut. „Verschiedene Arten des Murmelns des Herzens und der grossen Gefässe“ (S. 35 u. ähnlich S. 50) st. Aftergeräusche, knisternde Auflösung (S. 500) st. Knistern der Auflösung *(râle crépitant de retour)*, Flaschensausen (S. 627 Anm. u. a. a. O.) st. Flaschensausen, Lederbrechen (S. 720, 730) st. Lederknarren, auf- und absteigendes Murmeln (S. 723) st. Reibungsgeräusch sind ungewöhnliche Ausdrücke, gleichwie S. 838 der Ausdruck „Sprudeln“ sehr unglücklich st. Flaschensausen gewählt ist. Unpassend wird S. 44, 354, 367, 373, 376 *stridulous respiration* durch knirschende Respiration st. zischende wiedergegeben. Brust- und Bauchwandungen sind nicht biegsam (S. 280, 728), sondern nachgiebig, — der normal beschaffene Brustkasten nicht wohlklingend (S. 754, 795), sondern klangvoll.

S. 52, 55, 506 lesen wir: beim Uebergange des Engouement in Hepatisation finde man „Dumpfheit des Tons und der Bronchialrespiration;“ S. 478: „ein Lobus kann innerhalb 24 Stunden verdichtet werden und Dumpfheit, sowie Nichtvorhandensein des Vesicularmurmelns, der Bronchophonie und der Bronchialrespiration darbieten;“ S. 110: „die Helligkeit des Tons bei der Percussion und das Fehlen der Bronchialrespiration, welches so gewöhnlich und so deutlich im dritten Zeitraume der Pneumonie zu bemerken ist;“ S. 755 Anm.: „wir können behaupten, dass das plötzliche, gleichmässige und allgemeine Fehlen der Respiration und der Dumpfheit des Tons für die Ergiessung in der Pleura eigenthümlich sind.“ Wer das Englische ein wenig versteht, sieht leicht, wie ein des Gegenstandes nicht mächtiger Bearbeiter (aber auch nur ein solcher) so entsetzliche Fehler begehen konnte. Noch mehr in's Unkenntliche ist das Original in folgendem Satze der Uebersetzung entstellt, den wir zunächst wörtlich abdrucken lassen: „die vorzüglichste physikalische Diagnose zwischen der typhösen Verdichtung der Lunge und einer Ergiessung in die Pleura ist, dass bei der Dumpfheit und dem Fehlen der Respiration einer bedeutenden Ergiessung, die Zeichen der excentrischen Verschiebung nicht vorhanden sind u. s. w.“ (S. 503); statt dessen muss es ungefähr so heissen: „die physikalische Diagnose zwischen — — — beruht vorzüglich darauf, dass in

der ersteren, bei der Dumpfheit des Percussionstons und dem Fehlen des Respirationsgeräusches — Erscheinungen, die ihr so gut als einer bedeutenden Ergiessung angehören — die Zeichen der excentrischen Verschiebung nie vorhanden sind" — Wenn wir nun aber S. 43, 44 lesen: „betrachten wir das Herz als ein einfaches Organ, so ist es klar, dass wir keinen Maasstab für die Vergleichung haben, und dasselbe gilt, wenn wir es für ein doppeltes Organ halten; denn anatomisch oder physikalisch betrachtet, haben die arterische Herzhälfte, sowie die Lungenherzhälfte ursprüngliche Verschiedenheiten. Dennoch ist die Vergleichung in Herzkrankheiten anwendbar" — oder S. 203 Anm.: „diese Zertheilungen (der feineren Luftröhrenäste), Verkürzung und Verkleinerung im Durchmesser endigte dadurch, dass ein Zusammenfallen erfolgte, und war es, als wenn eine grosse Menge kleiner, blinder Säcke oder Eindrücke von ihren Seiten entsprangen u. s. w." — oder S. 654: „die Zunahme der Zeichen, das Rasseln und das Fehlen der Bronchialrespiration und Resonanz der Stimme, die in Fällen ausgedehnter Röhren vorhanden sind, werden im Allgemeinen zur Gründung der Diagnose zwischen diesen und phthisischen Ulcerationen hinreichen" — oder S. 621: „der Ton ist nun (nemlich wenn sich neue phthisiche Ulcerationen bilden) dumpfer, und ist entweder eine sehr scharfe Respiration, oder helle Trachealrespiration vorhanden, cavernöse Respiration und Pectoriloquie sind aber nicht zugegen, und machen wir so die Diagnose des Vorhandenseins gekrümmter Höhlen" —, so bleibt zwar kein Zweifel, dass Stokes an alle dem Sinnlosen und Falschen unschuldig sei; was er aber wohl gesagt haben möge, bleibt nicht minder ungewiss.

Die Zahl solcher Stellen ist so gross, dass wir unmöglich sie alle hier abdrucken lassen können; überdies wird der Leser, der sich auf S. 63, 140, 213, 256, 280, 320, 352, 414, 282, 498 u. 99, 507, 522, 721, 738 u. 39, 774, 790, 817, 821 (!!), 839, 844 beispielsweise ein wenig umsieht, bald ähnlichen begegnen. Es möge also hier nur noch die Bemerkung Platz finden, dass die therapeutischen Abschnitte des Buchs grossentheils richtig und verständlich, alle physikalischen und anatomisch-physiologischen Erörterungen aber mehr oder minder fehlerhaft und auffallend unklar wiedergegeben sind. Man vgl. z. B. S. 268—70,

408—11, 759, 60; ebenso S. 767 die Beschreibung des Mensurations-Apparates.

Uebrigens finden sich auch Versehen in grosser Zahl, die nur in Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit des Uebersetzers ihren Grund haben können. Um aus dieser Kategorie nur Weniges zu erwähnen, heben wir S. 743 hervor: Andral habe vier Fälle von *Pleuritis diaphragmatica* erwähnt, von diesen bespricht Verfasser zuerst zwei, und dann lässt ihn Uebersetzer so fortfahren: „in den beiden andern Fällen kamen die Symptome im Verlaufe einer Krankheit der Pleura und in dem andern in einer Krankheit der Lunge vor. In dem Falle von Pleuritis war die Krankheit beinahe verborgen gewesen, bis dass das Zwerchfell in Mitleidenschaft gezogen wurde." Ueber das wirkliche Sachverhältniss vgl. Andral Clin. méd. IV, S. 464—82. Wir können ferner die fast durchgehends unbrauchbare Fassung der Büchercitate nicht ungerügt lassen; m. s. z. B. S. 421 u. ff.: hier wird von dem *Edinb. med. and surg. Journ.* bald der Band, bald die Nummer der Lieferung, bald die Jahreszahl des Erscheinens angeführt: wir lesen „*Med. septem. Collect.*" st. *Medicinae septentrionalis collaticia* [? Red.] Vgl. auch S. 779. Die Citate werden meistentheils ohne nähere Angabe des Bandes und der Seitenzahl gelassen, wo es Pflicht war, namentlich bei leicht zugänglichen Werken, wie P. Franks Epitome, Andrals Klinik, Laennecs Traité, Louis über Phthisis, die Stelle näher nachzuweisen; und es gereicht dem Uebersetzer nicht im mindesten zur Entschuldigung, wenn der Verfasser ihm in diesen Dingen nicht zuvorgekommen ist. Unverantwortlich, aber in seiner Art merkwürdig, ist das elende Druckfehlerverzeichniss, das dem Herrn v. d. Busch jedenfalls zur Last fällt, wenn ihm der fehlerhafte Druck selbst auch nicht angerechnet werden mag. Auffallend ist von demselben zunächst, dass fast nur unerhebliche Fehler, über welche der Leser leicht hinwegliest, und die er jedenfalls sofort verbessert, angemerkt, grobe Versehen aber, die man sonst gern dem Setzer zur Last legt, übergangen werden; man vgl. z. B. S. 795, Z. 1—3 v. u. S. 709 Anm. mit dem Druckfehlerverzeichnisse. Wie kommt es, dass dieses der lateinisch angeführten und ganz besonders incorrect gedruckten Stellen sich fast gar nicht annimmt (vgl. S. 203 Anm.)? dass ebenda die Stelle aus

Reisseisen in der lateinischen Ursprache, die aus Reynaud in der (freilich vollkommen missrathenen) Uebersetzung mitgetheilt wird? Wo Reynaud's Worte aufhören, wissen wir nicht, da das zweite Anführungszeichen fehlt. Für solche Druckfehler, die von Herrn v. d. Busch übersehen sind, wollen wir auch S. 119 Heftigkeit des Tons st. Helligkeit, S. 220 rauher st. weicher, S. 270 Abglattung st. Abplattung (des Zwerchfells), S. 680 Prop. 252 u. 253 st. 272 u. 273, S. 817 Z. 15 Percussion st. Succussion halten.

Stokes bemerkt in der Vorrede, dass sein Werk unter vielfachen Störungen ausgearbeitet und veröffentlicht sei. Der vielbeschäftigte Praktiker ist, zumal nach einem solchen Geständnisse, durchaus entschuldigt, wenn seine Darstellung hie und da nicht ganz gefeilt und wohlgeordnet ist. Aber darin erkennen wir die Sorgfalt und Umsicht eines Uebersetzers, dass er dergleichen Mängeln abhilft. Auch in dieser Hinsicht hat Herr v. d. Busch nichts, gar nichts geleistet. Bei einem Werke, dessen vielfachste Benutzung um seines Inhalts willen so wünschenswerth, durch seine Form aber in so hohem Grade erschwert ist, war vor allem zweierlei unerlässlich:

1) ein genaues Register, in dem nicht blos der wesentliche Inhalt der Hauptabschnitte resumirt, sondern auch auf die zahlreichen, gelegentlich, an zerstreuten und oft zwar an solchen Stellen, an denen man sie schwerlich suchen würde, mitgetheilten Bemerkungen über die verschiedensten Gegenstände der Pathologie, Semiotik und Therapie kurz hingewiesen wäre. Das von dem Uebersetzer gelieferte Inhaltsverzeichniss ist äusserst dürftig und oft selbst fehlerhaft.

2) Es war zu fordern, dass im Buche selbst, durch Ueberschriften oder mittelst gesperrter Lettern im Texte, die Hauptpunkte, welche jedesmal das Thema bilden, hervorgehoben wurden —, ein wirksames Mittel, um die aus der unordentlichen Darstellung hervorgehenden Uebelstände einigermassen auszugleichen. Nun sind zwar Ueberschriften öfter gemacht, und gesperrte Lettern nicht gespart worden; um sich aber zu überzeugen, wie gedanken- und planlos hierin verfahren, wie viel im Thun und Lassen gesündigt sei, braucht man nur die Hauptabschnitte über Bron-

chitis, Croup, Pneumonie, Phthisis, Pleuritis rasch durchblätternd zu überschauen. —

Es wäre nicht schwer gewesen, noch viele Fehler der in Rede stehenden Uebersetzung nachzuweisen, jeder Kundige wird leicht durch aufmerksame Lesung des ersten besten Stücks derselben deren auffinden, wir selbst haben noch eine gute Zahl vorräthig; indessen der Raum einer Zeitschrift verbietet noch ausführlicher zu sein. Man zeihe uns nicht der Silbenstecherei, kleinlicher Pedanterie: denn erstlich betrifft das meiste von dem, was wir gerügt, nicht den Ausdruck, sondern die Sachen, und zwar Sachen von Wichtigkeit; demnächst achte ich es allerdings als Pflicht, dass, wer öffentlich hervortritt, sich nicht in schmutzigem Gewande zeige, und so soll der Schriftsteller denn gleichfalls einer anständigen Form sich befleissigen. Unser Zweck war zunächst nur, an einem eklatanten und sehr bedauerlichen Beispiele nachzuweisen, wie gering die Achtung mancher Autoren vor dem Publikum, und wie wenig dieses vor den Unarten jener durch die Kritik gesichert ist. Andere und wir selbst könnten ohne Mühe an älteren, neueren und allerjüngsten deutschen Uebersetzungen ausländischer medicinischer Werke zeigen, welcher Unfug auf diesem (an sich ganz ehrenwerthen) Gebiete der Schriftstellerei nicht ungewöhnlich ist; aber es wird kaum darzuthun sein, dass ein gleich ausgezeichnetes Buch, wie das von Stokes, in dem Grade entstellt wäre, wie es durch vorliegende Uebersetzung geschehen ist. Gewiss würde es noch jetzt mit Dank erkannt werden, wenn Jemand, der sich im Besitze des Originals befände, eine nach diesem gelieferte Verbesserung der ärgsten Fehler derselben veröffentlichte, obgleich dadurch nur ein kleiner Theil des Schadens gut gemacht würde; ja wir halten es für eine unabweisbare Pflicht des Herrn v. d. Busch, wie des Verlegers, hierfür angelegentlich Sorge zu tragen. Jedenfalls möge doch aber der erstere seine Drohung (Vorrede, S. IX, X), auch das von Stokes zu erwartende Werk über Herzkrankheiten zu übersetzen, nicht in Erfüllung bringen, sondern dieses Geschäft einem durch Fleiss und Fähigkeit ihm mehr Gewachsenen überlassen.

Zum Schlusse erlaube man uns noch einen Wunsch auszusprechen. Es geschieht in Deutschland viel und löbliches, die

Erzeugnisse der ausländischen medicinischen Literatur uns näher zu bringen; dass die Auswahl und Ausführung nicht immer eben glücklich zu nennen sei, ist bekannt. Wir wollen auf einen zu wenig beachteten, obwohl nahe liegenden Punkt hinweisen. Englische und französische Aerzte legen ihre wichtigsten Arbeiten zum Theil nicht in eigenen, selbstständigen Werken, sondern (wie bei uns häufig die Naturforscher) in Zeit-, Gesellschaftsschriften und ähnlichen Sammlungen nieder. Wir werden auf diese Abhandlungen aufmerksam gemacht und finden dankenswerthe Auszüge aus ihnen in Schmidt's Jahrbüchern und Oppenheim's Zeitschrift, durch welche natürlich die vollständige Kenntniss jener immer nicht ersetzt wird. Ich erinnere an die grosse Zahl trefflicher, in Deutschland nur wenig und unvollständig bekannt gewordener Arbeiten, die in den *Dublin* und den *Guys Hospital Reports*, dem *Dublin Journ. of med. and chem. science*, den *Lond. med. chir. Transactions*, dem *Lond.* und dem *Edinb. med. and surg. Journ.*, den *Archives générales*, dem *Journ. hebdom.* u. a. niedergelegt sind; in *R. Bright Reports of medical cases*, in *Cruveilhier Anatomie pathologique* und andern, ihrer Kostspieligkeit wegen nur Wenigen zugänglichen, Schriften finden sich (zum Theil umfangreiche) Abhandlungen, die auch ohne Kupfer verständlich, überaus lehrreich und jedenfalls in unserm Vaterlande noch nicht heimisch sind. Diese und ähnliche in schicklicher Auswahl und Zusammenstellung ins Deutsche zu übersetzen, wäre heilsam und verdienstlich. Die Sammlungen auserles. Abhandl. f. prakt. Aerzte und das Hamburger Magazin für ausländische Literatur haben ehedem für diesen Zweck erspriesslich gewirkt, auch einige von den in neuerer Zeit bei uns entstandenen „Analekten" und „Sammlungen" haben uns einzelne solche Arbeiten angeeignet. Aber die letzteren sind überhaupt meist zu principlos verfahren, und haben kaum daran gedacht, die Verbreitung ausländischer, schwer vom Einzelnen zu erlangenden Abhandlungen als ihre Hauptaufgabe ins Auge zu fassen. So haben sie denn öfter selbst Abschnitte aus deutschen und fremden Hand- und Lehrbüchern aufgenommen, deren Jedermann ohne sonderliche Mühe habhaft werden kann. Möchten doch kundige Berufsgenossen, die es mit der Wissenschaft wohl meinen, und eine auch mit dem Ausländischen gut ausgestattete Bibliothek zur

Benutzung haben, die Ausführung dieses Plans sich empfohlen sein lassen! Möchten doch aber diejenigen davon fern bleiben, welche, ohne wahren Ernst und ohne innern Beruf, gern jeden Gedanken gleich zu Gelde machen! Mit der Bearbeitung von Cruveilhier's ausgezeichnetem Werke in diesem Sinne ist neulich ein guter Anfang gemacht worden durch B. A. Köhler.

III. Antikritiken.

An Herrn Dr. Eisenmann.

(Schluss.)

Ihr Urtheil über Ihre „symptomatische Heilmethode" fällt dahin aus (S. 20): „dass sie die Heilung der Natur und ihren Krisen überlasse, und der Arzt bei ihr in der That als Minister naturae erscheine, weshalb man sie füglich die abwartende nennen könnte." Ich kann hier wenigstens einige Bedenklichkeiten nicht unterdrücken. Ohne mich auf Jahns Physiatrik B. 2 zu berufen, der diese Heilmethode wiederholt als eine „perturbirende" bezeichnet, möchte ich doch fragen: ob z. B. das „in den Gang bringen angehaltener Darmentleerungen bei Entzündungskrankheiten" warten, und die Heilung der Natur und deren Krisen überlassen heissen solle? Mir scheint im Gegentheile dies die Natur gewaltig magistern, und wer die Hautdyskrasien durch Purganzen, den Wahnsinn durch Emetika zu heilen versucht, unzähliges Anderen nicht zu gedenken, der handelt doch wahrlich nicht besser. Auffallend ist auch noch, dass Sie das Obige zusammengestellt mit dem S. 23 und 24 Gesagten: „die medicinischen Schulen, die nur die symptomatische Behandlung als rationell anerkannten, glaubten sogar die specifische Behandlung lächerlich machen zu können, obgleich auf ihrer Seite keineswegs die Lacher, sondern vielmehr die Trauernden um die unter ihrer Behandlung gefallenen Opfer waren." Ich meine, dass sie hierdurch ganz eigentlich die natürliche Heil-

kraft aufs tiefste herabwürdigen, was kaum dadurch ausgesöhnt werden möchte, dass Sie dabei zugleich auch den Anhängern jener Heilmethode (die und) eine Wahrheit sagen, welche freilich auch schon Hahnemann diesen wiederholt, aber kaum je herber, gesagt hat. Aber wie sich doch die Zeiten und mit ihnen die Ansichten ändern! — Hahnemann stiess man dafür aus dem Schoosse der Kirche, und Ihnen — erkannte man einen Preis zu, trotz dem, dass Sie noch hinzufügen: „diese (symptomatische) Heilmethode reicht bei den meisten chronischen und bei vielen acuten Krankheiten nicht aus ..... bleibt aber dennoch wichtig, weil sie die alterirende unterstützt.“ Doch auch in diesen letzten Worten schliessen Sie sich streng genommen den Ansichten Hahnemanns an, unstreitig noch mehr aber den unbefangenen Anhängern der specifischen Heilmethode, als M. Müller, Kretschmar, Rau, Rummel und Wolf, Griesselich und Schrön, Lietzau, meiner Wenigkeit u. A., die wir Alle oft genug schon die künstlerische und wissenschaftliche Freiheit des Arztes gegen Hahnemann verfochten, und von denen nicht Wenige auch schon Ihre Worte (S. 38) aussprachen: „Es ist sehr rathsam, bei der alterirenden Heilmethode vorhandene synochale Zustände durch ein geeignetes antiphlogistisches Verfahren (d. h. Blutentziehungen) zu beseitigen, und dann sogleich die entsprechenden Alterantia (d. h. Specifika) zu reichen,“ obgleich ich freilich, wenigstens in Beziehung auf mich und meinen Wirkungskreis, offen gestehen muss, dass im Verlauf von neun Jahren, während welcher ich nach den Grundsätzen der specifischen Heilmethode in den allermeisten Fällen meine Kranken behandelte, ich noch keine Gelegenheit fand, jenen Satz praktisch zu prüfen, indem ich alle sogar entzündlichen Krankheiten auch ohne Aderlass und dergleichen bezwang. Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Grund hiervon blos im jetzigen Genius Morborum liege, oder ob Jahn wirklich Recht habe, wenn er (a. a. O. H. 132 u. f.) die Blutentziehungen ganz im Allgemeinen bei entzündlichen Zuständen verwirft. Gut ist es wenigstens, dass auch Sie (S. 32 Anm.) dieselben in diesen Fällen nicht als direkte, sondern nur als „symptomatische“ Mittel gelten lassen.

Als Uebergang zu Ihrer andern Heilmethode führen Sie (S. 22—25) an: „J. Hunter habe darauf aufmerksam gemacht,

dass gewisse Krankheitszustände nicht neben einander in demselben Organismus bestehen können, sondern sich wechselseitig ausschliessen," ferner erkennen Sie Hahnemann das Verdienst zu, den Lehrsatz zuerst aufgestellt zu haben: „dass man durch künstlich angeregte Arzneikrankheiten im Organismus vorhandene Krankheiten verdrängen könne," (sagen auch ganz Wahres über das „unzugänglich machen"), stellen endlich Rasori und Hahnemann in Parallele, meinend: „Beide wollten dem Wesen nach dasselbe, nur dass sie für eine und dieselbe Sache verschiedene „Worte brauchten." — Hinsichts dieser Aussprüche ist zu bemerken: dass der erste eben so gut auch von Hahnemann, als Fundamentalsatz seiner Lehren, aufgestellt wurde, wie Sie ihn zur Basis der Ihrigen machen, nicht minder aber auch, dass Hahnemann wohl auch hier viel tiefer in die Sache eindrang, als Sie. Sie nemlich lassen das „gewisse Krankheitszustände" ohne nähere Deutung stehen, Hahnemann dagegen sagt im Organon: „zwei natürliche Krankheiten, die einander unähnlich sind, heben einander nicht auf, sondern halten entweder sich blos wechselseitig ab, oder die eine unterdrückt nur die andere, oder beide compliciren sich, dagegen vernichten sich die ähnlichen Krankheiten, d. h. solche, die ihrem Wesen nach zwar verschieden, ihren Aeusserungen, Wirkungen und Sitze nach aber ähnlich sind." Dass Sie diesem Lehrsatze — der in der allgemeinen Idee ohne Zweifel richtig, obgleich sich im Einzelnen Manches eben so daran mäckeln liesse, als an der Hahnemann'schen theoretischen Supposition: „„die sieghafte natürliche oder die künstliche Arzneikrankheit sei stets stärker als die von beiden besiegte"" — gar keine Rücksicht geschenkt haben (denn das S. 27 und 28 Gesagte soll doch nicht etwa dafür gelten?) ist wirklich eben so zu verwundern, als zu bedauern. Hätten Sie es gethan, so wäre es wohl z. B. schon unmöglich gewesen, dass Sie, als Beweis der Richtigkeit Ihrer obigen Annahme das, Beispiel von Cicero u. s. w., der Gemüthsleiden durch Geistesthätigkeit heilte, aufgestellt hätten, zumal dies Beispiel sich auch unter keiner der beiden von Ihnen aufgestellten „Arten der alterirenden Heilmethode" unterbringen lässt, sondern ganz offenbar zu der Hahnemann'schen Heteropathie gehört. Es wäre Vermessenheit zu behaupten, dass auf diesem Wege keine Hei-

lung geschehen könne, unstreitig hat Hahnemann aber auch hier das fragliche therapeutische Verhältniss von seinem und Ihrem jetzigen Gesichtspunkte aus viel richtiger aufgefasst, wenn er im Organon sagt: „„Trauer und Gram wird durch einen neuen, stärkern Trauerfall, gesetzt er sei auch nur erdichtet, im Gemüthe ausgelöscht!"" In den Jahrbb. f. spec. Heilk. IV. 48 können Sie davon ein eben so heroisches als schlagendes Beispiel finden, und zum Ueberflusse kann ich Sie auch auf das verweisen, was Werber (Hyg. XI. 1 und XIII. 86) im Allgemeinen und über Raimund's Alpenkönig und Menschenfeind im Besondern sagt.

Was endlich die Parallele zwischen Hahnemann und Rasori anbelangt, so mögen allerdings Beide in der Idee Gleiches gewollt haben, ihre praktische Ausgleichung ist jedoch himmelweit verschieden, was weder Sie noch Dupré zu Montpellier (*de la Specif. dans les malad. Diss. inaug.*) gebührend würdigten. Denn Hahnemann sucht nach dem obigen Aehnlichkeitsprincipe zwischen Krankheit und Mittelwirkung die Krankheit aufzuheben, Rasori „durch einen Gegenreiz die Krankheit zu unterdrücken." Hahnemann hält sich in Folge seiner Mittelprüfungen an eine reelle Grundlage, Rasori schlug mit der Hypothesenkeule darauf los.

Doch es drängt mich zum eigentlichen Hauptgegenstande dieser Discussionen überzugehen, nämlich, Ihrer

„II. Heilmethode, der alterirenden." S. 22 und 25 heisst es darüber im Allgemeinen: „Sie besteht darin, dass der Arzt den Krankheitszustand selbst bekämpft, die örtliche und allgemeine Reaktion aber, die Ausgleichung physiologischer Störungen .... entweder der Natur überlässt, oder durch die symptomatische Methode bewirkt; sie ist dasjenige ärztliche Verfahren, welches durch Arzneimittel im Organismus eine solche anomale Stimmung erzweckt, die sich mit der vorhandenen Krankheitsstimmung nicht verträgt, sondern dieselbe ausschliesst, oder verdrängt." — Ich gestehe, dass, als ich diese letzte Definition las, ich mich überall nach dem Citate in Hahnemann's Organon umsah, denn dass die seine in Betreff der homöopatischen Heilmethode und die Ihre in Betreff der alterirenden Heilmethode

einander so ähnlich, wie ein Auge dem andern, ist ganz und gar unläugbar, und man wird daher auch fast mit Gewalt zu der Annahme gedrängt: Ihre alterirende Heilmethode und die homöopathische Heilmethode Hahnemann's, oder, wie man sie jetzt benennt, die specifische Heilmethode seien durch und durch wesentlich dasselbe. Da man jedoch in Beziehung auf die zuerst gestellte Ihrer obigen Definitionen vielleicht den Einwand machen könnte: allerdings liefe auch das Streben Hahnemann's auf ein Vernichten der Krankheit hinaus, er berücksichtige dabei jedoch wohl eigentlich mehr die Reactionen gegen die Krankheit, als den Krankheitsprocess an sich, so sehe ich mich gezwungen, Sie auf das zu verweisen, was G. Schmidt (Hyg. XI. 385) hinsichts dieser letzten Ansicht weitläufig auseinander setzt, nicht minder aber auch auf das, was ich selbst (Hyg. XIII. 271 u. f., ja schon Hyg. V. 133.) über diesen Gegenstand bemerkte. Ich verglich daselbst den Vorgang der Heilung durch specifische Mittel mit dem polaren Gegensatze der Elektricitäten, der, sind diese an Kraft sich völlig gleich, Indifferenz der Elektricität herbeiführt, für den Fall nemlich, wo ein in jeder Hinsicht vollkommen specifisches Mittel gereicht wird, indess bei einem nur halb passenden Reactionen eintreten. Sie schienen bei Ihrer obigen Definition nur diese letzteren im Auge zu haben, denn ein ächtes Specifikum vernichtet den Krankheitsprocess, „bekämpft" ihn nicht blos, und daher kann im ersten Falle auch keine „örtliche oder allgemeine Reaction" sich ausbilden, da diese bei völlig vernichtetem Krankheitsprocesse gerade zu unmöglich sind. Sie halten es daher mit Batzeg, ich mit Dupré (a. a. O. und Hyg. XIII. 244) in Beziehung auf die Wirkungen der Specifica.

Als nähere Erläuterung Ihrer Ansichten sagen Sie ferner S. 26, 28 und 29:

„Die alterirende Heilmethode wird auf ganz verschiedene Art realisirt. 1) Indem wir Mittel reichen, deren Wirkung nicht sowohl mit dem Krankheitsprocess, als solchem, in dem Verhältnisse der wechselseitigen Ausschliessung steht, sondern die vorherrschend auf die erkrankten Organe, und zwar auf die zunächst leidenden Gewebe derselben wirken u. s. w. . . Diese alterirende Heilmethode bildet das eigentliche Princip der Homöopathie. —

2) Die zweite und wichtigere Art der alterirenden Heilmethode besteht darin, dass wir Arzneimittel geben, deren Wirkung gegen den Krankheitsprocess, als solchen, gleichviel in welchem Organe er sein örtliches Leiden macht, reagirt, und ihn verdrängt."

Wenn von Homöopathie die Rede ist, geziemt es wohl, Hahnemann überall zuerst zu hören. Ich muss Sie daher vor Allem bitten, mir die Stelle in Hahnemann's Schriften gefälligst zu zeigen, wo Er die von Ihnen unter No. 1 bezeichneten Alterantia als seine homöopathischen Mittel aufstellt. Besitzen Sie nun nicht eine ganz besondere Ausgabe seiner Werke, so dürfte ich sehen, dass Sie vergeblich nach dieser Stelle suchen möchten, denn so viel ich von ihm weiss, bespricht und berücksichtigt er nirgends mit Vorzug das etwa erkrankte Organ, fasst dagegen sehr oft das von Ihnen unter 2. Angegebene ganz speciell in's Auge, wiewohl die Bezeichnung der ätiologischen Momente und der constitutionellen Verhältnisse z. B. bei Aconit, Nux vomica, Ignatia, Pulsatilla, Rhus, China, Bryonia, Conium, Calcaria, Phosphor u. s. w. unwiderleglich beweisen, überall aber hält er als Hauptpunkt fest, dass das Mittel dem speciellen pathologischen Zustande möglichst genau entspreche, was Sie, obgleich es ohne Zweifel das Allerwichtigste, unbegreiflicher Weise gänzlich unberücksichtigt lassen. Oder suchen etwa die neueren Anhänger der specifischen Heilmethode Ihren unter No. 1. bezeichneten Mitteln den Namen der homöopathischen mit Vorzug zu vindiciren? Das ich ebenfalls nicht wüsste! — denn wo sie auch gelegentlich vom Organ-, oder andern Specificis sprechen, immer halten sie sich in dieser Beziehung streng an den Hahnemann'schen Grundsatz. Als Beweis will ich nur anführen, was ich bereits vor 5 Jahren (Hyg. IV. 241) niederschrieb, damals besonders Kopp's Ansichten bekämpfend, der ja die Specificität ebenfalls in's Organ zu bannen strebt, und doch höchst wahrscheinlich Anstand nehmen möchte, z. B. bei Uterinleiden, Sabina, Borax, Artemisia, Secale, Cuprum, Ruta u. s. w., oder bei Leiden der Bronchialschleimhaut, Hepar Sulfuris, Senega, Phellandrium, Kreosot oder dergleichen, wie ihm gerade das eine oder das andere dieser Mittel einfiele, in Gebrauch zu ziehen. Jene obige Stelle lautet nun: „„Man hat mehrfach ausgesprochen, die Bestimmung der Specificität eines Mittels beruhe

lediglich in dem Wissen, welch specielles Organ davon afficirt werde, ich aber gestehe, nicht begreifen zu können, wie man bei einer so offen daliegenden Sache, einer solchen Einseitigkeit in die Arme laufen könnte. Denn ganz ungerechnet, dass es, selbst bei der Wirkung eines Mittels auf irgend ein einzelnes Organ, zur Feststellung der Wirkungssphäre und des Charakters im vollen Umfange, durchaus nicht genüge, dies blos im Allgemeinen zu wissen, sondern dass auch immer die Forschung nach dem primär und zumeist afficirten Factor, dem organischen Gewebe u. s. w. sehr nützlich sei, absolut nothwendig aber, welche organische Verrichtungen denn eigentlich leiden, und in welchen Eigenthümlichkeiten der pathologische Zustand bestehe: so wird auch, wenn man die einzelnen Mittel einer Sichtung und Vergleichung unterwirft, alsbald klar, dass, .. einige Mittel mehre Organe specifisch in Anspruch nehmen, Divergenzen, die aber dennoch immer wohl in einem Centraltheile ihren Einigungspunkt finden (z. B. die Wirkung der Belladonna auf die Sehorgane und den Schlundkopf, in dem von ihr eigenthümlichst afficirten Hirntheile, wie ja auch aus Flourens's Versuchen aufs bestimmteste hervorgeht); dass einzelne Mittel mehr die peripherischen, andere die Centraltheile des Blut- oder Nervensystems, andere beide zugleich afficiren, Umstände, auf die besonders Herr die Aufmerksamkeit leitet: dass einzelne Mittel weniger isolirte Organe, als vielmehr gewisse zu einer physiologischen Verrichtung, oder bei einem bestimmten pathologischen Zustande ausserordentlich verbundene Organengruppen; andere, bald mit bald ohne einzelnes Organ, zumeist gewisse allgemeine Gewebe (Knochen, Schleim — seröse Häute) afficiren; endlich, dass einzelne Mittel, und dass ihre specifische Wirkung auf ein specielles Organ bald offenbar, bald mehr oder minder problematisch, zumeist in directer Beziehung zu gewissen allgemeinen pathologischen Verhältnissen stehen.““ Im besondern besprach ich namentlich das letztere z. B. hinsichts Aconit, Eisen, Kohle, Phosphor u. s. w. an mehren einzelnen Stellen der genannten Zeitschrift.

Verzeihen Sie dieses lange Citat, das Ihnen in Verbindung mit dem unmittelbar vorher Besprochenen, jedenfalls wenigstens kund machen muss, dass Sie die Hahnemann'sche Homöo-

pathie nicht nur höchst oberflächlich kennen, sondern geradezu verkennen, theils indem Sie ihr Falsches aufbürden, theils indem Sie ihr Mängel vorwerfen, die sie nicht hat, theils indem Sie deren Wichtigstes gar nicht beachten; endlich aber auch, dass Sie in Ihren obigen Sätzen, wenigstens den Anhängern der specifischen Heilmethode, in Betracht des darin längst Bekannten, statt etwas Neuem, nur etwas sehr Unvollständiges sagten. Gleiche Rüge verdient, dass, nachdem Sie (S. 27 zu No. 1) als Beispiele Cubeben gegen Tripper, Schwefel gegen Krätze aufgestellt haben, Sie bemerken: „es geschieht dies nicht deswegen, weil diese Mittel die fraglichen Krankheitsprocesse ausschliessen, sondern nur, weil sie auf jene Gewebe wirken, welche der nächste Sitz dieser Processe sind; denn, wenn der Tripper sich auf die Conjunctiva wirft, wird man durch Cubeben das Auge nicht retten können, und wenn die Krätze blos innere Gebilde heimsucht, versagt der Schwefel den Dienst.“ Denn dass diese Behauptung in Beziehung auf Schwefel ganz irrig, davon strotzt wirklich die sogenannte homöopathische Literatur von Belegen bei den verschiedenartigsten Krankheiten in Folge verschmierter Krätze. Ich will Sie, der Kürze halber, nur auf eine Phthisis incipiens (Hyg. VI. 231) und auf eine Lähmung (a. a. O. XII. 42) verweisen. Auch Beck (Med. Centr. Zeit. 1840. No. 41.) kann conferirt werden. Von Cubeben bei Trippermetafasen kenne ich freilich kein Beispiel, dagegen führt Juliard in seiner Schrift über die gonorrhoische Augenentzündung einen von Ribes beobachteten Fall an, wo Uretral- und Augentripper stets wechselten, und Balsam. Copaiv. sie endlich doch beide beseitigte. Warum sollten also dies nicht auch Cubeben thun können, wohlgemerkt, wo sie das ächte Specificum, da ganz im Allgemeinen so sehr viele Beweise vorliegen, dass das ächte Specificum gegen die Grundkrankheit auch ein Hauptmittel gegen deren Metastasen und dergleichen. Was endlich den von Ihnen ebenfalls angeführten „Brechweinstein gegen Pneumonie“ anbelangt, so thut das von Stapf herausgegebene Prüfungsverzeichniss, noch deutlicher aber die Beobachtungen Lohmeyers (Vergift. durch Spiessglanzdämpfe in Caspers Woch. Sch. 1840. No. 17) und so viele praktische Erfahrungen dar, dass *Tartarus stibiatus* (oder eigentlich wohl das *Stibium*) nicht im Allgemeinen „auf das Gewebe der Lungen

wirke," sondern ganz speciell auf die (feineren) Bronchien. Denn namentlich ist es ja die Bronchitis (der Kinder), wo er sich schon so Vielen bewährte, ferner gewisse Formen von Catarrhus suffocativus und Asthma, so dass schon hieraus hätte geschlossen werden können, was Lobstein (Arch. méd. d. Strassbourg 1835, No. 1) sagt: Hepatisation der Lungen werde nicht durch Infiltration des Parenchyms, sondern durch Ausschwitzung plastischer Lymphe in den allerfeinsten Bronchienverzweigungon bedingt. Doch noch die Fragen: 1) ob sich nicht hier wieder darthue, dass die vollständig gekannte therapeutische Wirkung eines Specificum (in Hahnemann's Sinne) auch auf die Pathologie berichtigenden Einfluss üben könne? 2) Ob es auch bei Brechweinstein etwa blos die allgemeine Wirkung gerade auf die Bronchialschleimhaut sei, die ihn zum Specificum gegen Pneumonie u. s. w. mache, oder ob nicht auch hier der eigenthümliche Krankheitsprocess, den er in ihr erregt, nemlich die sogenannte Hepatisation, wie ich dies, meines Wissens zuerst, behauptete (Hyg. V. 147), und daher sehr erfreut war, als ich später sah, dass Andere Gleiches meinten, z. B. auch Magendie, der (Ueb. d. Blut) mit dürren Worten sagt: Brechweinstein macht, und heilt Hepatisation. Wäre letzteres nicht der Fall, warum sollte man da dem Brechweinstein nicht Asphaltöl oder irgend eins der auch auf die Bronchialschleimhaut wirkenden Mittel gelegentlich substituiren können?

Ich traue Ihrer sonst oft so klaren Einsicht zu, dass Sie sich durch das Gegebene bereits überzeugt haben, auf wie sehr schwankenden Füssen Ihre unter No. 1 bezeichneten Alterantia stehen, ja dass man wohl denselben kaum zu nahe trete, wenn man meint, sie haben weder Kopf noch Füsse. Ihrer sonstigen klaren Einsicht gemäss ahnten Sie daher auch ganz richtig, als Sie Ihre Alterantia No. 2, „die viel wichtigere Art" nannten. Ich gehe demnach nun zur Betrachtung dieser über, halte es jedoch für angemessener, dies in einem zweiten Schreiben zu thun, um durch die Länge des einen nicht abzuspannen, oder gar zu langweilen.

Genehmigen Sie daher die Versicherung aufrichtiger Hochachtung, die ich für Jeden im Herzen hege, der der Wahrheit nach-

strebt, auch wenn es ihm nicht geglückt sein sollte, sie zu finden. Stets

Dessau, den 10. Juli 1841.

Ihr ergebener
Dr. *Kuntz*, Medicinalrath und Leibarzt.

Freimüthige Entgegnung über die im 12. Stücke der Berliner Central-Zeitung 1842 enthaltene Abhandlung: „Darf der Staat die Anwendung homöopathischer Heilprincipien dulden, ohne sich einer grossen Verantwortlichkeit auszusetzen?“ vom Herrn. Dr. Scharlau, praktischem Arzte zu Stettin *).

Werfen wir einen Rückblick auf die Geschichte der Medicin, so finden wir fast durchgehends, dass sich bei Aufstellung eines neuen Systems oder auch nur bei der Offenbarung irgend einer Entdeckung, welche einen bedeutenden Einfluss auf die Umwandlung früherer gangbarer Principien manifestirte, besonders zwei Momente bemerkbar machten, indem einen Theils eine Anzahl Männer *a priori* von der Sache eingenommen, und in ihrem Enthusiasmus den richtigen Gesichtspunkt aus den Augen verlie-

---

*) Ich war anfangs geneigt, vorliegende Entgegnung der Redaction der Berliner Central-Zeitung, mit dem Ersuchen, um eine desfalsige Aufnahme derselben in den Spalten jener Zeitschrift zuzusenden; allein der Umstand hielt mich davon ab, dass der Redacteur jener Zeitschrift, Herr Dr. J. J. Sachs, sich überall als krasser Gegner der homöopathischen Heilmethode geltend macht, obwohl ihm seiner Individualität nach durchaus kein Urtheil in irgend einem Theile der praktischen Arzneiwissenschaft zugestanden werden darf. Um so weniger konnte ich mich aber veranlasst fühlen, in dieser Zeitschrift irgend etwas mit meiner Namensunterschrift inseriren zu lassen, als neuerdings durch Dr. Minding das verächtliche Treiben†) des Redacteurs derselben, des Dr. J. J. Sachs, an das Tageslicht gezogen und die Machiavellischen Künste aufgedeckt worden sind, wodurch es diesem Manne gelang, trotz seiner mangelhaften Kenntnisse, eine gewisse Celebrität unter den medicinischen Schriftstellern zu erlangen.

†) J. J. Sachs's Vertheidigung scheint Verfasser noch nicht gekannt zu haben. Red.

rend, auf einzelne Wahrnehmungen sogleich Axiome gründeten, die bei genauer, vorurtheilsfreier Betrachtung sich als übereilt oder nichtig erwiesen, und andern Theils Gegner auftauchten, welche, fest an den bisherigen, gangbaren Dogmen hängend, nicht einmal den Gegenstand irgend einer Prüfung würdigten, sondern im zelotischen Eifer ohne Weiteres ihr Verdammungsurtheil über denselben schleuderten. Nur eine geringe Anzahl, beide extreme Pfade vermeidend, und mit nüchterner Besonnenheit das neu Entstandene dem Prüfstein des Versuches unterwerfend, und somit, durch Darlegung der desfalsigen Resultate, gleichwie den unbegrenzten Enthusiasmus der ersteren, so auch den unbegründeten Tadel der letzteren niederhaltend, war für die Wissenschaft fördernd, indem durch ihr Bemühen die Dignität des Gegenstandes zur klareren Anschauung gebracht wurde.

Dies hier Gesagte findet in Beziehung auf die Homöopathie, in der grössten Ausdehnung seine Anwendung, und seit beinahe 4 Decennien sehen wir in Deutschland einen Kampf begonnen, der sich in neueren Zeiten auch auf die übrigen Länder Europa's ausdehnt, und zwar mit einer Erbitterung und Ausdauer fortgeführt wird, wie als solcher in der Geschichte der Medicin ein zweiter nicht nachzuweisen ist. Wie lange dieser Kampf noch fortdauern wird, ist der Zukunft anheim gestellt; der Sachlage der Dinge nach zu urtheilen, kann man präsumiren, dass sein Ende noch viele Jahre hinaus geschoben wird, wobei sich mit apodiktischer Gewissheit als Endergebniss desselben eine universelle Umwandlung in der praktischen Ausübung der Medicin, die sich übrigens jetzt schon allgemein kund giebt, und somit eine gewiss nicht unbedeutende reichhaltige Ernte für die Wissenschaft herausstellen *(sic)* wird. Verfolgen wir somit den Gang, welchen die Homöopathie, von ihrem Auftreten an bis zu dem heutigen Tage, genommen hat, so wird es nicht schwer, das oben allgemein Angedeutete hier überall nachzuweisen; denn wir sehen hier ebenfalls eine Anzahl Männer auftauchen, welche, durch einzelne Erfolge veranlasst und ermuthigt, in enthusiastische Lobpreisungen sich ergossen, und, über jede andere Heilmethode ein Anathem ausrufend, nur der Homöopathie allein die Möglichkeit einer Heilung vindicirten; wir sehen ferner, wie Hahnemann selbst und viele seiner Anhänger den ursprünglichen Pfad der Forschung ver-

lassend, sich in das Gebiet der Hypothesen wagten, und hier manche Dogmen zu Tage förderten, welche sich bei näherer Betrachtung als monströse Excrescenzen und Producte einer ausschweifenden Phantasie manifestirten; diesen entgegengesetzt sehen wir aber auch eine grosse Anzahl blinder Eiferer auftreten, welche, ohne diesen so wichtigen Gegenstand einer vorurtheilsfreien Prüfung zu unterwerfen, um sich von der Wahrheit oder Nichtigkeit desselben zu überzeugen, ein verdammendes Urtheil darüber fällten, weil die hier aufgestellten Principien mit den bisherigen gangbaren, durch ihr Alter gewissermassen sanctionirten Dogmen contrastirten, und sie beurkundeten hauptsächlich dadurch eine Unreife und Perversität des Urtheils, dass sie eine Anzahl unhaltbarer, von Hahnemann aufgestellter Hypothesen mit der Homöopathie identificirten, und mit der Widerlegung jener auch eine Vernichtung dieser herbeigeführt zu haben vermeinten. Die Anzahl derer, welche, beide extreme Pfade vermeidend, den Weg der parteilosen Forschung betraten, ist leider auch hier die kleinere gewesen, und dies ist auch hauptsächlich der Grund, weshalb eine Annäherung und endliche Einigung dieser zerrissenen Elemente zu bewerkstelligen, nur von der fernen Zukunft zu hoffen steht.

Betrachten wir nach dieser Vorerörterung demnach dasjenige, was uns der Herr Dr. Scharlau in seinem Aufsatze darbietet, so erkennt man sogleich, wie er, von Leidenschaft fortgerissen, ohne Kenntniss des vorliegenden Gegenstandes, nur bedacht ist, seinen schonungslosen Tadel darüber auszugiessen. Befangen von einseitigen Ideen, tadelt er sogar die Principien einer hochherzigen Staatsverwaltung, welche der freien Entwickelung der Wissenschaft die Wege zu bahnen trachtet, und er verlangt von derselben, dass da Schranken aufgethürmt und gegen Männer Ungerechtigkeit ausgeübt werde, welche gleich ihm die rigoröse Staatsprüfung durchgemacht haben, und dadurch ihre Fähigkeit in Ausübung der ärztlichen Praxis beurkunden, blos weil zwischen seinen Maximen und denen Jener bedeutende Differenzpunkte sich herausstellen. Dies nimmt uns um so mehr Wunder, als gerade der Herr Dr. Scharlau Ursache hat, mit manchen vortrefflichen Staatseinrichtungen zufrieden zu sein, und ihnen seinen Dank darzubringen, weil vermöge derselben ihm vor wenigen Jahren

ebenfalls die Genugthuung ward, unmotivirten Anschuldigungen entgegentreten zu können, und sich zur Beschämung seiner Gegner gerechtfertigt zu sehen.

Dass überall, wo Leidenschaften herrschen, eine richtige Anschauung mangelt, und daher die Urtheilskraft getrübt wird, dieser in der Erfahrung fest begründete Satz findet auch auf Herrn Dr. Scharlau seine Anwendung, und wir sehen ihn in seinen Ergiessungen Argumente aufstellen, welche von vorne herein sich schon als falsch erweisen, wir sehen ihn ferner Ideen huldigen, deren Nichtigkeit schon lange nachgewiesen ist, und endlich ihn sich in Widersprüchen verwickeln, die er bei besserer Ueberlegung hätte vermeiden können. Bei genauer Betrachtung fällt es nicht schwer, das hier Angedeutete überall aufzufinden; doch da es uns weniger zu thun ist, die Explicationen des Herrn Dr. Scharlau kritisch zu beleuchten, als vielmehr seinen aus irrigen und vorurtheilsvollen Ansichten hervorgegangenen Deductionen entgegen zu treten, mag es hier an wenigen Andeutungen genügen.

Diesemnach kann ich mich am wenigsten mit ihm einverstanden erklären, wenn er die Lehre vom gesunden Körper die Basis des Heilens nennt; denn Object des Heilens ist nicht der Mensch im Zustande der Integrität, sondern der erkrankte Mensch, und demnach bilden, als zwei gleich wichtige Factoren, die Lehre von den Krankheiten, und von den individuellen Beziehungen der Heilmittel zum menschlichen Organismus, beides im weitesten Sinne der Bedeutung genommen, die Fundamente, worauf der Heilkünstler fussend, seine Bestrebungen ins Werk richten muss, während die Physiologie, obgleich von hoher Bedeutung für unsere Wissenschaft in jener Beziehung, doch nur eine untergeordnete Stelle spielt, aber allerdings in so fern als Basis der Pathologie betrachtet werden kann, dass sie, die Gesetze des Lebens uns vorführend, zur Erläuterung und richtigern Würdigung der hier wahrnehmbaren Vorgänge und Erscheinungen dient. Wenn ferner der Herr Dr. Scharlau nur auf die Bestimmung des Wesens der Krankheit ein rationelles Heilverfahren basiren zu können glaubt, und erklärt, dass aus einer solchen Wesensbestimmung die Feststellung des Heilverfahrens schon von selbst hervorgehe; so jagt er hier einem Phantome nach, welches als ein solches von den erfahrensten Aerzten von

jeher erkannt worden ist, und die Anhänger dieses Idealismus von jeher auf die gröblichsten Irrpfade geführt hat. Es liegt allerdings in der Natur des Menschen, — und dadurch documentirt sich seine höhere Bestimmung, — für alle Erscheinungen, welche zu seiner Anschauung gelangen, den zureichenden Grund auffinden zu wollen, und dem Urimpuls nachzuspüren. Wie sehr aber des grössten Arztes und Physiologen seiner Zeit, des unsterblichen Haller, bekannter Ausspruch gerechtfertiget wird, geht aus dem fruchtlosen Bestreben der Aerzte, die Wesenheit der Krankheiten aufzufinden, hervor, und die Geschichte älterer und neuerer Zeit führt uns der Beispiele eine Menge vor Augen, wie verderblich es für die Heilkunst sei, auf solchen imaginären Principien eine Curmethode zu basiren, wo nur die Erfahrung allein die Leiterin unsers Handelns sein soll. Fügen wir diesem noch die Wahrnehmung hinzu, welche Differenzpunkte sich rücksichtlich solcher Bestimmungen bei den verschiedenen Aerzten, selbst in Beziehung auf die bekanntesten Krankheiten, geltend machen, deuten beispielsweise nur auf den famösen Streit zwischen Marcus und Röschlaub, den Typhus betreffend, und vergleichen hiermit die mannigfaltigen, oft contrastirenden Ideen, welche sich in neuester Zeit beim Auftreten der epidemischen Cholera, rücksichtlich des Wesens dieses mörderischen Feindes des Menschengeschlechtes geltend machten, so wird uns klar, dass ein Betreten dieses dunkeln Pfades nicht geeignet sei, uns bei der sichern Behandlung der Krankheiten Vorschub zu leisten. Vergebens nehmen wir alle Hülfswissenschaften in Anspruch, um grössere Helle in dieses Labyrinth zu bringen; unsere Forschungen erreichen doch nur einen gewissen Punkt, über den hinaus uns die Natur ihre unübersteiglichen Schranken hingestellt hat, die zu überschreiten keinem Sterblichen gestattet ist. Freilich scheint der Herr Dr. Scharlau hier eine Ausnahme zu machen, und, seinen Worten nach zu urtheilen, hat die Natur ihm ihre tiefsten Geheimnisse entschleiert, indem er von der Kenntniss des Wesens der Mehrzahl der Krankheiten, als von etwas Apodiktischem, spricht, und sogar die Theorie der Arzeneiwirkung, zum Behufe praktischen Handelns, auf der Theorie vom Wesen der Krankheit basirt wissen will. Wann wird er seine grossen Geheimnisse der Mitwelt vor Augen legen? Man sieht hieraus, wie leicht die

Phantasie geneigt ist, uns manche Dinge für Realitäten ansehen zu lassen, die bei genauerer Betrachtung als Dunstbilder unserer Wahrnehmung sich entziehen. Es wäre ein trauriges Ergebniss unserer Forschung, wenn nur solche Krankheiten, deren Wesen uns verschlossen ist, der Aussage unsers phantasiereichen Autors nach, durch ärztliche Kunst beseitigt werden könnten; denn in diesem Falle hätten wir einen ärgern Kampf zu bestehen, wie weiland Don Quixote mit den Windmühlenflügeln, und statt eine *febris intermittens* etwa durch hülfreiche Chinapräparate zu beseitigen, machten wir fruchtlose Bestrebungen zur Ergründung von Geheimnissen, die bisher unserer Anschauung gänzlich entrückt sind, und auch wohl immer bleiben werden.

Sonderbar mit diesen Argumentationen contrastirt hinwiederum die Art und Weise, wie Herr Dr. Scharlau die Classificatten der Krankheiten bestimmt wissen will, indem er die Aehnlichkeit in der Grundidee der Erscheinungen als Norm für eine solche aufstellt. Wer mit dem Wesen der Krankheiten so vertraut ist, als er sich den Anschein giebt, wird doch schwerlich die Erscheinungen, als den blossen Reflex der innern vitalen Action zur Norm für die Bestimmung von Krankheitsclassen wählen. Noch sonderbarer erscheint uns die Begriffsbestimmung für Krankheitsspecies nach dem Dafürhalten des Herrn Dr. Scharlau, indem er dieselbe in der durch die Individualität des erkrankten Subjects bedingten Umänderung der Erscheinungen zu finden wähnt. Demnach wäre z. B. *Variola* ein *genus*, und die durch die Individualität der Erkrankten in Erscheinung tretenden Modificationen bildeten die untergeordneten *species*. Doch genug hiervon zur Veranschaulichung des Ideenganges des Herrn Dr. Scharlau.

Wenden wir uns nunmehr zu den Gründen, durch die sich der Herr Dr. Scharlau bestimmen lässt, der Homöopathie, als einer für die Menschheit und die Wissenschaft verderblichen Methode, das Verdammungsurtheil zu sprechen, und an den Staat das Verlangen stellt, ein Prohibitum gegen die Ausübung derselben ergehen zu lassen, so findet wiederum das oft Erfahrene auch hier seine Bestätigung, dass nämlich die am wenigsten in einer Sache Unterrichteten die grössten Eiferer und Schreihälse sind. Der Homöopathie jedes feste Princip absprechend, sehen wir ihn mehrere aus dem Zusammenhange gerissene Sätze aus Hahne-

mann's Organon, dabei noch theilweise verdreht und entstellt, an das Tageslicht zerren, und als Fundamente der Homöopathie aufstellen, mit Uebergehung mehrerer der wesentlichsten und wichtigsten. Es kann nicht mein Motiv sein, mich über diesen Gegenstand in weitläuftige Discussionen einzulassen, da einem jeden besser Unterrichteten die Wahrheit meiner Behauptungen sich von selbst aufdringen wird. Nur so viel sei hier angedeutet, dass manche Erklärungsversuche und Behauptungen Hahnemann's von seinen Anhängern selbst für paradox gehalten und widerlegt wurden, und ich verweise in Beziehung auf die Naturheilkraft nur auf Schrön's Naturheilprocesse und Rau's Werke, welche dem Blicke des Herrn Dr. Scharlau, gleich einer unsichtbaren Sonnenfinsterniss, spurlos vorübergegangen sind, und woraus derselbe, wegen ihres gediegenen Inhalts und klarer Darstellungsweise, manches Lehrreiche und zur Berichtigung seiner Ansichten Förderliche finden dürfte; wobei noch, als Merkwürdigkeit, einer Erwähnung verdient, dass selbst neuerdings Männer, welche der Homöopathie nicht huldigen, wie namentlich Brück (s. dessen Recensionen über Schrön's Naturheilprocesse) und Herm. Cohen (Ueber die hitzige Gehirnwassersucht) die Ansicht von einer *vis naturae medicatrix* gänzlich verwerfen, und demnach mit Hahnemann's Annahme nicht nur übereinstimmen, sondern dieser Idee in noch höherem Grade huldigen.

Dass noch heutigen Tages die Mehrzahl der Aerzte der Meinung sind, als könne die homöopathische Heilmethode nur bedingungsweise in Anwendung gebracht werden, und daher nur Untergeordnetes leisten, ist eine Wahrnehmung, welche uns nicht entgehen kann; dass es aber noch Männer giebt, welche in ihrer Anmassung die absurden Meinungen offenbaren, als beruhe die homöopathische Heilmethode lediglich auf Imagination, und ihr Handeln bestehe in Indifferentismus, ist eine Erscheinung, welche uns in der Person des Herrn Dr. Scharlau befremdend entgegentritt, nachdem in dem Zeitraume vieler Jahre Männer von Ruf, Talent und geeifter Erfahrung sich für dieselbe erklärt haben, und die Anzahl der Anhänger, trotz der vielen Exclamationen gegen dieselbe, mit jedem Jahre an Ausdehnung gewinnt. Unbewusst spricht er sodann ein Verdammungsurtheil über die ganze Arzneikunst; denn wenn es sich factisch herausstellen sollte,

dass durch Nichtsthun durchgehends eben so viel, und oft weit mehr geleistet werden könnte, wie durch ärztliches Einschreiten, so wäre unsere ganze Arzneiwissenschaft ein Popanz, und nur zum Verderben der Menschheit. Wo homöopathische Heilungen vollbracht worden sind, welche seither jedem anderweitigen ärztlichen Einschreiten spotteten, ist man von Seiten der Gegner zwar häufig geneigt, dem zweckmässigen diätetischen Regimen, und der psychischen Einwirkung die guten Erfolge zu vindiciren; aber stehen dieselben Hülfsmittel nicht einem jeden Arzte zu Gebote, wenn sie an und für sich so Vieles zu leisten vermögen?

Die Ausdrücke, deren Herr Dr. Scharlau, in Beziehung auf die auf physiologischem Wege durch Hahnemann und seine Anhänger ermittelten Arzneisymptome, sich bedient, als: „Erdichtung, Lügenhaftigkeit" u. s. w. verdienen eigentlich keine Berücksichtigung; denn wer, statt zu beweisenden Gründen in Discussionen über wissenschaftliche Gegenstände, zu solchen Epithetis seine Zuflucht nimmt, brandmarkt sich dadurch selbst. Dass in den Symptomenverzeichnissen wohl mancher Irrthum mit untergelaufen wie denn überhaupt alles menschliche Wissen nur Stückwerk ist, wird selbst von denen erkannt, welche am meisten von diesem Gegenstande unterrichtet sind, und deshalb ist es die Aufgabe neuerer Forschungen, durch Nachprüfungen sich von dem Grunde oder Ungrunde jener gewonnenen Resultate grössere Ueberzeugung zu verschaffen, und das Reelle von dem Idealen zu sondern.

Eben so wenig kann es der Homöopathie zum Vorwurfe gereichen, wenn sich durch das aus Lesser's Schrift citirte Beispiel herausstellt, dass ein homöopathischer Arzt sich bei Behandlung eines Krankheitsfalles eines fehlerhaften, inconsequenten Verfahrens schuldig machte, abgesehen von der häufig bestätigten Thatsache, dass dergleichen Anschuldigungen nicht selten Irrthum oder böser Wille zu Grunde liegt; denn ein Gegenstand kann an und für sich von anerkanntem Werthe sein, und dennoch durch fehlerhafte Anwendung der intendirte Zweck verfehlt werden; auch ist die Thatsache nicht zu bestreiten, dass man unter den Aerzten aller Confessionen, wenn man diesen Ausdruck hier wählen darf, Männer antrifft, welche, jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrend, und überhaupt aller Fähigkeiten ermangelnd, welche einem Arzte zur Ausübung seines schweren Berufes noth-

wendig sind, durch ihr Thun und Treiben mehr verderblich, als segensreich für die Menschheit wirken. Am wenigsten kann es der Homöopathie zur Last gelegt werden, wenn in einzelnen concreten Fällen die Genesung nicht erzielt wird; denn ähnliche Ergebnisse nach Anwendung anderer Methoden liegen ja täglich vor Augen, oder hat Herr Dr. Scharlau während seiner praktischen Laufbahn niemals Fälle der Art beobachtet, wo bei einer Pneumonie, trotz der ausgedehntesten Behandlung, die Zertheilung nicht gelang, und der Tod oder ein anderer ungünstiger Ausgang erfolgte, oder wo ein Patient an der Enteritis zu Grunde ging?

Sonderbarer Art sind noch die Exclamationen, wenn unser Herr Autor sich über die Erfordernisse eines rationellen Heilverfahrens ausspricht, und es klingt fast wie Ironie, wenn er äussert, dass ein solches auf einer Theorie beruhen müsse, die durch den gegenwärtigen Stand der Hülfswissenschaften, und die therapeutischen Erfolge bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben wird. Kann man einen solchen Maassstab an die Verfahrungsweise der sogenannten rationellen Schule legen, die sich oft auf die heterogenste Weise offenbart, und z. B. in Pneumonien bald die antiphlogistische Methode in der weitesten Ausdehnung, bald eine Solution des *Tartarus emeticus*, und in neuester Zeit sogar, wie es von Engländern geschieht, und auch bei uns Nachahmung findet, das *Opium* oder *Plumbum aceticum* dagegen anwendet? oder wenn man beim *Typhus abdominalis*, nach der individuellen Ansicht, bald eine ausgedehnte Antiphlogose, bald antiseptische Mittel, bald einen Indifferentismus u. s. w. für zweckmässig erachtet?

Demnach müssen wir alle Beschuldigungen von der Hand weisen, welche Herr Dr. Scharlau, von leidenschaftlicher Aufwallung hingerissen, und unbekannt mit der Sachlage des Gegenstandes, der Homöopathie macht, und wir erkennen es nur als einen Act der Gerechtigkeit des Preussischen Staats an, wenn er hier keiner Richtung in der Ausbildung unserer Wissenschaft entgegentritt, sondern der Zeit die individuelle Gestaltung überlässt.

„Von Staatswegen," sagt Kopp sehr treffend, „medicinische Systeme oder Methoden durch Verordnungen einführen zu wollen, ist eben so thöricht, als ihre Ausübung zu untersagen; besitzen sie auf keiner Seite Werth, so gehen sie bald vorüber, haben sie einen innern Werth, so ist ihr längeres Verweilen wünschenswerth.

Die Geschichte der Heilkunst richtet sie.“ Dass demnach die Homöopathie trotz der vielen Anfeindungen nicht allein fortbesteht, sondern in steter Ausbreitung begriffen ist, und zwar um deshalb, weil Aerzte und Laien durch ihre Anwendung die herrlichsten Erfolge wahrnehmen, dies ist der beste Beweis für ihren innern Werth, und überhaupt der beste Prüfstein für die Dignität einer Methode. Heisst es daher die Homöopathie begünstigen, wenn der Staat im kleineren Maassstabe den Anhängern derselben dasjenige zu Theil werden lässt, was in hohem Grade den Aerzten gewährt wird, welche nach anderweitigen Principien ihren Heilplan construiren? Ist es daher eine Begünstigung dieser Methode, wenn für Fundirung eines Krankenhauses eine verhältnissmässig geringe Summe vom Staate verwandt wird; während zu gleichem Zwecke enorme Summen für Krankheitsanstalten aller Art verausgabt werden?

Zwar würde hierauf Herr Dr. Scharlau vielleicht erwidern; „Warum für einen Gegenstand einen Kostenaufwand bestreiten, der dadurch seine Nichtigkeit beurkundet, dass er allmählig immer mehr in Vergessenheit geräth, und in neuern Zeiten überall als nichtig anerkannt wird?“ In diesem Falle würde er jedoch dem gröblichsten Irrthume anheim fallen, wie auch gleichzeitig der Herr Dr. J. J. Sachs in einem falschen Wahne begriffen ist, indem er eine solche Idee öffentlich auszusprechen wagt. Freilich wäre es für Viele ein erwünschtes Ereigniss, wenn die „fatale Homöopathie“ nach Art der Krebse, rückwärts schreitend, in einen Schlupfwinkel sich verkröche, und daselbst eingepfercht werden könnte, so dass nicht mehr die Rede davon wäre, und von vielen Seiten wird ein solches Ergebniss oder wenigstens die Annäherung desselben schon triumphirend verkündet; allein vor einem solchen Schicksale bewahrt sie ihr innerer Werth. Wenn daher Herr Dr. J. J. Sachs, im 39. Stück seiner diesjährigen Central-Zeitung, eine Correspondenznachricht aus Wien des Inhalts veröffentlicht, dass die Homöopathie bei dem Publicum von der Zeit an, wo sie gesetzlich erlaubt sei, riesenhafte Fortschritte einer *metamorphosis regrediens* mache, und ohne das frühere Verbot schon gänzlich daselbst vergessen sein würde; so klingt eine anderweitige Mittheilung aus demselben Orte, welche wir weiterhin, im 49. Stücke dieser Zeitschrift, lesen, ganz ent-

gegengesetzt. Es heisst hier nämlich u. A. „Ihr Herr Correspondent lässt ferner die Homöopathie schnelle Fortschritte einer *metamorphosis regrediens* machen; damit hat er wohl nur den Unsinn gemeint, der, aus den Extremen der Hahnemann'schen Ansichten gezogen, der Homöopathie aufgebürdet wird; über diese, der Entwickelungsperiode der specifischen Heilmethode — und nur so kann man die Homöopathie mit Recht heut zu Tage nennen — angehörigen Extreme sollte man bei einer Doctrin nicht mehr sprechen, welche gegenwärtig die physikalische Diagnose, die pathologische Anatomie, die rationelle Therapie hier in Wien mit der emsigsten Theilnahme pflegt und fördert, bedacht um eine Begründung der praktischen Medicin, die vielleicht die wenigsten jener blindlings Anathema Rufenden ahnen mögen. — Dermalen zählt die Homöopathie unter den Doctoren der Facultät über 40 entschiedene Anhänger, und, wenn man strenge sonderte, dürften sich auch noch mehrere verkappte Homöopathen finden, welche dem einmal Abgesagten zu huldigen sich geniren." Ist dies eine *metamorphosis regrediens*?

Mag ein Arzt übrigens einer Methode huldigen, welcher er wolle. Nur der steht hoch in meiner Achtung, welcher, im Besitze zureichender Kenntnisse, sein Streben auf stete Vervollkommnung richtet, und seinen schwen Beruf mit einer Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit vollführt, dass er sowohl vor seinem innern, als vor einem höhern Richter in seinem Handeln gerechtfertigt steht; so wie ich Demjenigen nur mein Mitleid zollen kann, der, befangen von einseitigen Ansichten, und von Egoismus aufgebläht, stets bereit ist, über Andersdenkende und Handelnde den Stab zu brechen. *Sapienti sat!*

Dr. *Genzke*,
praktischer Arzt zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin.

An Herrn Dr. Braun in Fürth.

Wenn der rothe Adlerorden in der Hektik der Homöopathie die Stelle des Kalbblutes (Dr. Braun in Fürth) vertritt, so mögen die Homöopathen Gott danken, dass Herr V.....r dem Christenthume angehört, da er als Jude nie beadlert worden wäre. Herr Dr.

Braun merke sich das, wenn er nächstens wieder die Feder gegen seine jüdischen Fachgenossen ergreift. (S. medic. Argos Bd. IV. Hft. 1. S. 136—138.) Auf Grund des Obenstehenden vindicire ich daher das eventuelle Wiederaufblühen der Homöopathie dem Christenthume, und möchte der baierischen oder preussischen Regierung vorläufig ans Herz legen, diesen historischen Grund festzuhalten, um dermaleinst die baierischen oder preussischen Juden von der Ausübung der Homöopathie desto leichter, mit einem Scheine des Rechts, ausschliessen zu können. Uebrigens werden in vielen gebildeten jüdischen Familien Sectionen, wenn sie der Arzt wünscht, schon längst gestattet, was Herr Dr. Br. nicht zu wissen scheint; von der andern Seite verweigern ungebildete Christen — auch sehr viele gebildete —, in Deutschland sowohl als anderwärts, das Obduciren ihrer verstorbenen Angehörigen, wenn es ihrem Gefühle widerstrebt, und nur selten wird diese anerzogene Scheu vor Obductionen von dem Gedanken an das Interesse der Menschheit überwunden. In dem christlich frommen Holland werden sogar in den städtischen Krankenhäusern fast keine Sectionen gemacht, weil das Verwaltungs-Comité sie dem Arzte meist verweigert.

Levié, Arzt zu Rotterdam.

Erwiederung an Dr. Thierfelder.

Thierfelder nimmt mich (Argos IV. Bd. 2. Hft. S. 241) über meine Ansicht von der Bedeutung der Strangulationsmarke strenge in die Schule, weil ich sage, dass bei dem von mir beobachteten Leichnam eines Selbstmörders die Strangulationsmarke ganz die Beschaffenheit einer solchen gehabt habe, wie sie entsteht, wenn ein Gestorbener aufgehängt wird, legt mir demzufolge eine irrige und auch Andere irreleitende Ansicht über diesen Punkt unter, und tadelt mich schliesslich sehr, dass ich die neueren Untersuchungen über die Beschaffenheit der Strangulationsmarke bei lebendig und todt Aufgehängten gänzlich unberücksichtigt gelassen habe.

Wie unmotivirt und ungeeignet diese ganze (un-)kritische Expectoration sei, will ich mit einigen Worten zeigen. — Ich

erzählte das einfache Factum, dass bei einem Selbstmörder die Strangrinne ganz die Beschaffenheit gehabt habe, wie sie entsteht, wenn ein Leichnam aufgehängt wird. Meine Ansicht darüber sprach ich überhaupt gar nicht aus, weil in jenem Jahresberichte, der sich auf gedrängte Darstellung von Thatsachen beschränkte, mir nicht der Ort dazu schien, und ich überhaupt gar nicht Lust hatte, auf die bekannte Controverse einzugehen, und verwies anstatt dessen auf eine (auch von Th. citirte) Abhandlung Casper's, in welcher dieselbe sehr erschöpfend erörtert ist. Mit der Erzählung dieses Factums wollte ich lediglich einen weitern Beitrag zu diesem Thema liefern, und es ist mir völlig unbegreiflich, wie Th. dadurch auf die Vermuthung kommen konnte, dass ich deshalb der Ansicht sei, die Strangulationsmarke sei in dem fraglichen Falle von der Art gewesen, wie sie bei lebend Gehängten nicht vorkomme, während ich doch gerade auf eine Abhandlung verweise, in welcher das Gegentheil ausführlich dargethan ist. Betreffend eben das Factum, so beliebe doch Th. die Casper'sche Abhandlung noch einmal nachzulesen, und er wird dann finden, dass bei den 3 von Casper selbst aufgehängten (nicht gedrosselten) Leichnamen die Strangulationsmarke vollkommen dieselbe Beschaffenheit hatte, wie bei dem von mir beobachten Selbstmörder, dass also mein von ihm angefochtener Ausspruch völlig richtig sei, und sein Tadel über irrige Ansicht u. s. w. mich gar nicht treffe. — Dass er mir gar noch vorwirft, ich habe die neueren Untersuchungen über den Streitpunkt gänzlich unberücksichtigt gelassen, ungeachtet ich meine Leser auf eine Abhandlung verweise, in welcher derselbe, von Daniel an bis auf die neueste Zeit, gründlich besprochen ist, und ungeachtet dies von mir erzählte Factum mit den Resultaten der in jener Abhandlung angeführten Experimente völlig harmonirt, ist eine Dreistigkeit, die ich nicht näher bezeichnen will, und vor der ein seinwollender Kritiker sorgfältig sich hätte hüten sollen.

Hätte Th. das von mir Geschriebene richtig gelesen, oder das Gelesene richtig bedacht, so hätte er sich seine unbescheidene und vorlaute Kritik ersparen können, welche ich um so weniger verdient habe, als er weiss, oder wenigstens wissen könnte, dass es meine Sache nicht ist, in einschlagenden Fällen die Untersuchungen Anderer unberücksichtigt zu lassen. Dr. *Hauff.*

IV. Miscellen.

Ehedem pflegten ausgezeichnete Aerzte entweder selbst dafür zu sorgen, dass ihre kleineren Schriften gesammelt und so der Mit- und Nachwelt nutzbar gemacht wurden, oder ihre Freunde, Schüler und Verehrer thaten es; denn vereinzelt und zerstreut würden dieselben nur Wenigen zu Gute gekommen und bald in Vergessenheit gerathen sein. So wurden denn auch in unserm Jahrhundert von den kleinen Abhandlungen von J. P. Frank, Hufeland, Formey, Heim, E. Platner, W. J. Schmitt, A. Henke, Kuhl, Louis, Ribes, A. Cooper, Marshall Hall u. A. Sammlungen veranstaltet, die, obwohl nicht alle vollständig, doch die Mehrzahl dieser Arbeiten der genannten Aerzte enthalten. Aber die Dissertationen und kleinen Schriften von Reil, Berends, Stieglitz (wir erinnern an dessen werthvolle Recensionen), Autenrieth u. v. A., welche zum Theil nicht einmal unter dem Namen dieser Männer erschienen, aber durchaus ihr Eigenthum, die dermalen fast vergessen und in der That kaum noch aufzutreiben sind, verdienten nicht minder gesammelt und hierdurch dem Untergange entrissen zu werden. Dies gilt namentlich von Autenrieth, dessen Verdienste um Pathologie und praktische Medicin dem grössern Theile der Aerzte fast nur durch Hörensagen bekannt geworden sind, während seine Arbeiten auf diesem Gebiete neuerdings, schon in historischer Beziehung, so grosse Wichtigkeit erlangt haben. Wollte sich doch Herr Prof. Autenrieth der Sohn bestimmen lassen, diese Schuld seinem Vater und der deutschen Medicin abzutragen! und möchten sich Andere finden, die der Wissenschaft einen ähnlichen Dienst leisteten durch Sammlung der kleineren Schriften anderer vorzüglicher Aerzte!

John Robertson behauptet (Med. Gazette 29. July, 1842), dass die allgemeine Annahme, bei den Negern träte die Pubertät früher ein, als bei den Weissen, und in heissen Himmelsstrichen früher, als in gemässigten, rein auf Irrthum beruhe, und dass die ebenfalls allgemein gültige Meinung, gewisse Einflüsse, wie die

luxuriöse Lebensweise der Reichern, das Arbeiten in geheizten Werkstätten, als die Pubertät befördernd anzusehn, nicht minder ungegründet sei.

Die Hirnerweichung (Leipzig 1842 bei O. Wigand) hat der Herausgeber Eisenmann allen den Aerzten gewidmet, welche die, an den König von Baiern gerichtete, Supplik (um seine Freilassung) unterschrieben hatten, und sind deren Namen in der Schrift selbst in der Reihenfolge abgedruckt, als sie unter jener aufgezeichnet standen. Schon während des Umlaufs derselben hier in Leipzig sprachen mehrere meiner Herrn Collegen ihre Verwünderung aus, mich noch nicht unterschrieben gefunden zu haben. Da sich nun Fremde, meinen Namen zuletzt unterzeichnet zu sehen, ebenfalls wundern, oder doch unrichtig auslegen dürften, so bemerke ich, dass ich eben die Supplik in Umlauf brachte, dass ich die Unterschriften sammelte, und mich daher erst dann unterschrieb, als der Umlauf beendet war. Schon hieraus werden meine Gesinnungen gegen Eisenmann zur Genüge einleuchten, um sie jedoch wiederholt an den Tag zu legen, danke ich bei dieser Gelegenheit öffentlich allen den Herrn Collegen, welche sich nicht durch kleinliche Rücksichten abhalten liessen, ihre Namen zu geben. *Hacker.*

Verschiedene Entgegnungen, welche der Redaction gegen den Aufsatz von v. Rosas: „Ueber die Quellen des heutigen ärztlichen Missbehagens" u. s. w. (Med. Jahrbb. des k. k. österr. Staates von 1842, Juli-, August- und Septbr.-Heft) zugegangen, sind, weil sich die Vff. nicht unterzeichnet wünschten, bereits zurückgesendet. Die Gegner aber, welche sich sogar der Redaction nicht nannten, oder ihre Kritiken pseudonym einschickten, werden ersucht, sie bald möglichst selbst zurück zu nehmen. Der Kampf zwischen Streitern mit geschlossenen Visiren gegen ein offenes ist nicht ritterlich. Wer den Muth nicht hat, für seine Ansicht mit seinem Namen einzustehen, wie bis jetzt Pastor Manheimer und Dr. Oettinger, der bleibe lieber davon.

Namenregister des 3. und 4. Bandes.

Albers, Antikr. IV, 109.
Bischoff, Antikr. III, 238. 249.
Blankmeister, Antikr. III, 114.
v. Bolschwing, IV, 339.
Braun, Antikr. IV, 136.
Dornblueth, Antikr. III, 366.
Dreyer, IV, 211.
Eisenmann, Antikr. III, 250. 257. IV, 3. Antikr. IV, 132.
Falke, IV, 285.
Fiedler, Antikr. IV, 253.
Gerson, III, 68. 138.
Genzke, Antikr. IV, 394.
Hacker, III, 117. 213. IV, 37. 296. 361. 408.
Hauff, Antikr. IV, 139 u. 405.
Hirschel, IV, 16.
Hohl, III, 103.
Krahmer, III, 216. 323.
Krause, III, 3.
Krüger-Hansen, III, 91. IV, 220. 273.
Kurtz, III, 273. Antikr. IV, 260 u. 385.
Levié, Antikr. IV, 404.
Löwenstein, Antikr. IV, 256.
Metz, Antikr. III, 118.
Meurer, III, 82. 88. IV, 267.
Meyer, III, 313.
Milieu, III, 62. 171.
Oehler, III, 318.
Otbek, IV, 145.
Reinbold, IV, 89. 97. 217. 263.
Rosenbaum, Antikr. III, 359.
Sachs, IV, 365.
Salomon in Hamburg, III, 119. Antikr. IV, 105.
Salomon in Leipzig, Antikr. III, 247.
Scharlau, III, 153. Antikr. 250. 260. IV, 169.
Schnackenberg, III, 25.
Schreber, IV, 141.
Siebert, III, 129.
Stilling, Antikr. IV, 136.
Stürmer, Antikr. III, 104.
Thierfelder, III, 51. 321. IV, 31. 161. 238.
Ungar, III, 190.
Upmann, Antikr. III, 363.
Volz, Antikr. III, 114.
Weil, Antikr. III, 110.
Wenderoth, IV, 207.
Wunderlich, Antikr. III, 227.

Sachregister des 3. und 4. Bandes.

		Seite
Aerztliche Vergehungen.	Ueber die gesetzliche Verhütung derselben am Krankenbette.	IV, 161
Antikritiken.	Gegen Albers	III, 359
	— Arnold	III, 112
	— Blankmeister	III, 250
	— Braun	IV, 404
	— Eisenmann	III, 114. IV, 260 u. 385
	— Haeser	III, 108
	— Isensee	III, 363
	— Krahmer	III, 104
	— Philipp	III, 227
	— Rampold	IV, 256
	— Richter	IV, 132
	— Rosenbaum	IV, 109
	— Sachse	III, 110
	— Salomon in Hamburg	III, 247. IV, 136
	— — — Leipzig	IV, 105
	— Scharlau	IV, 394
	— Spitta	III, 366
	— Steinheim	IV, 139
	— Theiss	III, 248
	— Thierfelder	IV, 405
	— Tott	IV, 253
	— Volkmann	IV, 114
	Die Redaction erklärt sich bezugs derselben für durchaus neutral.	III, 255
Apothekerordnung.	Ueber die erwartete — für das Königreich Sachsen.	III, 3
Apothekerprüfungen.	Ueber die — besonders in Sachsen.	IV, 145
Arsenik.	Ueber die Unzulässigkeit der innern Anwendung.	IV, 238
Arsenikvergiftung.	Vorschlag einer polizeilichen Vorsichtsmassregel dagegen.	IV, 141
Arzneimittel.	Missbrauch derselben.	III, 68
Arzneimittellehre.	Bemerkungen über die Reform der —	III, 273
	Was ihr Noth thut.	III, 153

Seite

Arzneitaxe. Krit. Bemerkungen über die neueste für Sachsen. III, 82
Vorschläge zu einer — für Deutschland. . . III, 257
Augenentzündungen. Ueber das Verfahren bei — . . IV, 220
Baderwesen in Baiern. Ideen zu einer Reform desselben. IV, 3
Balneologische Literatur. Uebersicht seit der Saison 1839. III, 216. 323
Brechweinstein in steigender Gabe bei Gehirnhöhlenwassersucht Erwachsener. . . . . IV, 211
Curiren der Apotheker. Ueber das — . . . . . IV, 10
Dentitio difficilis. . . . . IV, 244
Einfache Behandlung der Syphilis. Historisch-krit. Darstellung der Ansichten über die — . . . . . IV, 37
Entwicklungskrankheiten. . . . . IV, 244
Fomentationen. Zur Revision der gewöhnlichen Anwendung der kalten und warmen — . . . . . IV, 89
Geburtshülfe in Bremen. . . . . III, 318
Gelenkaffectionen. Reflexionen darüber. . . . . III, 91
Handwerksklappern. Das — der Aerzte. . . . . III, 25
Homöopathie. Briefe über den jetzigen Standpunkt der —. Zur Vermittelung der Extreme. . . . . III, 62. 171
Jodkali. Etwas zur Würdigung des — . . . . . IV, 361
Letzte Stunden des Herzogs von Orleans. . . . IV, 273
Medicinalverfassung. Ueber die baiersche . . . . III, 214
— — sächsische . . . . III, 88
Mutterkorn. Noch ein Wort darüber. . . . . IV, 207
Naturhistorische Bearbeitung der Pathologie. . . . . IV, 217
Naturhistorisches Princip. Ueber den Begriff darüber. IV, 217
Nervenphysik. Bemerkungen zu dem Gesetze der „excentr. Erscheinung für die Action sensibler Nerven.“ . . IV, 97
Pharmakodynamik. Können Forschungen nach homöopath. Grundsätzen für sie heilbringend sein? . . . . IV, 169
Pneumonien. Ueber das Verfahren bei —. . . . . IV, 341
Polemische Briefe eines Arztes. . . . . IV, 268
Polypharmakaster. Das verderbliche Treiben der — . III, 68
Prognose. Ueber die Unentbehrlichkeit derselben für das ärztliche Heilverfahren. . . . . III, 51
Promemoria für die Mitglieder der med. Section der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. . . III, 129
Puls. Ueber fehlerhafte Angabe desselben. . . . . IV, 263
Resorptionskraft der Venen. Bemerkungen darüber. . III, 313
Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart, aus der Vogelperspective betrachtet. . . . . IV, 16
Rügen. . . . . III, 119. 121. IV, 267
Schwefelarsenik. Ueber dessen Unzulässigkeit in der Lungensucht. . . . . IV, 238

		Seite
Scrophelbilder. H. Wolf's — kritisch beleuchtet. . .	III,	190
Selbstdispensiren. Ueber das — der Aerzte.	IV,	10
Strangulationsmarke bei Erhängten.	IV,	241
Syphilis. Ueber etwas Irriges in der Lehre der — . . .	IV,	31
Syphilitische Literatur. Revue derselben vom Jahre 1839 — 1841.	IV,	296
Therapie und Pharmakodynamik. Zur Beurtheilung der —	III,	138
Thierarzneikunde. Die — in Bezug zur Anthropoiatrik, und die Universitäten und Thierarzneischulen als Bildungsanstalten für Thierärzte.	IV,	285
Vagitus uterinus. Eine Erzählung von —	III,	103
Verantwortlichkeit eines Arztes. Wie weit sie für einen Kunstfehler geht, und von welchem Gesichtspunkte aus die Beurtheilung desselben geführt werden kann. .	III,	260
Wesen der menschl. Seele, Gott und Unsterblichkeit. Die Ergebnisse neuerer naturwissenschaftlicher Forschung in Beziehung auf die Lehre hierüber.	III,	304
Zunge. Ueber die trockene —	IV,	263

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an auf die von Neujahr 1843 an erscheinende

Allgemeine Zeitung

für

Militair-Aerzte.

Zur Förderung und Ausbildung des militair-ärztlichen Standes, zur Besprechung seiner Interessen und zur gegenseitigen Mittheilung aus der dienstlichen Praxis.

Unter Mitwirkung vieler Militair-Aerzte deutscher und ausländischer Heere

herausgegeben von

Prof. Dr. *H. Klencke,*

und

Ferd. Jul. Eduard Helmbrecht.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich ein Bogen in Quartformat, und kostet der ganze Jahrgang **vier Thaler.**

Braunschweig, den 1. October 1842.

Joh. Heinr. Meyer.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Hirn-Erweichung.

Von

Dr. *Eisenmann.*

gr. 8. 1842. brosch. 24 Ngr.

Inhalt:

I.

Denkschrift über die anatomischen Veränderungen bei der Hirn-Frweichung von Durand-Fardel, übersetzt von Dr. Eisenmann.

II.

Geschichte der Hirn-Erweichung vom allgemein-nosologischen Standpunkt von Dr. Eisenmann.

§. 1. Literatur der Hirn-Erweichung.
§. 2. Begriff und Sitz der Hirn-Erweichung.
§. 3. Anatomische Veränderungen der Hirn-Erweichung.
§. 4. Nächste Ursache der Hirn-Erweichung.
§. 5. Antiologie der Hirn-Erweichung.
§. 6. Symptomatologie der Hirn-Erweichung.
§. 7. Diagnostik der Hirn-Erweichung.
§. 8. Behandlung der Hirn-Erweichung.

Otto Wigand.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

3 6105 014 796 192

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004